

2003

Hans-Walter Scheffler

Jedes Ende ist ein neuer Anfang / Wie die Babcock-Konzernspitze die Stadt in eine neue Strukturkrise stürzte 29

Dietrich Behrends

„Philosoph im Rathaus“ von Belgiern und Nazis eingesperrt / Erinnerungen eines Sozialdezernenten nach dem Ersten Weltkrieg 39

Helmut Kawohl

Wie Phoenix aus dem Wasser / Kanu-Weltmeisterin Nadine Opgen-Rhein will olympisches Edelmetall 49

Monika Idems

Zwischen Wand und Boden / Hermann EsRichter macht „aktuellste Kunst“ 55

Jasmin Fischer

Neues Blechkleid für PS-Raubkatzen / Im „Veteranenladen“ restauriert Konrad Filip Auto-Legenden 61

Heinz Ingensiep

Phoenix auf der Schlacke / Gewerbepark Am Kaisergarten 67

Christian Duyf

Die „Droge Parkett“ / Oberhausens erfolgreichstes Tanz-Duo hat noch große Ziele 75

Marc Hippler

„Nur die Wahrheit wird uns frei machen“ / Gedenkhalle Schloß Oberhausen: 40 Jahre für Toleranz und Frieden 79

Jasmin Fischer

Keiner ist allein: Eine multinationale Familie in Oberhausen / 250 Teenager aus aller Welt probten die Team-Idee 85

Margitta Ulbricht

Im Wasserspeicher fließt jetzt das Wissen / Aquarius-Museum Mülheim informiert über kostbares Lebenselixier 89

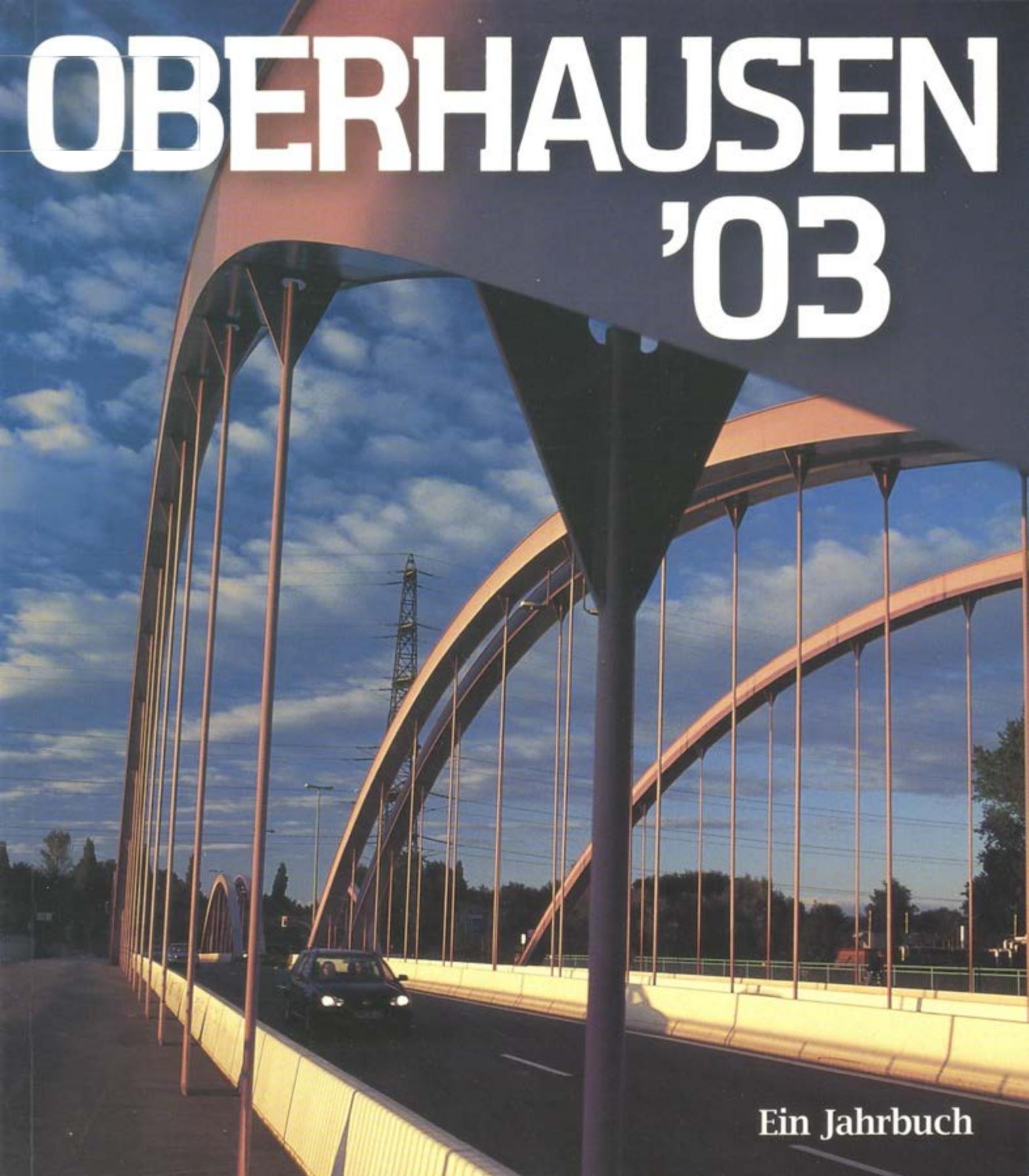
Barbara Hoynacki

Lichterglanz und Schattenspiele / Bühne frei für ein siebentägiges Clair-obscur der Kultur 95

Monika Idems Als Dorfsheriff frei und unabhängig / Mit dem Bezirksbeamten Gerd Leefmann auf „Präsenzstreife“	101
Michael Schmitz Schulz und Schulz / Der Häuslebauer und Kleeblatt-Pfleger	105
Klaus-Martin Schmidt-Waldbauer Das Hexenhaus vom Gleisdreieck / Bahnhof Buschhausen wäre 90 Jahre alt geworden	115
Michael Grundmann Mit dem Rasenmäher in die Formel 1 / Jumbo-Kart oder Geschwindigkeit ist keine Hexerei	121
Klaus Müller Wenn Senioren das Fernweh packt... / ...ist Weltenbummler Karl Weinert eine erste Adresse	125
Friedel Kaufhold Im dritten Anlauf die erste Liga erreicht / Durch NBO erlebt Basketball seine Wiederauferstehung	131
Hajo Berns „Ein Lied gut Geleit“ / Der Sterkrader Männergesangverein Cäcilia wird 150 Jahre	135
Michael Schmitz Fünf-Sterne-Kino / Der Lichtburg-Filmopalast adelt Leinwandfans und die Innenstadt	141
Heinz Ingensiep Die Chance auf Schienen / Oberhausen wird bedeutendes Güterumschlag-Zentrum für Deutschland und Westeuropa	145
Dirk Brichzi Immer nur steil bergab / Sonja Granzow und Anja Jerenko sind Deutsche Meister im „Downhill“-Fahren	153
Irene Riesener Mit Mut in die Zukunft / Manches Hundertjährige in der Liebfrauen-Gemeinde Sterkrade	157
Gustav Wentz Maloche macht Muskeln / Peter Hülsender führt über harte Arbeit zum Schönheitsideal	163

Martin Berger	
Ein starkes Stück Sterkrade / Das Technische Rathaus belebt einen ganzen Stadtteil	167
Friedel Kaufhold	
Von verbrannter Erde und enttäuschten Fans / Sportart Eishockey ist nach fünf Jahren „gestorben“	171
Michael Schmitz	
Die Theke als Bühne / Wechsel im Theaterrestaurant Falstaff	173
Friedel Kaufhold	
Vom grünen Tisch in die erste Bundesliga / OTHC komplettiert das Trio der Oberhausener Erstligavereine	177
Helmut Kawohl	
Blick zurück auf 2002 / Oberhausener Schlagzeilen	180

OBERHAUSEN '03

The image shows the cover of a yearbook. The background is a photograph of a modern bridge with a distinctive design of curved, copper-colored arches supported by vertical steel cables. A dark car is driving on the bridge's roadway. The sky is blue with scattered white clouds. The title 'OBERHAUSEN '03' is printed in large, bold, white, sans-serif capital letters in the upper right quadrant.

Ein Jahrbuch

TITELBILD

Momentaufnahmen aus Oberhausen - hier an der Brücke Osterfelder Straße - hat der Fotograf Rudolf Holtappel für das neue Jahrbuch eingefangen.

RÜCKSETZE

Im Olga-Park erinnert der Förderturm an Oberhausens industrielle Vergangenheit.

HERAUSGEBER

*Printmanagement Plitt GmbH, Oberhausen
in Zusammenarbeit mit der Stadt Oberhausen - Bereich Öffentlichkeitsarbeit -
und mit freundlicher Unterstützung
der Stadtparkasse*

© Alle Rechte vorbehalten

*Nachdruck auch auszugsweise nur mit
Genehmigung des Verlages*

KONZEPTION UND REDAKTION

Helmut Kawohl, Ha-Jo Plitt, Michael Schmitz

GESTALTUNG

Claus Schneider

FOTOS

*Herbert Beckmann · Archiv Dietrich Behrends · Olaf Bergmann · Janne Beuter · Frank Elschner
Manfred Ehrich · Jochen Emde · Ute Freise · Ruth Gläser · Rudolf Holtappel · Werner Joppke
Rebekka Nietzke · Kerstin Prasse · Thomas Prillwitz · Privatarhive · Hermann EsRichter
Archiv Rudolf Selhof · Stadtarchive Oberhausen und Duisburg · Thomas Thöne
WAZ-Archiv · Otto Wesendonck*

HERSTELLUNG

*Printmanagement Plitt GmbH, Oberhausen
Feldstraße 21, Telefon 02 08 / 205 70 07*

Dezember 2002

VisiOnen

Er ist knapp 80, einer breiten Masse weniger bekannt als Person, aber seine Bilder begegnen den Menschen beinahe allüberall.

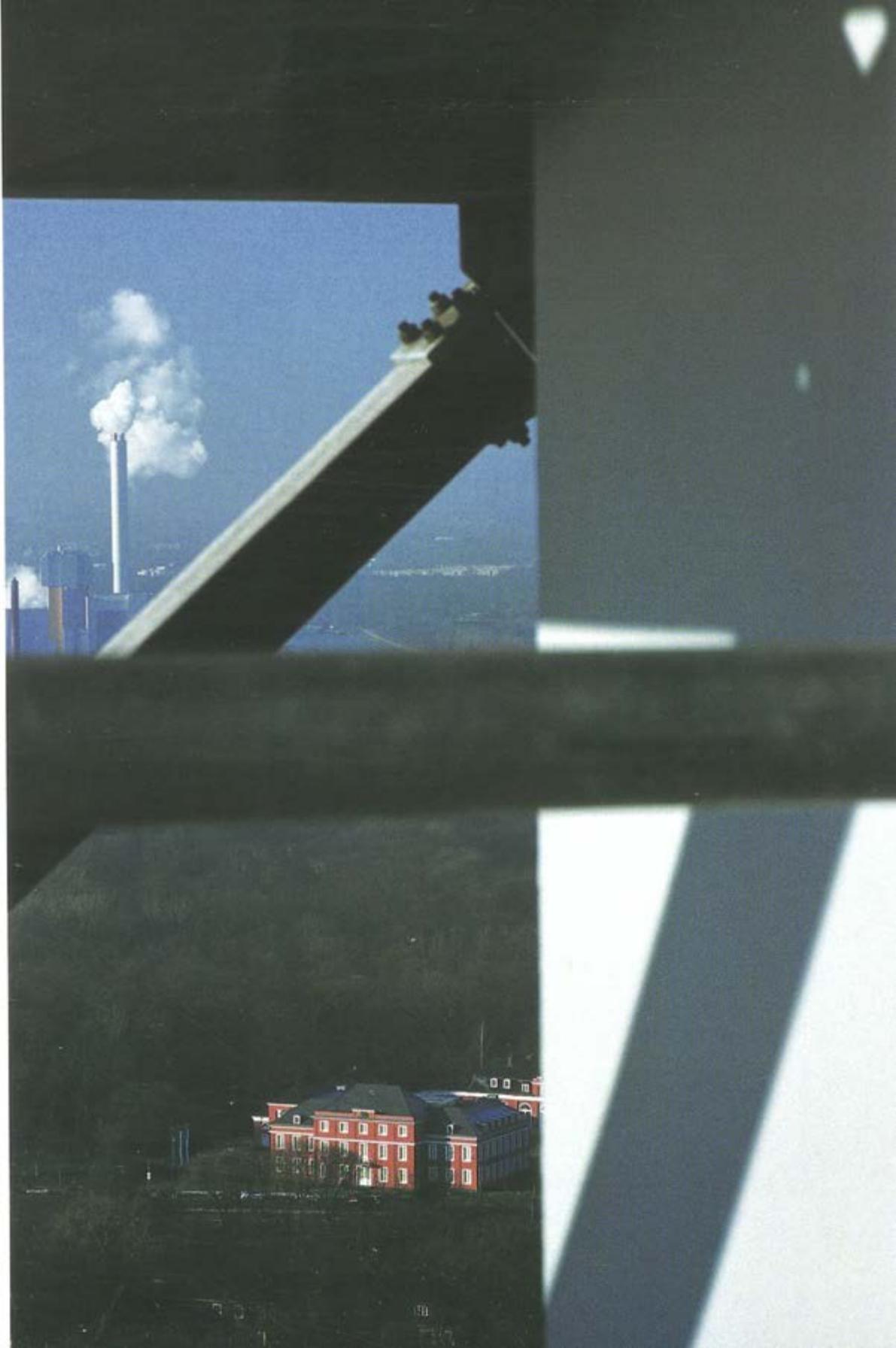
Als Bildkünstler ist der Oberhausener Rudolf Holtappel eine immer noch fotografierende Legende. „Rudi“ wird 1923 in Münster geboren, seine dortige Fotolehre bei Rudolf Lindemann wird durch den Militärdienst unterbrochen. Der angehende Fotograf wird schwer verwundet, kann nach einem Lazarettaufenthalt in München an der Staatslehranstalt für Lichtbildwesen studieren. 1950 macht er seine Meisterprüfung, seit 1953 arbeitet er als freier Bildjournalist.

Er arbeitet für WDR und ZDF, für Zeitungen, Wirtschaftsmagazine und Werkzeugzeitschriften, gestaltet zahlreiche Ausstellungen, auch mittlerweile 16 Bildbände. Und er heimst Preise ein, Handelsblatt-Wirtschaftsfoto: Platz 1,2 und 6 anno 1976; Deutscher Wirtschaftsfotopreis: 5. Platz 1978, 1. Platz 1979. Holtappel arbeitet für Henkel und Karstadt, das für die photokina unesco „Work and Leisure“ ausgewählte Foto geht in einer Bilderschau auf Weltreise. Und er

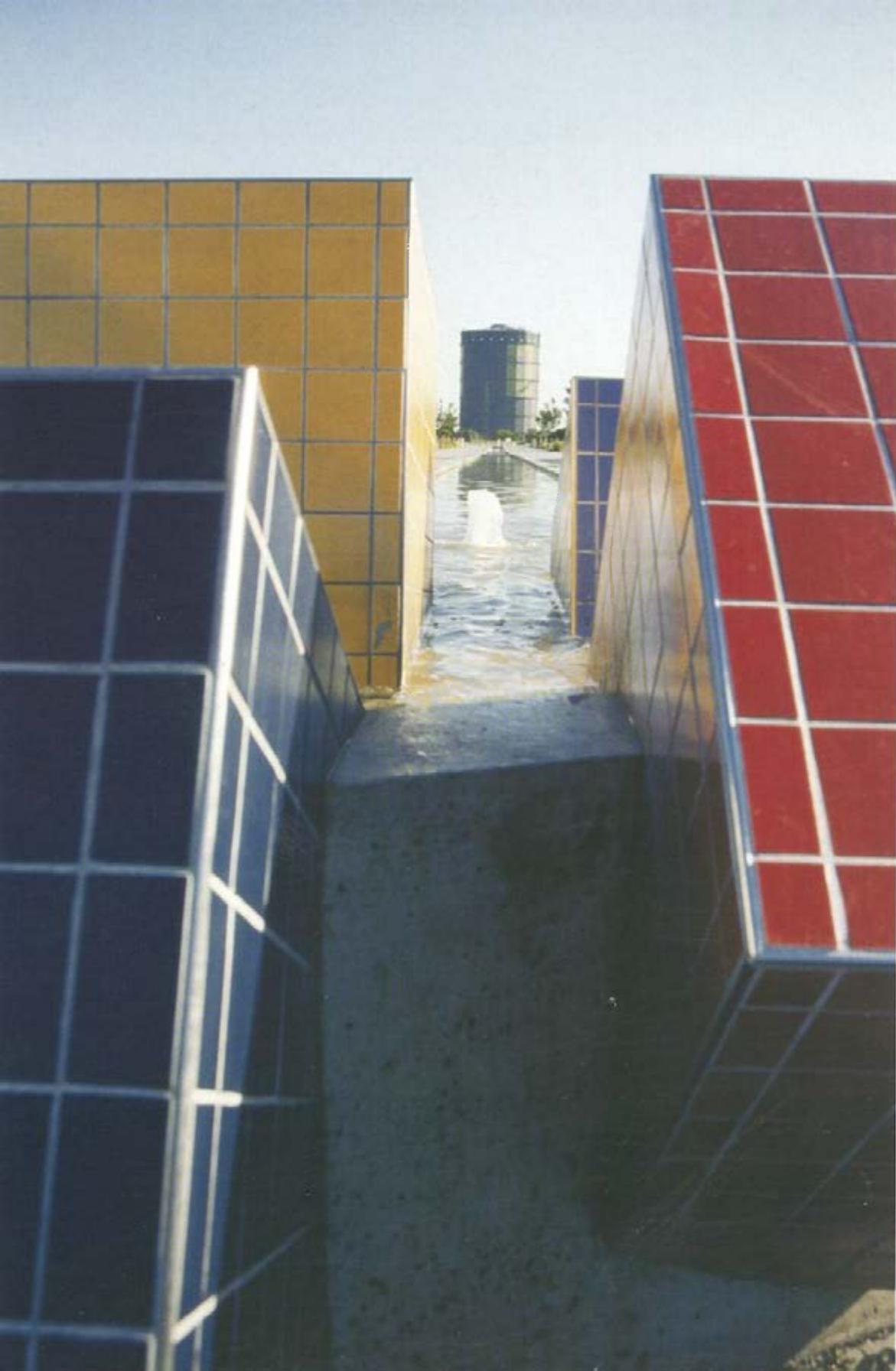
beschäftigt sich später zunehmend mit der Wiederentdeckung alter Fototechniken, arbeitet mit Bromöldruck, Cyanotypie und Salzprints aus den beinahe 160 Jahre zurückliegenden Anfängen der Fotografie.



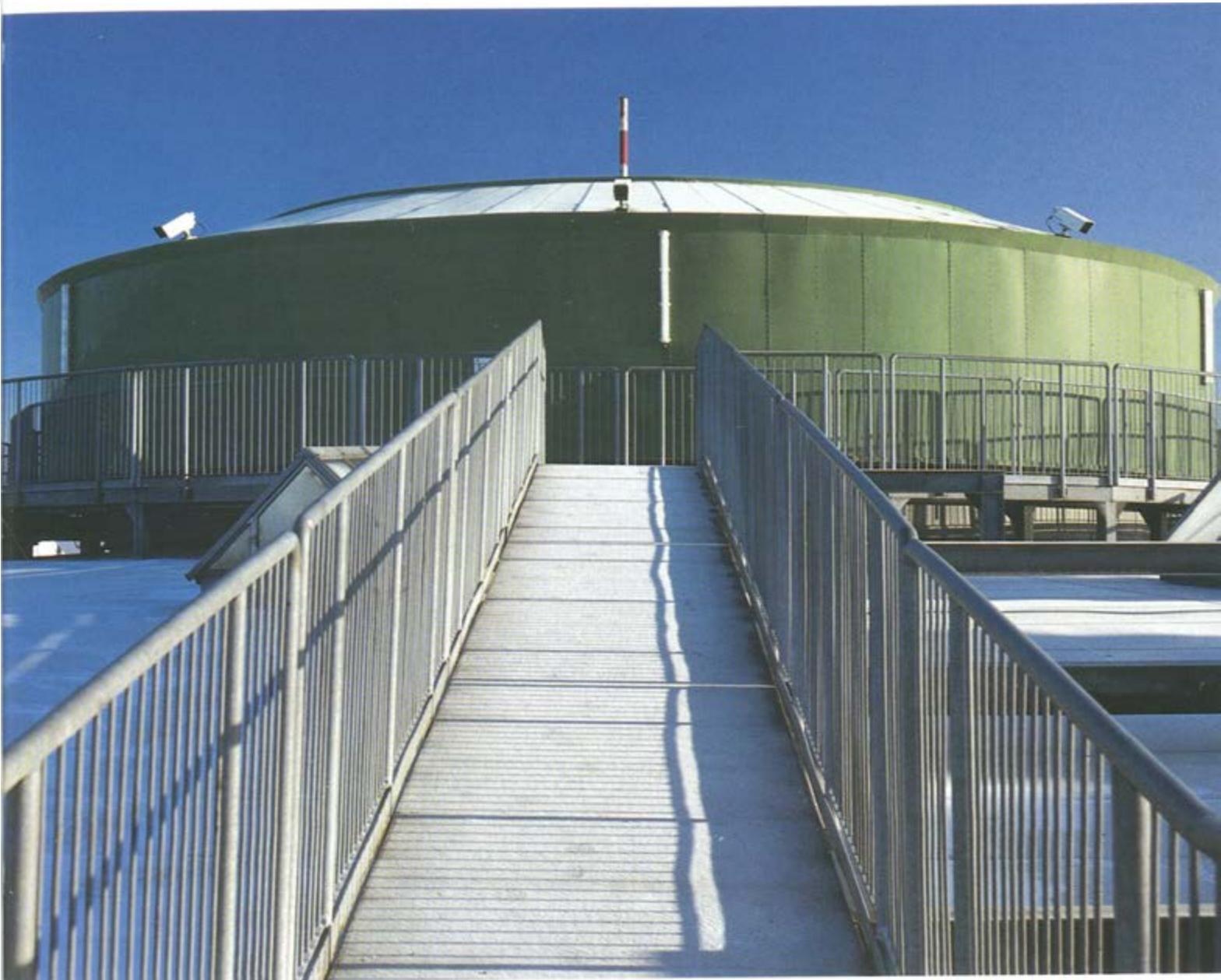
Und es gibt den Bildkünstler Rudolf Holtappel, der wie wohl kein anderer die Oberhausener Industriekulisse der 50-er und 60-er Jahre abgelichtet hat - und dessen eigentliche Liebe und Passion die Theaterfotografie ist. Schon früh fängt er damit an, in Mainz, Krefeld, Berlin und natürlich in seiner damals schon Heimatstadt Oberhausen. Holtappel begleitet beinahe die gesamte Ära des legendären Regisseurs Günther Büch, seine Porträts etwa von Günther Lamprecht oder Peter Handke oder Büch selbst sind erzählte Geschichte, bei einigen Inszenierungen gestaltet er gar Bühnenbilder. 1992 entdeckt Klaus Weise den eigenwilligen Künstler wieder für das neue Oberhausener Schauspiel. Und auch dort bebildert er, wie auf dem Brücken schlagenden Titel dieses Buches und den folgenden Seiten, VisiOnen.



*Aus 110 Metern
Höhe ein Blick auf
Industrie-Kultur mit
dem Schloss als für
die Musen gebaute
Poesie und dem
Endspiel für den
Müll der Region.*



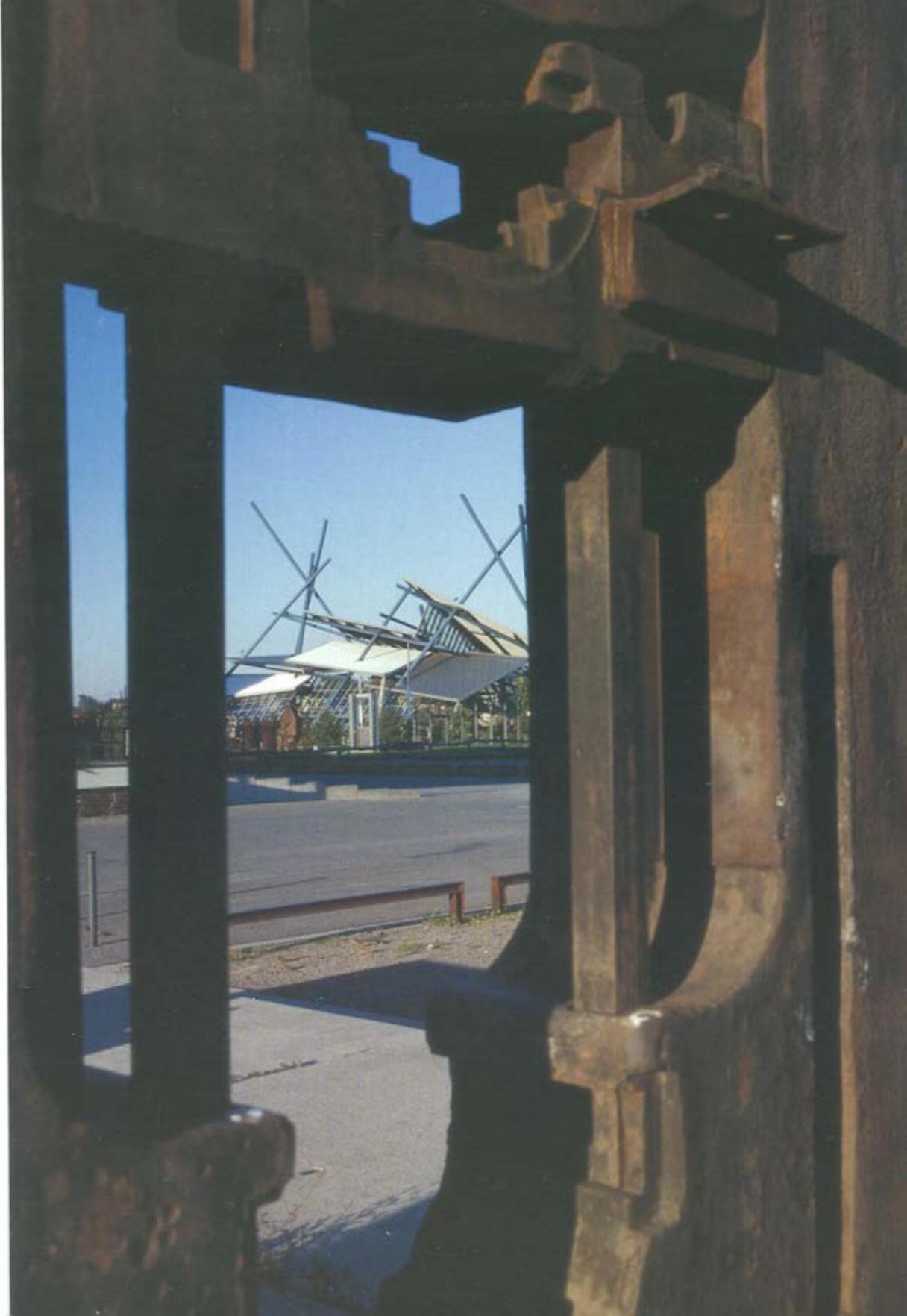
Aus diesem Blickwinkel, beinahe an den Horizont der Wasserstraße gerückt, wirkt der Gasometer geradezu zierlich.



*Jetzt, fast am Gipfel angelangt, entfaltet
der einstige Industrie- und heutige
Kulturkoloss seine monumentale Kraft.*



*Eine Sinfonie in Müll-
Moll: Die Liricher
Verbrennungsanlage
in klaren geometri-
schen Formen als
architektonisches
Industriedokument.*



*Durch ein kleines
Industriefenster
richtet die Kamera
ihr Auge auf ein
weiteres, gänzlich
konträr gestaltetes
Stück Baukunst, die
ÖPNV-Haltestelle
"Neue Mitte"*



*Ein bisschen Handel, ein bisschen Wohnen,
ein bisschen Grün skizziert dieser Blick auf
das typische Zusammenspiel in Oberhausen.*

Weiß Gott: Das wäre ein Objektiv, wie es sich auf die großen VisiOnen richten könnte, mit der das schräge O. neuen Glanz erhalten soll.



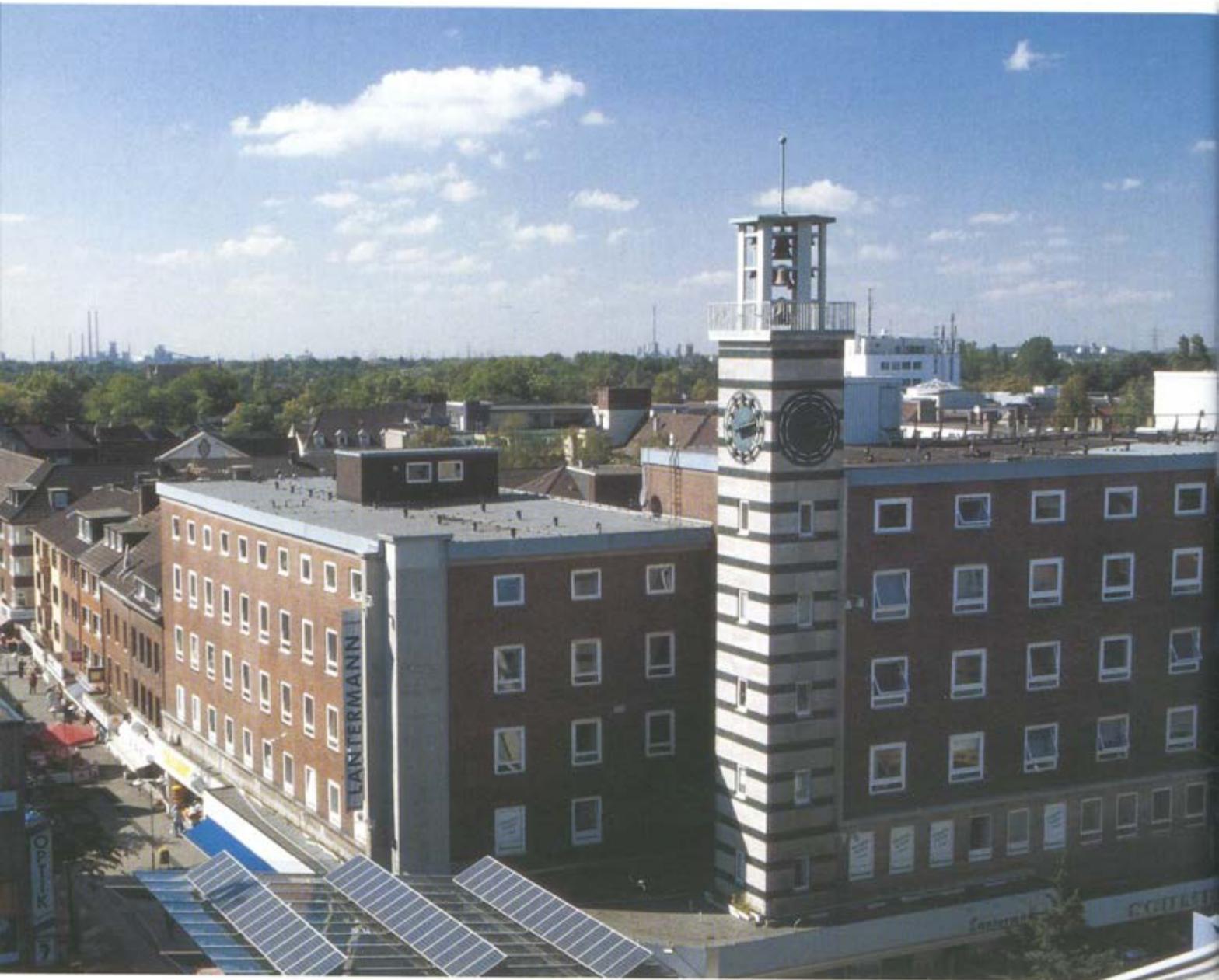
RührRAGCm 01 DN 5000
mit Widerlagerstütze aus Stahl
Rührpaarung aus 100% Nickellegiertem
Nischen A der Thyssen Krupp AG
Diente zur Aufnahme von Wärmedehnungen
Drehzahlmenge max. 385000m³/h
Punkte Weite 100m, gebaut 1968



Einmal verschnauften vor dem Bummel durch Sterkrade am Brunnen, der von Künstlerhand geschaffen die industrielle Vergangenheit Oberhausens spiegelt.



*Und dann rein in ein fast mediterranes
Treiben, wie es der Wochenmarkt im
Herzen Osterfelds bietet.*



*Süßer die Glocken nie klingen, als zu der
Sterkrader Zeit, s'ist, als ob Engelein
singen, Lieder von Frieden und Freud.*



*Das muss sich auch der Bildkünstler
gedacht haben, als er sich für diesen
Schnappschuss ein venezianisches
O-Ambiente auswählte.*



*Jetzt ist es wieder
heimatlich: Was der-
einst als Wohnsilo
geschmäht wurde,
dürfte heute schon
fast ein Fall für den
Denkmalschutz sein.*



Und das ist der Denkmalschutz des nächsten Jahrhunderts: Alte Industrieverwaltung als neuer Tempel der Bürokratie.



*Einmal Adler
spielen und dann
nicht wissen, wo
man gelandet ist.
Nur drei alte Säulen
werden eingefleisch-
ten Oberhausenern
die Orientierung
geben.*



Unbeirrt aber setzt der Adler seinen Flug fort, um mit seinem berüchtigt scharfen Auge wieder neue VisiOnen zu entdecken.



Jetzt ist er gelandet, aber hoppla, wo denn nur? Hat er sich womöglich gar in eine Ausstellung zur Zechenkunst verirrt?

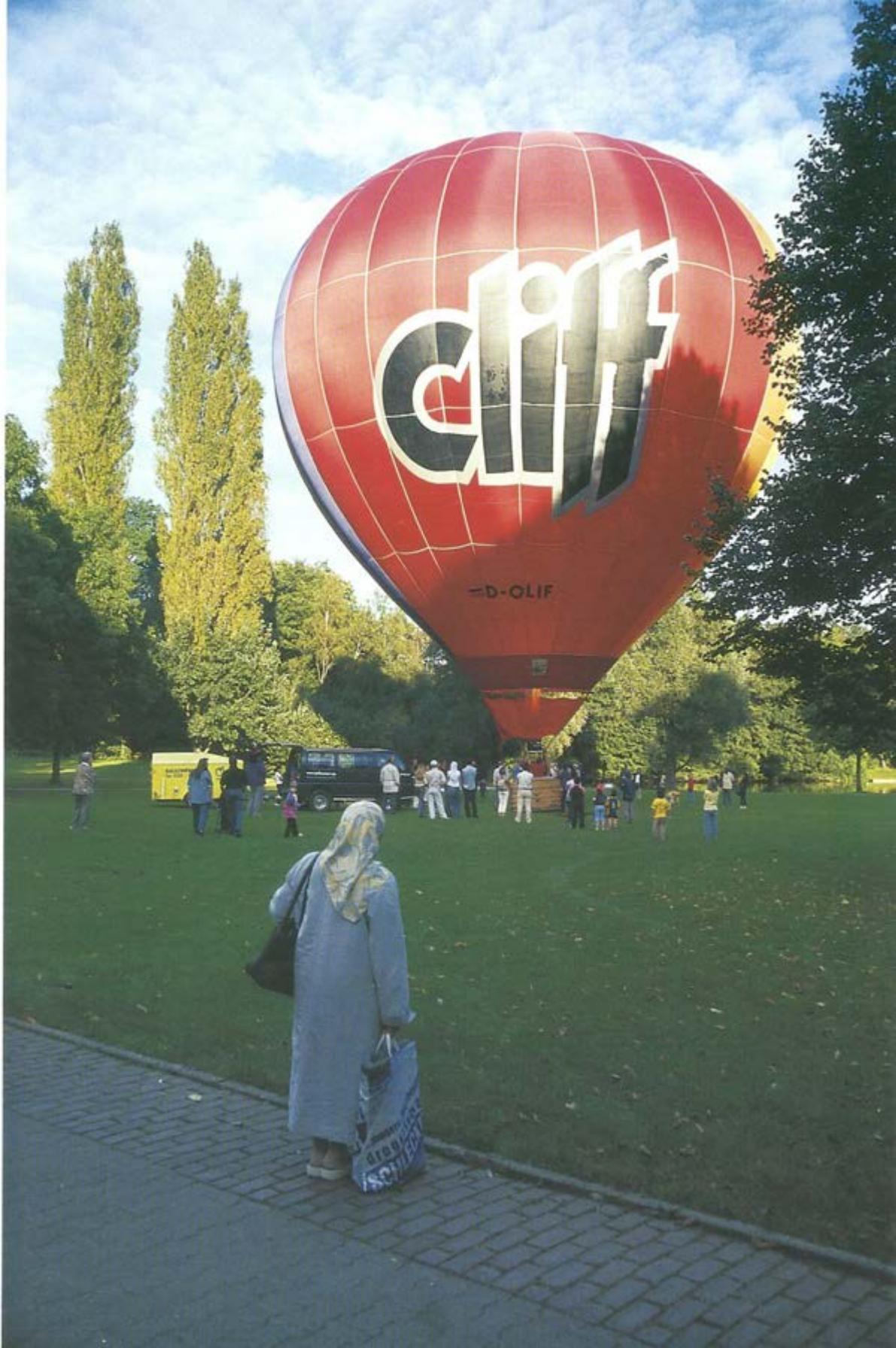


Dann doch lieber wieder aufsteigen: Aus dieser Perspektive wirkt die könig-pilslich dekorierte Halle der Event-Kultur auch deutlich zierlicher.



Ohne die Versorgungsadern im Vordergrund kein Fahrvergnügen im Hintergrund, wie es auch das Riesenrad im schicken Centro-Park bietet.

*Und jetzt mal nicht
fliegen wie ein
Adler, sondern
fahren wie ein
Kapitän der Lüfte.
Ein Ausritt von der
grünen Wiese nach
BallOnien ist doch
auch was.*





*Hat sich der Heißluftballon etwa auf dem
Gasometerdach verheddert?
Na dann fröhliches Wassern, unten wartet
schon das Rettungsboot.*



*Es wird Abend, jede
VisiOn hat ein Ende.
Da macht es sich
doch ganz idyllisch,
mit der aufblühenden
Emscher in
Genossenschaft zu
treten.*

WIRTSCHAFT

Jedes Ende ist ein neuer Anfang

Wie die Babcock-Konzernspitze die Stadt in eine neue Strukturkrise stürzte

VON HANS-WALTER SCHEFFLER

„Im nachhinein stellen die Menschen häufig fest, dass diese oder jene Entscheidung, die sie oder andere getroffen haben, falsch war. Das gilt auch für das Management einer Industriegruppe, das naturgemäß immer aus der jeweiligen Situation die Entscheidungen zu treffen hat, auch wenn sie langfristige Auswirkungen haben. So haben sich nach der Durchführung einiger Investitionen oder Beteiligungserwerbe auf den Absatzmärkten in Europa und in Übersee gelegentlich neue politische oder wirtschaftliche Situationen ergeben, die dann zu der Erkenntnis führten, dass die eine oder andere Entscheidung besser nicht getroffen worden wäre. Damit muss man leben. Vielfach verfolgte ein neues Management auch andere Ziele als seine Vorgänger oder wurde einfach mit den neu aufkommenden Problemen nicht fertig - vor allem, wenn ungeeignete Führungskräfte eingesetzt oder geeignete Mitarbeiter mangelhaft betreut wurden.“

(Hans Lorenz Ewaldsen, von 1967 bis 1983 Babcock-Vorstandsvorsitzender, von 1984 bis 1992 Vorsitzender des Aufsichtsrates, im September 2000)

„Viele Beispiele aus der Geschichte deutscher Firmen haben gezeigt, dass in Schwachlastzeiten nicht



Fünf vor zwölf für Babcock - auch am Hauptbahnhof

sofort Werksteile stillgelegt und viele Mitarbeiter entlassen wurden, sondern dass man versucht hat, durch Innovationen und Durchhaltemaßnahmen Arbeitsplätze zu erhalten; so ist es auch bei der Deutschen Babcock in den 60-er Jahren geschehen. Dem Chronisten bei Babcock fällt jedoch auf, wie in den 90-er Jahren immer wieder durch schnellen Abbau von Personal Finanzlücken geschlossen werden sollten. Wenn man die Sozialpläne sieht, die viele hundert Millionen DM verschlangen, muss man sich fragen, ob es nicht besser gewesen wäre, einen Teil des Geldes für Innovationen zu verwenden, um Arbeitsplätze zu erhalten. Arbeitsplatzerhaltung und -beschaffung ist eine größere unternehmerische Leistung als nur die Senkung der Kosten durch Entlassungen. In der Vergangenheit hat die Frage der Ar-

beitsplatzerhaltung und -beschaffung bei Babcock eine bedeutende und erfolgreiche Rolle gespielt. Die heute allgemein vorherrschende Tendenz, aufkommenden Schwierigkeiten sogleich durch Arbeitsplatzabbau zu begegnen, anstatt Arbeitsplätze durch verstärkte Forschung und Entwicklung zu erhalten bzw. zu schaffen, ist zu bedauern.

Zukunftsweisend kann nur eine innovativ denkende Unternehmensleitung sein. Ganz besonders hervorzuheben ist die Bereitschaft der Belegschaft, auch in schweren Zeiten zum Unternehmen zu stehen und erhebliche finanzielle Einbußen hinzunehmen. Dieser Geist der Firmentreue bei Babcock sollte nicht durch allzu rigorosen Arbeitsplatzabbau gestört werden. Die Identifikation der Mitarbeiter mit dem Unternehmen war ein wichtiger Bestandteil der erfolgreichen Unternehmensentwicklung der Deutschen Babcock über nunmehr ein volles Jahrhundert.“

(Prof. Dr. Gerhard Deuster, 1981 bis 1997 Aufsichtsratsmitglied der Deutschen Babcock Energie- und Umwelttechnik AG. Beide Zitate aus: „Im Wandel der Generationen - 100 Jahre Deutsche Babcock“, erschienen 2000 im Plitt Verlag, Oberhausen)

Das erste Alarmsignal war am 1. März 2002 in den Zeitungen zu lesen: „Die Babcock Borsig AG hat im ersten Quartal des Geschäftsjahres 2001/2002 (30. September) ihren Verlust ausgeweitet und die Prognose eines allenfalls ausgeglichenen Ergebnisses für das Gesamtjahr bekräftigt. In seinem Zwischenbericht weist der Oberhausener Industriekonzern einen gegenüber dem Vergleichsquartal des Vorjahres um 14 Mio auf 72 Mio Euro vergrößerten Verlust im gewöhnlichen Geschäft aus. Der Auftragseingang des Konzerns ging im Ende Dezember ausgelaufenen ersten Quartal um 57 % auf 950 Mio Euro zurück. Als Ursache nennt Babcock neben der schlechten Konjunktur eine spürbare Zurückhaltung bei der Auftragsvergabe und das Fehlen von Abrechnungen von



Geritzte Stimmung nach der Betriebsversammlung bei Babcock

Großanlagen. Dies habe vor allem das Geschäftsfeld Energietechnik zu spüren bekommen. Im Berichtszeitraum sei nicht ein einziger Großauftrag im Bereich konventionelle Kraftwerke zu verbuchen gewesen. Die Auftragslage im Schiffbau wurde dagegen als sehr gut bezeichnet.“

20. März 2002: Die WAZ berichtet: „Die Hauptversammlung des Babcock-Borsig-Konzerns war keine, wie sie alle Tage stattfindet. Die Kritiker machten ihren Ärger nicht mehr durch Zwischenrufe oder Klatsch-Tiraden, sondern durch Fragen und Argumente deutlich. ‚Ich habe das Gefühl, dass hier Monopoly gespielt wird‘, sagte ein Kleinaktionär. Es gehe nur noch ums Kaufen und Verkaufen von Beteiligungen - und nicht darum, Unternehmen in schwarze Zahlen zu bringen, kritisierte er. Vor allem dem rasanten Strategiewechsel von Vorstandschef Lederer galt die Kritik der Aktionäre. In der vergangenen Woche verkündete der Konzern den Verkauf der Hälfte seiner 50%-igen Mehrheit an der Kieler Werft HDW. Der Preis soll bei 200 Mio Euro liegen. Nur wenige Wochen zuvor hatte Lederer den Schiffbau noch als lukrativstes Kerngeschäft dargestellt. Nun muss sich Babcock-Borsig auf den Bau von Kraftwerken be-

schränken. Lederer selbst will Oberhausen verlassen und HDW-Chef bleiben.“

30. Mai 2002: Babcock Borsig steht nach eigenen Angaben „vor einem entscheidenden Abschnitt seiner Geschichte“. Geplant sind tief greifende Einschnitte, die von der Unternehmensberatung Roland Berger erarbeitet werden. Im 1. Halbjahr des Geschäftsjahres 2001/02 fiel im operativen Tagesgeschäft mit 208 Mio Euro ein hoher Verlust an. Dies sei aber geplant gewesen. In dem Fehlbetrag enthalten ist bereits ein Teil der Restrukturierungskosten, die jetzt geballt auf Babcock Borsig zukommen. Da man aus laufenden Projekten Zahlungen erwartet, hält das Unternehmen für das gesamte Jahr ein ausgeglichene

Borsig will die Konzern-Holding drastisch verkleinern und richtet sich auf ein Geschäftsvolumen von nur noch 2,5 Mrd Euro ein.“

14. Juni 2002: Nach einem halben Jahrzehnt endet bei Babcock Borsig eine Ära: Prof. Dr.-Ing. Klaus G. Lederer hat mit sofortiger Wirkung alle Ämter im Oberhausener Konzern niedergelegt. Der Aufsichtsrat hat dem zugestimmt. Er wurde vom Vorstand über die Eckpunkte des geplanten Restrukturierungsprogramms informiert und beabsichtigt, Dr. Jochen Melchior zum neuen Vorstandsvorsitzenden des Konzerns zu berufen.

20. Juni 2002: Die Krise um den Babcock-Konzern sorgt für kommunalpolitische Turbulenzen. Oberbür-

germeister Burkhard Drescher liefert mit einer ungewöhnlichen Schelte überörtliche Schlagzeilen: „Der ehemalige Babcock-Chef Prof. Lederer hat die Interessen der Beschäftigten verkauft, um seine Haut zu retten.“ Entsetzt zeigt sich Drescher über die Kaltschnäuzigkeit, mit der Beteiligungen hin- und hergeschoben würden, ohne Rücksicht auf die Folgen für Standorte, ihre Beschäftigten und den Gesamtkonzern zu nehmen. So sei die Sperrminorität am Datenverarbeitungsunternehmen DVO ohne Kenntnis des Aufsichtsrates an IBM veräußert worden:

„Der Erlös wurde dringend zur Verbesserung der Bilanz benötigt. In der Politik wird man für so etwas abgewählt und nicht lukrativ befördert.“

22. Juni 2002: Bei Babcock Borsig droht die Insolvenz, aber noch gibt es Hoffnung. Konzern-Sprecher Hans-Joachim Wieckmann: „Bei gutem Willen ist das Problem lösbar.“ Die WAZ berichtet, die Westdeutsche Landesbank (WestLB) sei bereit, zusätzliche Mittel bereitzustellen. Auch bei der Preussag, die an Babcock Borsig beteiligt ist, scheint es eine entsprechen-



Krisengespräche am Rande der Babcock-Messe in der Kantine v. l. OB Burkhard Drescher, SPD-Landesgeneralsekretär Michael Groschek und Babcock-Gesamtbetriebsratsvorsitzender Heinz Westfeld

nes Bruttoergebnis für möglich. Die Umsetzung des Sanierungskonzeptes werde dennoch zu einem Verlust in dreistelliger Millionenhöhe führen. Eingerechnet sind darin bereits außerordentliche Einnahmen aus weiteren geplanten Firmenverkäufen. Babcock



Run auf die Busse zur Demonstration nach Düsseldorf

de Bereitschaft zu geben. Um Babcock Borsig zu retten, müssen aber auch die anderen Kernbanken mitziehen. Dazu gehören insbesondere die Deutsche, die Dresdner und die Commerzbank. Sollte das von der Unternehmensberatung Roland Berger erarbeitete Konzept umgesetzt werden, bedeute dies einen Verlust von mindestens 1000 Arbeitsplätzen. Im Fall einer Insolvenz werde es jedoch das Drei- bis Vierfache, so Betriebsratschef Heinz Westfeld. Babcock Borsig beschäftigt 22000 Mitarbeiter, davon 13000 in Deutschland. Von den 860 Arbeitsplätzen in NRW sind fast 3000 in Oberhausen und 110 in Aachen angesiedelt. Die Arbeitnehmer sollen zur Rettung des Konzerns aus eigenem Einkommen einen Beitrag von 50 Mio Euro aufbringen. Westfeld glaubt aber nicht, dass dies zumutbar und möglich ist.

3. Juli 2002: Das Krisengespräch zur Rettung des angeschlagenen Oberhausener Maschinenbaukonzerns bringt bis zum späten Abend in der Düsseldorfer Staatskanzlei noch kein Ergebnis. Am Ende der Runde, die auf Drängen von NRW-Ministerpräsident Wolfgang Clement zustande kam, werde entweder die Rettung oder der Insolvenzantrag des Konzerns stehen, sagte ein Babcock-Sprecher. An dem Gespräch nahmen Politiker, Gläubigerbanken, Anteilseigner

und der US-Investor One Equity Partners (OEP) teil, der von Babcock bereits das Werftunternehmen HDW erworben hat. Zum Inhalt der Beratung hatte der Babcock-Aufsichtsratsvorsitzende Friedel Neuber vor Beginn gesagt, es werde über ein Finanzierungskonzept gesprochen. Dem Konzern fehlen nach Angaben von Clement für die Umsetzung des Sanierungskonzeptes der Unternehmensberatung Roland Berger 700 Mio Euro. Clement: „Die Gespräche stehen unter äußerstem Zeitdruck.“

4. Juli 2002: Die Babcock-Krise gerät zum Höhepunkt des Bundestagswahlkampfes in

Oberhausen. Am Abend kommt Bundeskanzler Gerhard Schröder per Hubschrauber nach Oberhausen und erklärt unter donnerndem Applaus in der Luise-Albertz-Halle: „Ich weiß sehr wohl, wo ich hier bin und was hier los ist. Wenn diejenigen, die da zu entscheiden haben über Menschen-Schicksale, damit ebenso sorgsam umgehen würden wie mit ihren eigenen Gehalts-Maßstäben, dann war' es besser in Deutschland.“

8. Juli 2002: Die Babcock-Krise beschäftigt bundesweit die Medien. Die „Süddeutsche Zeitung“ kommentiert u.a.: „Babcock ist nicht zum ersten Mal am Ende. Das Traditionsunternehmen, das auf die 1891 in London gegründete Babcock & Wilcox zurückgeht, stand auch schon in den 70-er Jahren am Abgrund. Dann wieder vor etwa zehn Jahren, und jetzt ist es erneut so weit. Kaum ein Unternehmen ist von unfähigen Managern über Jahrzehnte so zu Grunde gerichtet worden wie dieser Verlustmacher, der zuletzt einen Jahresumsatz von 4,35 Mrd Euro schaffte und inzwischen unter einer Last von zwei Mrd Euro Schulden leidet. Kaum ein Unternehmen war so verschachtelt und verzettelt wie Babcock. Die Führung holte mit Vorliebe Großaufträge zu unzureichenden Preisen herein und lieferte seine Maschinen oder Kraftwerke dann zu spät oder in mangelnder Qualität ab.“

Der Gipfel war jedoch, was der bisherige Babcock-Chef Klaus Lederer sich geleistet hat, der vor fünf Jahren als Sanierer kam. Man kann sein Wirken nach ein paar Anfangserfolgen als durchaus trostlos bezeichnen. Für die Stadt Oberhausen ist die Pleite ein Desaster. Ihr ist ein Unternehmer zu wünschen, der die profitablen Reste von Babcock übernimmt und rettet."

In der „Welt“ hieß es u.a.: „Für den Oberhausener Konzern stellt sich nun die Frage, wie es weiter geht. Eine Zerschlagung des Konzerns wird wohl unvermeidlich sein. Denn schon bei den Verhandlungen hat sich herausgestellt, dass die übrig gebliebenen Sparten keine Überlebenschance haben. Die generieren zu wenig Umsatz, um wirklich einmal die Schulden in Höhe von knapp zwei Mrd. Euro zu tilgen. Die Zer-

8. Juli 2000: In der Aktuellen Stunde des Stadtrates gehört das Schlusswort dem Babcock-Betriebsrat und SPD-Stadtverordneten Dieter Janssen: „Die Kollegen wollen arbeiten.“ Janssen dankte allen Beteiligten, die der Belegschaft Mut gemacht hätten: „Ihr könnt euch nicht vorstellen, was die Kollegen erlebt haben.“ Er hoffe, dass die Insolvenz ein Neuanfang ist. Nach Einschätzung von Oberbürgermeister Burkhard Drescher gibt es bei allen Beteiligten einen „Grundsockel an Optimismus“ zur Rettung von Babcock. Der OB sprach von einem „relativ gesunden Konzern“. In der Öffentlichkeit werde übersehen, dass es sich um eine Insolvenz der Muttergesellschaft handle. Nunmehr müsse schnell versucht werden, mit der Gründung von Auffanggesellschaften zu verhindern, dass die fast 300 Tochter- und Beteiligungsunternehmen in

den Strudel der Holding gerieten. Diese arbeiteten nämlich überwiegend erfolgreich und profitabel: „Wir wollen den Standort erhalten und möglichst viele Beschäftigte hier behalten.“ Wichtig sei jetzt, kurzfristig eine kompetente Konzernführung zu bestellen und die Fortführung des Geschäftsbetriebes zu sichern. Drescher kritisierte die „Finanzakrobatik und das Missmanagement“ des alten Vorstandes: „Hier hat eine One-Man-Show stattgefunden“. Der Konzern müsse neu ausgerichtet werden, wobei auch über internationale Fusionen nachgedacht werden könne: „Die Holding ist ein Wasserkopf.“ Besonders dankte der OB Ministerpräsident Wolfgang Clement für

seinen persönlichen Einsatz und der Belegschaft für die Bereitschaft zu Opfern: „Ich ziehe den Hut vor den Beschäftigten.“

Einstimmig verabschiedete der Stadtrat eine Resolution, in der der bisherige Vorstandschef Lederer für die existentielle Schieflage von Babcock verantwortlich gemacht wird. Die Informations- und Beteiligungspflichten von Vorständen gegenüber Aufsichts-



Verkündete die Insolvenz: Personalvorstand Gerd Worriescheck (Mitte)

schlagung hat sich auch schon angekündigt und auch ein weiteres Euro-Loch. War bis gestern noch von einem Finanzbedarf von 700 Mio Euro die Rede, müssen heute nun 800 Mio Euro aufgebracht werden. Das zeigt, dass nicht alle Teilnehmer mit offenen Karten spielen."

räten in Aktiengesellschaften seien völlig unzureichend: „Aber auch die personalpolitischen Entscheidungen der Aufsichtsräte zur Führung des Unternehmens haben in den vergangenen Jahren zu dieser Entwicklung mit beigetragen.“ OB Drescher versicherte, dass sich Oberhausen als Stadt des Strukturwandels auch von Rückschlägen nicht entmutigen lasse: „Wir haben bisher auf die richtige Karte gesetzt und werden ungebrochen weiter arbeiten.“

14. Juli 2002: Die WAZ berichtet, dass durch die Insolvenzanträge der Babcock-Gesellschaften in der regionalen Wirtschaft eine Kettenreaktion ausgelöst wurde: „Die Kreishandwerkerschaft Oberhausen, die die Sorgen der betroffenen Beschäftigten teilt und die Hilfsbereitschaft von Bund, Land und Stadt anerkennt, sieht auch auf ihre Gewerke Folgen des Kollapses der Firma zukommen. In einem Schreiben an Bundeskanzler Gerhard Schröder und den NRW-Ministerpräsidenten Wolfgang Clement weist das Oberhausener Handwerk auf die misslichen Folgen der finanziellen Probleme von Babcock Borsig hin: „Durch die Insolvenz des Unternehmens sind viele Handwerksbetriebe und Zulieferer in eine prekäre Finanzsituation geraten und bedürfen dringend der kurzfristigen Liquidationshilfen, um nicht auch in die Insolvenz zu geraten.“

25. Juli 2002: Die Belegschaft hat ihren Beitrag zur Rettung des Babcock Borsig Konzerns bereits durch einen erheblichen Lohnverzicht geleistet. Jetzt wartet sie auf das Mitziehen der Gläubigerbanken. Die Sache ist dringlich, denn der bereits verschobene Termin der Lohnzahlung steht morgen an, sonst droht die Zahlungsunfähigkeit. Um auf die missliche Lage aufmerksam zu machen, wollen die NRW-Mitarbeiter/innen von Babcock Borsig heute vor dem Düsseldorfer Landtag aufmarschieren. Der Zeitpunkt spricht Bände: „Es ist kurz vor 12.“ Um 11.55 Uhr wird die Demo beginnen. Fieberhaft laufen auch die politischen Ge-



*Babcock-Messe in der Kantine:
Ev. Superintendent Dieter Hofmann*

sprache: Heinz Westfeld, Vorsitzender des Gesamtbetriebsrates, wird nach Berlin fliegen, um in der Staatskanzlei vorzusprechen. Um ein Treffen mit dem Kanzler bemüht sich auch Klaus Zwickel, der Chef der IG Metall.“

14. August 2002: 12000 der insgesamt 21000 Arbeitsplätze der im Insolvenzverfahren stehenden Babcock Borsig AG sind mittlerweile gesichert. Dies erklären Insolvenz-Verwalter Dr. Helmut Schmitz und der seit Juli amtierende Vorstandsvorsitzende Horst Piepenburg bei einer Zwischenbilanz. Medienauflauf nach der Sitzung von Lenkungsausschuss und Vorstand im 16. Stock an der Duisburger Straße. Bei der ersten Pressekonferenz des neuen Vorstandes und des Insolvenz-Verwalters, als noch alle 21000 Arbeitsplätze gefährdet waren, habe es in Strömen geregnet. Helmut Schmitz: „Heute scheint die Sonne, das ist ein gutes Omen.“ Die Rettung von bislang 12000 Jobs resultiert u.a. aus der Stabilisierung der Tochterunternehmen Schumag, TUMA, Babcock Industrie-Rohrleitungsbau und Babcock Borsig Espana. Man sei ein gewaltiges Stück des Weges weiter gekommen, alle wesentlichen Geschäfte würden gut geführt, man habe Tritt gefasst. Von allen risikobehafteten Töchtern werde man sich trennen, auch die in

Oberhausen angesiedelte Gießerei mit derzeit rund 100 Beschäftigten steht zum Verkauf an. Die Auffanggesellschaft, die Babcock Borsig PowerSystem heißen und zunächst unter der Dachmarke Babcock Borsig angesiedelt sein soll, werde sich auf Großdampfzeuger, Gas- und Dampfanlagen, Umweltbereich und vor allem Service konzentrieren.

1. September 2002: Das Duisburger Amtsgericht hat das Insolvenzverfahren über das Vermögen der Babcock Borsig AG und 24 weiterer Töchter des Maschinenbaukonzerns eröffnet. Zum Sachwalter der Gläubiger wurde der bisherige vorläufige Insolvenzverwalter Dr. Helmut Schmitz bestellt. In Eigenver-

räumt jedoch ein Anwachsen der Zahl auf knapp 1000 noch in diesem Jahr ein. Der Gesamtbetriebsratsvorsitzende Heinz Westfeld konkretisiert für Oberhausen: „Einschließlich der Montage werden 380 Kolleginnen und Kollegen ihre Kündigungen erhalten.“ Dies geschieht zum Teil direkt nach der Versammlung, für die anderen kommt die unerfreuliche Gewissheit am nächsten Morgen. Die entsprechenden Personallisten waren dem Betriebsrat zuvor zugegangen, auch die Arbeitnehmervertreter waren bei der Zusammenstellung gefragt. Ein Betriebsratsmitglied: „Eine äußerst unerfreuliche Aufgabe.“ Die ausgesprochenen Kündigungen sind auf den 31. Dezember termi-

niert, ein Teil der betroffenen Belegschaftsmitglieder kann zunächst in der Auffanggesellschaft GBW untergebracht werden. Für die anderen Gekündigten (70 %) erfolgt die direkte Freistellung, weil bei den jeweiligen Firmen kein Geld für die Auffanggesellschaft vorhanden ist. Um den Betroffenen ein kleines Stück bei den bevorstehenden Behördengängen entgegen zu kommen, richtet das Arbeitsamt umgehend eine Außenstelle in der Babcock-Zentrale ein. Das Arbeitsamt wird ihnen demnächst 60 % ihrer bisherigen Bezüge bezahlen, den Rest gilt es aus der Masse der jeweiligen Firmen einzufordern. Den Auftragsbestand des schrumpfenden Konzerns bezeichnet Piepenburg als zufrieden-

stellend: „Viele Mitarbeitern sind über Monate beschäftigt, wir kämpfen um weitere Order.“ Erfreulich sei zudem, dass bei den 126 Auszubildenden vor Ort bereits für 105 annehmbare Lösungen gefunden wurden.

1. Oktober 2002: Es geht aufwärts mit Babcock. Der Ort der Pressekonferenz zum Start der neuen Auffanggesellschaft Babcock Borsig PowerSystems könnte dafür als gutes Omen dienen: Es ist der 16. Stock im Verwaltungsgebäude. „Ich wechsele jetzt den Hut symbolisch“, bemerkt Horst Piepenburg als (noch)



Besorgte Mienen nach der Betriebsversammlung bei Babcock

waltung führt der Vorstand der Babcock Borsig AG unter Führung von Horst Piepenburg das Insolvenzverfahren selbst durch.

2. September 2002: Babcock-Vorstandschef Horst Piepenburg nennt konkrete Zahlen: In der Energietechnik wird der Konzern etwa 1000 Mitarbeitern kündigen. In der außerordentlichen Personalversammlung spricht der Insolvenz-Experte vor 1500 Teilnehmer/innen zunächst von 700 Betroffenen,

Vorstandschef der alten Babcock Borsig AG, als er den künftigen Kurs des Unternehmens erläutert: „Heute geht ein sehr starker Player auf den Markt.“ Mit 2560 Belegschaftsmitgliedern (darunter 796 in Oberhausen) stellt sich PowerSystems auf den Wirtschaftsfeldern Energietechnik, Umwelt und dem ertragsstarken Service auf. „Wir konzentrieren uns auf Bereiche, in denen wir technologisch stark und gut gerüstet für die Zukunft sind.“ Dass jetzt knapp 2600 Kolleginnen und Kollegen sichere Arbeitsplätze haben, lässt den Gesamtbetriebsratsvorsitzenden Heinz Westfeld, nach drei Monaten enormer Belastung, endlich mal wieder ruhig schlafen: „Sie starten ohne Schulden und haben gute Perspektiven.“ Für den Neuanfang erforderlich war u.a. die Zustimmung des Gläubigerausschusses, der sich langfristig von den Aktivitäten eine Erhöhung der Gläubigerquote verspricht. Die neue Gesellschaft wird in drei Schritten bis zum 1. August 2003 mit 30 Mio Euro Eigenkapital durch die Babcock Borsig AG ausgestattet. Neben den Banken sichern Bund und Land den erforderlichen Kreditrahmen von 360 Mio Euro zu 90 % ab.

5. Oktober 2002: Die in Deutschland einzigartige Weiterbildungseinrichtung der Babcock Borsig AG ist gerettet. Die Übernahme durch die Münchener Tiba Managementberatung GmbH, mit über 50 Mitarbeitern und einem Honorarvolumen von 7,7 Mio Euro marktführendes Unternehmen für Projektmanagement, sichert den Fortbestand der Akademie. Rund 500 Mitarbeiter von Babcock Borsig und der Kieler HDW-Werft können damit ihre bereits begonnene Ausbildung zu Ende führen.

8. Oktober 2002: Eine „leichte Herbst-Belebung“ verzeichnete das Arbeitsamt Oberhausen im September. Direktor Heinrich Lehnert zeigt sich erfreut darüber, dass die Babcock-Krise bislang nicht auf die Arbeitslosenzahlen durchgeschlagen ist. „Noch kann unser Arbeitsamt zum Glück den bisherigen moderaten Stellenabbau verkraften.“ Ende September gab es in Oberhausen 11 340 arbeitslose Frauen und Männer, die Arbeitslosenquote verringerte sich um 0,1 auf 10,7 %.

25. Oktober 2002: Rund 10 000 versorgungsrechtigte Rentner der Babcock Borsig AG erhalten voraussichtlich ab November, spätestens ab Dezember 2002 Unterstützung. Die Rentenzahlungen, die

durch die Insolvenz seit Juni 2002 eingestellt worden waren, werden rückwirkend und unter Vorbehalt bis auf weiteres durch Babcock Borsig wieder aufgenommen. „Während der vergangenen Wochen haben wir intensive Gespräche mit dem Pensions Sicherungs Verein geführt, um eine unbürokratische Lösung im Interesse der betroffenen Rentner zu erreichen“, sagt Dr. Helmut Schmitz, Sachwalter der Babcock Borsig AG. Der Pensions Sicherungs Verein auf Gegenseitigkeit wurde zum Zwecke der Insolvenzversicherung auf der Grundlage des „Gesetzes zur Verbesserung der betrieblichen Altersversorgung“ 1975 gegründet.

30. Oktober 2002: „Bei Babcock Borsig gibt es wieder Bewegung“, berichtet die WAZ. „Für die Auffanggesellschaft werden 589 Mitarbeiter gesucht. Bewerben können sich auch Mitarbeiter, denen zuvor gekündigt worden war. Entlassen wurden bisher 632 Mitarbeiter, von denen 384 in die Transfergesellschaft gewechselt sind. 200 weitere Kündigungen werden bis Jahresende für möglich gehalten. Die Zukunft von 420 Menschen im deutschen Babcock-Verbund ist noch offen. Für mehrere Firmen laufen Verkaufsgespräche. Von ihnen hängt entscheidend ab, wie sich die Bilanz nach dem Fiasko des Sommers endgültig darstellt.“

Jedes Ende ist ein neuer Anfang. Babcock war im Sommer 2002 nicht zum ersten Mal am Ende, und das könnte schließlich in der „Stadt der guten Hoffnung“ sogar Mut machen. Kaum ein anderes Unternehmen war so unübersichtlich aufgestellt wie der Oberhausener „Gemischtwarenladen“. Der vorletzte Vorstandschef Schmiedeknecht bekannte sogar einmal: „Ich wusste gar nicht, wo wir überall Beteiligungen haben.“ Sein Nachfolger Lederer ließ das Schiff auf Grund laufen und demonstrierte zu keinem Zeitpunkt ein Standort-Bewusstsein. Unklar blieb bis zuletzt, wie sehr er den Aufsichtsrat düpierte und warum dieser nicht eher eingriff. Beim Strukturwandel der Stadt häufen sich die Hiobsbotschaften, Babcock war der bislang schlimmste Rückschlag. Oberbürgermeister Burkhard Drescher baut darauf, den Schwung der letzten Jahre über die jetzige Talsohle hinweg retten zu können. Totgesagte leben länger: Mit Blick auf die wechselvolle Geschichte von Babcock sollte gelten, dass eine Hoffnung mehr Kraft gibt als zehn Erinnerungen.

„Philosoph im Rathaus“ von Belgiern und Nazis eingesperrt

*Erinnerungen eines Sozialde-
zernenten an seine Amtszeit
nach dem Ersten Weltkrieg*

VON DIETRICH BEHRENDTS

Die Belgier warfen ihn 1923, die Nazis 1933 ins Gefängnis. Aus den auf Veranlassung der damaligen Oberbürgermeisterin Luise Albertz um 1965 auf einer städtischen Schreibmaschine zu Papier gebrachten Erinnerungen des Sterkrader und ab 1930 Groß-Oberhausener Beigeordneten Heinrich Behrendts wird deutlich: Es war eine philosophische Gelassenheit erfordernde Aufgabe, in den turbulenten Jahren nach dem Ersten Weltkrieg als Wohlfahrtsdezernent einer größeren Kommune im Ruhrgebiet tätig zu sein. Der 1920 in bürgerkriegsähnlichen Zuständen gipfelnde Kampf der radikalen Rechten und Linken gegen die junge demokratische Republik erschwerte die Bemühungen der demokratischen Kräfte um innerpolitische Stabilität. Die Siegermächte knebelten das Ruhrgebiet. In der Inflation mussten Städte Notgeld drucken lassen. Auf dem Höhepunkt der Massenarbeitslosigkeit und damit soziale Not auslösenden Weltwirtschaftskrise drängten die Nazis an die Macht.

Und doch dachte Dr. Behrendts - den „Dr.“ besorgte er sich 1934 in Göttingen - als Ruhestandler „besonders gern“ an seine kommunale Arbeit während

der 1919 in der Stadt Goethes und Schillers proklamierten Weimarer Republik zurück, „von der man heute in der Bundesrepublik in einem Ton der Geringschätzung spricht.“ Für den leitenden Kommunalbeamten Behrendts waren es fruchtbare Jahre: „Die damals bescheidenen Lebensverhältnisse nötigten die Beamten, mit wenig Geld möglichst viel zu leisten und sich besondere Methoden einfallen zu lassen.“

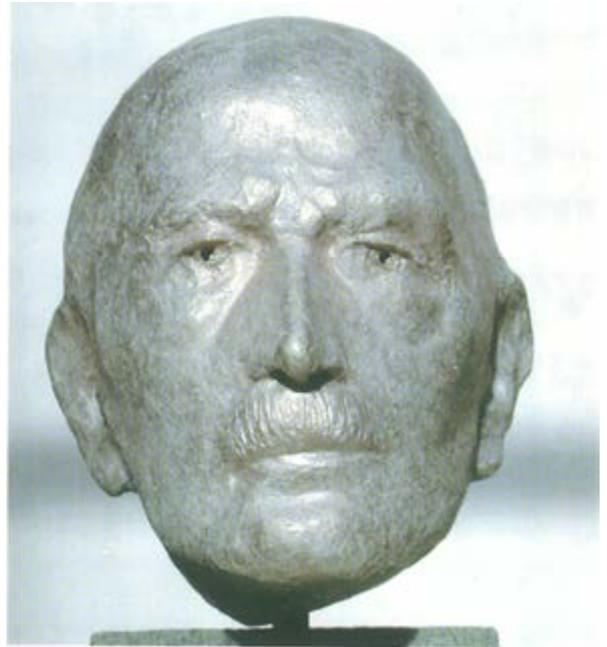
Auf aus heutiger Sicht eigenartige Weise kam im Spätherbst 1921 die Wahl von Heinrich Behrendts zum Beigeordneten der Stadt Sterkrade zustande. In der damaligen Sterkrader Stadtverordnetenversammlung hatte das Zentrum die absolute Mehrheit. Außerdem gab es zwei kleinere Fraktionen: eine rechts stehende, wegen ihrer engen Kontakte zur GHH im Volksmund „Hüttenpartei“ genannt, und die sozialdemokratische. Was die Verwaltungsspitze betraf, galten die Katholiken Oberbürgermeister Dr. Heuser und technischer Beigeordneter Moll als dem Zentrum, die Evangelischen Beigeordneter Wagner und Stadtschulrat Dr. Schröder der Hüttenpartei nahe stehend. In dieser Situation gab das Zentrum dem Drängen der SPD nach, auch ihr einen Beigeordneten zuzubilligen. Einzige Bedingung: Keinen Parteifunktionär vorschlagen.

Vorschlag aus Berlin

In Berlin gab es damals eine von einem SPD-Reichstagsabgeordneten geleitete Vermittlungsstelle für entsprechend vorgebildete höhere Beamte. An sie wandte sich im Auftrag seiner Fraktion der Sterkrader SPD-Stadtverordnete Wilhelm Wesendonk. Der Vorschlag aus Berlin: Jurist Heinrich Behrendts, Kreisassessor im Landkreis Hanau und Geschäftsführer der dortigen Kreissiedlungsgesellschaft. Wesendonk, bibelfester Kommunalpolitiker, der als Exkatholik in Stadtverordnetenversammlungen dem Zentrum gern mit Bibelsprüchen Kontra gab, lud den Kandidaten Behrendts nach Sterkrade ein. Zur ersten Kontaktaufnahme traf man sich in Wesendonks damaliger Wohnung an der Genter Straße (später baute er an der Forststraße). Nach langer Unterhaltung - sie wurde Grundlage zu einer dauerhaften Freundschaft zwischen dem Verwaltungsjuristen Behrendts und dem gelernten, auf der Zeche Hugo als Holzmeister tätigen Möbelschreiner - brach man zu einem von Wesendonk als Fraktionssitzung bezeichneten Treffen



Wilhelm Wesendonk war der erste Sterkrader, den der aus Hanau angereiste Heinrich Behrends, Bewerber um einen Beigeordnetenposten im Sterkrader Rathaus, kennen lernte. In der damaligen Wohnung des bibelfesten, im kommunalen Leben Sterkrades eine wichtige Rolle spielenden SPD-Stadtverordneten aus Schmachtendorf, traf man sich zur ersten Kontaktaufnahme, aus der sich eine dauerhafte Freundschaft entwickelte. Weil er zu der Überzeugung gekommen war, dass sein Stadtverordnetenmandat nicht ausreicht, um nach Aufteilung der Gemeinde Hiesfeld zwischen Dinslaken und Sterkrade 1917 die Belange des Sterkrader Nordens wirkungsvoll vertreten zu können, rief Wesendonk 1922 in Schmachtendorf eine Bürgerinitiative ins Leben, den Verkehrsverein Sterkrade-Nord, heute Verein für Verkehr und Heimatkunde, an dessen Spitze er bis März 1950 stand. Seit 1917 kämpfte Wesendonk u. a. für die Straßenunterführung am Holtener Bahnhof. Das alte Foto zeigt Wesendonk im Jahr 1925. Den später in Silberbronze gegossenen Kopf seines 1996 im Alter von 92 Jahren gestorbenen Großvaters modellierte der erfolgreiche Bildhauer Otto Wesendonck gleich nach dem Tod des verdienstvollen Kommunalpolitikers. Enkel Otto lebt und arbeitet auf einem alten Bauernhof - mit Atelier und Gießerei - in Waakirchen bei Bad Tölz in Oberbayern. Zu seinen Arbeiten in seiner Heimatstadt zählt u. a. der Marktbrunnen in Schmachtendorf.



im Lokal „Rheinischer Hof“ in der Stadtmitte auf. Hier wurden dem Besucher aus Hanau der SPD-Fraktionsvorsitzende Adrian, der SPD-Stadtverordnete Kleine und Justizrat Fabry, Mitglied der Zentrumsfraktion, vorgestellt. Am Biertisch plauderten die Kommunalpolitiker angeregt mit dem Kandidaten, der in der nächsten Stadtverordnetenversammlung einstimmig zum Beigeordneten gewählt wurde. Am 2. Januar 1922 zog Behrends ins Sterkrader Rathaus ein, als Sozialdezernent zuständig für das Wohlfahrts-, Jugend- und das Gesundheitsamt.

Mit Stall und Gartenland

Gleich zu Beginn seiner Sterkrader Tätigkeit setzte sich Behrends für den Bau von Arbeitersiedlungen ein, wobei er seine auf diesem Gebiet in Hanau gesammelten Erfahrungen einbringen konnte. Ein von ihm und dem tüchtigen Vorsitzenden des Sterkrader Mietvereins, Lambert Höfer, gegründeter Siedlerverein errichtete auf einem von der Stadt Sterkrade kostenlos zur Verfügung gestellten Gelände zwischen Walsumermarkstraße und Buchenweg etwa 40 jeweils den familiären Bedürfnissen der Siedler entsprechend geplante Eigenheime mit Stall und Gartenland. Für die Planung und Bauausführung - mit Eigenleistung der



1923 musste Behrends in seiner Beigeordnetentätigkeit für Sterkrade eine Zwangspause einlegen. Schuld waren die Belgier, die mit den Franzosen ins Ruhrgebiet eingerückt waren, um den Reparationsforderungen der Siegermächte nach dem Versailler Vertrag Nachdruck zu verleihen. Die Belgier richteten ihr Hauptquartier in Sterkrade ein (in Oberhausen waren die Franzosen) und stellten hohe Forderungen an die Stadtverwaltung bezüglich der Lieferung u. a. von Einrichtungsgegenständen und Lebensmitteln. Die Verwaltung saß in der Zwickmühle: Weil die Reichsregierung im fernen Berlin passiven Widerstand angeordnet hatte, durften die Forderungen der Besatzer nicht erfüllt werden. Diese reagierten mit Strafmaßnahmen

Panzer auf der Steinbrinkstraße: Vom Erker des väterlichen Hauses zwischen Tal- (heute Otto-Weddigen-Straße) und Emdenstraße aus „schoss“ Fotograf Erich Teriet 1924 dieses heimatgeschichtlich interessante Bilddokument vom Aufmarsch der Besatzungsmacht aus Anlass des belgischen Nationalfeiertages. Die Belgier hatten 1923 Sterkrade als Standort ihrer Ruhrarmee gewählt und ihr Hauptquartier im Gymnasium an der Wilhelmstraße aufgeschlagen. Weil sie in Befolgung einer Anordnung aus Berlin passiven Widerstand leisteten, wurden zunächst Oberbürgermeister Dr. Heuser und Beigeordneter Moll aus dem Besatzungsgebiet ausgewiesen. Schlimmer erging es dem Beigeordneten Behrends, der als kommissarischer Verwaltungsleiter zu einem Jahr Gefängnis verurteilt wurde und in Anrath ein halbes Jahr lang eine Zelle mit dem Dinslakener Landrat Schluchtmann teilen musste.

Siedler - konnte Behrends den Hanauer Architekten Fritz Füller, mit dem er am Main zusammengearbeitet hatte, nach Sterkrade holen. Als alter Wandervogel war Füller ein Idealist, der sich mit aller Kraft für die Realisierung der ersten Arbeitersiedlung im damals noch ländlich geprägten Sterkrader Norden einsetzte, obwohl der Siedlerverein ihm nur ein bescheidenes Honorar aus den Beiträgen der Mitglieder zu bieten hatte.



Mit Sprungturm: das 1927 eröffnete Freibad Alsachtal Anfang der 30-er Jahre bei Hochbetrieb an einem heißen Sommertag. Neben dem Bad errichtete die Stadt Sterkrade auf Vorschlag des damaligen Stadtarztes Dr. Kaiser ein Tageserholungsheim für erholungsbedürftige Schulkinder. Als Sozialdezernent war Heinrich Behrends für diese Maßnahme zuständig.



gegen die Verantwortlichen im Rathaus. Oberbürgermeister Dr. Heuser und Beigeordneter Moll wurden aus dem Besatzungsgebiet ausgewiesen.

Bevor das Stadtmittehaus Sterkrade gebaut wurde: Der Kiosk am ehemaligen Friedhof an der Ecke Bahnhof- und Steinbrinkstraße (früher Marktstraße) war ein beliebter Treffpunkt der Rentner. Auf Betreiben von Oberbürgermeister Dr. Heuser - im Beigeordnetenkollegium der Stadt Sterkrade hatte es Widerstand gegeben - wurde die zu einer Parkanlage gestaltete grüne Insel in der Stadtmitte mit dem Wohn- und Geschäftshaus gebaut.



Ein seltenes historisches Foto: das halbe Stadtmittehaus Sterkrade. Der Flügel an der Bahnhofstraße wurde zuerst fertig gestellt. Rechts - hinter der „Persiluhr“ - erkennt man einen Teil des Bauzauns für die Errichtung des Flügels an der heutigen Steinbrinkstraße mit Glockenspielturm. Die nachträgliche Erweiterung der umfangreichen Baumaßnahme um den Litopolast führte zu finanziellen Problemen, die erst nach der Zusammenlegung der drei GHH-Städte 1929 von Groß-Oberhausen gelöst werden konnten und dem Beigeordneten Behrends 1933 die Festnahme durch die Nazis einbrachten.

Gericht im Rathaus

Jetzt hielten sich die belgischen Offiziere an den als Verwaltungsleiter fungierenden Beigeordneten Behrends. Die Auseinandersetzungen mit den Besatzern führten dazu, dass Behrends eines Tages in seiner Wohnung verhaftet und in das Untersuchungsgefängnis Moers gebracht wurde, wo auch der Dinslakener Landrat Schluchtmann landete. Die von den Belgiern inszenierte Gerichtsverhandlung fand im Sterkrader Rathaus statt und endete mit der Verurteilung von Behrends und Schluchtmann zu je einem Jahr Gefängnis. Sechs Monate lang saßen die beiden Verurteilten - der Rest der Strafe wurde ihnen erlassen - im damaligen Zuchthaus Anrath in einer Zelle. Sie verbrachten die Zeit mit Schachspiel und philosophischen Gesprächen.

Für den Wanderfreund Behrends gehörte der dienstliche Fußmarsch am Samstagnachmittag nach Königshardt zu den angenehmen Seiten seines Amtes. Von seiner Wohnung an der Wilhelmstraße aus führte sein Weg durch die Getreidefelder des Bauern Schulte-Westhoff, den damals fast wie ein Urwald zugewachsenen, nicht durch Autobahnen zerschnittenen Dunkelschlag und die Königshardter Feldflur nach dem auf der Hauptterrasse in landschaftlich



Als das Sterkrader Rathaus noch ein echtes Rathaus war, entstand dieses Gruppenbild mit zwei Damen (und 35 Herren) der Sterkrader Stadtverwaltung aus Anlass des Dienstjubiläums von Stadtbaumeister Eugen Quoadt (erste Reihe, Mitte), Leiter des an der Friedrichstraße stationiert gewesenen Stadtbauamtes. In der ersten Reihe sitzt auch Wohlfahrtsdezernent Heinrich Behrends (2.v.l.), der seinen Dienst im Sterkrader Rathaus am 2. Januar 1922 angetreten hatte. In der zweiten Reihe hinter dem Jubilar steht der spätere Stadtoberamtmann Paul Frinken, der nach der Gebietsreform von 1929 erster Leiter der Verwaltungsstelle Sterkrade wurde.

reizvoller Umgebung gelegenen Waisenhaus mit eigener Landwirtschaft. Bei Kaffee und frisch gebackenem Topfkuchen trug Heimleiterin Oberin Teotonia aus dem Schwesternorden von der göttlichen Vorsehung - in dem Haus waren damals nur katholische Kinder untergebracht - ihre Anliegen an die Stadt vor und plauderte dann mit dem „amtlichen“ Besucher

über Gott und die Welt.

Die Jugendarbeit war ein besonderes Anliegen des Beigeordneten Behrends. So griff er gern die Anregung des damaligen Stadtarztes Dr. Kaiser auf, ein Tageserholungsheim für erholungsbedürftige Schulkinder zu bauen und entsprechend einzurichten. Das Heim entstand auf einem ausgedehnten Grundstück der Stadt neben dem 1927 eröffneten Freibad Alsbachtal.



Obwohl nicht Kandidat seiner Partei wurde Zentrumsmitglied Dr. Wilhelm Heuser, von 1920 bis 1929 Oberbürgermeister von Sterkrade, 1930 zum ersten Oberbürgermeister von Groß-Oberhausen gewählt. Dr. Heuser konnte sich noch bis 1937 auf dem OB-Sessel halten.

Die Kinder wurden an bestimmten Sammelpunkten mit einem städtischen Autobus abgeholt. Ein pensionierter Volksschuldirektor erteilte zwei Stunden Unterricht. In der schönen Jahreszeit zog er aber meist mit den Kindern in die Natur.

Flucht nach vorn

In den Jahren 1928/29 erhitzte die Diskussion über die geplante kommunale Neuordnung des Ruhr-

Bis zur Wahl der Groß-Oberhausener Verwaltungsspitze am 25. Februar 1930 fungierte der verdienstvolle bisherige Oberhausener Oberbürgermeister Otto Havenstein als kommissarischer Verwaltungsleiter. In dieser Übergangsphase tauchten auf dem Galgenberg verwaltungsrechtliche Probleme auf, die aus der Tatsache resultierten, dass Sterkrade und Osterfeld nicht einfach eingemeindet, sondern mit Oberhausen



Ein finstere Kapitel unserer Stadtgeschichte wird auf diesem Foto vom 28. März 1933 dokumentiert, zu einer Zeit, als der Beigeordnete Behrends in „Schutzhaft“ genommen wurde. Johann Vonderen, Steuerinspektor im Rathaus Sterkrade und Mitglied der Zentrumspartei, wird von den Nazis gezwungen, auf dem Großen Markt Fahnen der 1931 auf Initiative des „Reichsbanners“ Schwarz-Rot-Gold als Schutzwehr gegen Feinde der Weimarer Republik gegründeten antifaschistischen „Eisernen Front“ zu verbrennen. Das Benzin, das Vonderen auf die Fahnen schüttet, mussten die Nazi-Verfolgten selbst bezahlen. Außer dem Vater von elf Kindern holten damals SA und SS die städtischen Angestellten und Zentrumsmitglieder Theodor Visser (l.), Franz Matern (2.v.l.) und Hermann Langhammer (verdeckt), Vater von sechs Kindern, aus dem Rathaus, das sie nicht mehr betreten durften. Sie wurden fristlos entlassen. Auch sie und der Kommunist Robert Rentmeister wurden zu der öffentlichen Fahnenverbrennung gezwungen.

gebiets die Gemüter. Sterkrade wehrte sich nach Kräften gegen einen Anschluss an Oberhausen. Oberbürgermeister Dr. Heuser wollte die Flucht nach vorn antreten und dachte sich die tollkühne Idee aus, den nördlichen Teil Oberhausens mit dem Hüttenwerk der GHH mit Sterkrade zu vereinigen, was auf eine Aufteilung des Oberhausener Stadtgebietes zwischen Sterkrade und Mülheim hinausgelaufen wäre. Dr. Heuser beauftragte Behrends, diese Idee in einer Denkschrift an die Bezirksregierung zu konkretisieren. Die Schrift fand in Düsseldorf starke Beachtung, blieb aber ohne Wirkung. Das preußische Gesetz über die Neuregelung der Gemeindegrenzen im rheinisch-westfälischen Industriegebiet trat am 29. Juli 1929 - 2004 vor 75 Jahren - in Kraft.

zu einem neuen kommunalen Gebilde zusammengelgt wurden. Weil der Oberhausener Rechtsdezernent Menne sich in einen längeren Urlaub abgemeldet hatte, musste der Jurist Behrends in Mennes Arbeitszimmer Überstunden machen: Ämter der bisherigen Stadt Oberhausen baten um verwaltungsrechtliche Gutachten. Hochsensibel waren vor allem Personalangelegenheiten wie die heikle Stadtarztfrage: Die Sterkrader und Osterfelder Amtsinhaber dachten nicht daran, Untergebene ihres Oberhausener Kollegen zu werden. In diesem Fall war eine die Empfindlichkeiten der Betroffenen schonende Kompromisslösung zu finden.

Eine Stimme Mehrheit

Obwohl Behrends somit seinen Beitrag zum Zu-



Auf die Straße gingen die Sterkrader in der heißen Phase der Auseinandersetzung um die kommunale Neuordnung des Ruhrgebietes 1928/29. Sterkrade wehrte sich nach Kräften gegen den vom Oberhausener Oberbürgermeister Havenstein und GHH-Generaldirektor Paul Reusch betriebenen Anschluss an den südlichen Nachbarn. Dieses Teriet-Foto entstand am Großen Markt in Höhe der Einmündung Brandenburger Straße. Hinter der Demonstrantengruppe - sie hält Plakate mit der Forderung „Sterkrade muss Sterkrade bleiben!“ - steht der Sterkrader Bus „K“ nach Königshardt.

steckten die Köpfe zusammen und beschlossen nach kurzer Beratung, als Ersatz für die beiden ausgefallenen Rechtsradikalen zwei Mitglieder ihrer Fraktion für Behrends stimmen zu lassen. Auch Behrends wurde mit einer Stimme Mehrheit gewählt.

sammenwachsen der drei Stadtverwaltungen leistete, wäre seine Wahl in die Groß-Oberhausener Verwaltungsspitze beinahe an einer Stimme gescheitert. Die Zusammensetzung des ersten Stadtparlaments von Groß-Oberhausen brachte es mit sich, dass die Wahl der Stadtspitze kompliziert und daher spannend wurde. Auf Betreiben des Rechtsanwaltes Dr. Blumberg von der Deutschen Volkspartei formierte sich ein aus den Rechtsparteien einschließlich der Nationalsozialisten und den Sozialdemokraten bestehendes Wahlbündnis mit dem Ziel, gegen das Zentrum, die stärkste Fraktion, die Wahl entscheidend zu beeinflussen. Die Kommunisten hatten kein Interesse an der Wahl und signalisierten Enthaltung. Dadurch kamen die Parteien des Wahlbündnisses auf eine Stimme mehr als das Zentrum. Mit dieser knappen Mehrheit wurden der Sterkrader Dr. Heuser - obwohl Zentrumsmitglied nicht Kandidat seiner Partei - und vier Beigeordnete gewählt.

Als die Wahl von Behrends zum Wohlfahrtsdezernenten anstand, tauchte ein Problem auf: Zwei Nationalsozialisten erklärten ihre Weigerung, ihre Stimme für den Sozialdemokraten Behrends abzugeben. In dieser Situation redete der SPD-Fraktionsvorsitzende Hermann Albertz, Vater der späteren Oberbürgermeisterin Luise Albertz, auf die im Stadtverordneten-saal vor ihm sitzenden Kommunisten ein, in den Wahlvorgang aktiv einzugreifen. Die Linksradikalen



Das Ende einer ereignisreichen, durch die Zwangspensionierung in der Nazizeit unterbrochenen Beamtenlaufbahn: An seinem letzten Arbeitstag im Oberhausener Rathaus am 1. Juli 1953 wird Stadtkämmerer Dr. Heinrich Behrends vom damaligen Oberbürgermeister Pannenbecker (r.) mit einem Blumenstrauß in den endgültigen Ruhestand verabschiedet. Mit auf dem Selhof-Foto u. a. Stadtmedizinalrat Dr. Stralau (l.), Theaterintendant Dr. Kruchen und Oberbaurat Hermanuz. In einer Feierstunde im großen Sitzungssaal wurden die Verdienste von Dr. Behrends um die Stadt Oberhausen besonders gewürdigt.

Massenentlassungen

Vordringliche Aufgabe des ersten Groß-Oberhausener Sozialdezernenten war die durch die Städtezusammenlegung notwendig gewordene Neuordnung seines Amtes - eine Maßnahme, die durch die Wirtschaftskrise einer harten Belastungsprobe ausgesetzt war. Die Stilllegung von Zechen und Massenentlassungen in der Stahlindustrie führten dazu, dass in Oberhausen mehr als ein Drittel der Arbeiterschaft ohne Arbeit war. Das Arbeitssamt steuerte die Arbeitslosen nach sechs Monaten aus. Um sie musste sich dann das Fürsorgeamt kümmern. Arbeitslosigkeit war damals ein besonders bitteres Los, weil es in der Regel in der Familie nur einen Ernährer gab. Und die Familien waren damals meist größer als heute.

Unangenehme Erbschaft

Die neue Stadt Oberhausen übernahm von Sterkrade eine recht unangenehme Erbschaft: die Großbaustelle Stadtmittehaus. Als Sterkrader Oberbürgermeister hatte Dr. Heuser gegen den Baudezernenten Moll durchgesetzt, dass der ehemalige, inzwischen als Parkanlage genutzte Friedhof in der Stadtmitte Sterkrade mit einem großen Wohn- und Geschäftshaus bebaut wurde. Die schwierige Finanzierung hätte einigermaßen geklappt, wenn man nicht auf den Gedanken gekommen wäre, den Gebäudekomplex um ein Kino, den Lito-Palast, zu erweitern. Für die erheblichen Mehrkosten gab es keine Deckung. In dieser heiklen Situation meldete sich der junge Inhaber einer Mülheimer Privatbank, ein Jude, der in der Hoffnung auf satte Gewinne sich auf die damals besonders riskante Baufinanzierung spezialisiert hatte. Er brachte das als Zwischenfinanzierung gedachte Geld für die Fertigstellung des Stadtmittehauses einschließlich Lito-Palast durch Wechsel auf, schaffte es aber nicht, zu deren Deckung sich eine Hypothek zu besorgen.

In seiner Not wandte sich der Mülheimer Bankmann an den inzwischen auf dem Galgenberg als Oberhausener Oberbürgermeister amtierenden Dr. Heuser und erklärte, wenn die Stadt ihm nicht helfe, müsse er wegen der ungedeckten Schecks Bankrott



Zwei Jahre vor seinem Tod empfing Dr. Heinrich Behrends 1977 aus der Hand von Oberbürgermeisterin Luise Albertz die an ihren Vater erinnernde Hermann-Albertz-Gedenkmünze. Auf dem Ruth Gläser-Bild im Hintergrund beobachtet SPD-Fraktionsvorsitzender Wilhelm Meinicke schmunzelnd die Szene. Frau Albertz und ihr politischer Weggefährte Meinicke prägten jahrzehntelang entscheidend das kommunalpolitische Geschehen in unserer Stadt. 1979 war für Luise Albertz und Dr. Behrends das Todesjahr, Wilhelm Meinicke starb 1982.

anmelden. Ein Darlehen von 100.000 Mark, damals auch für eine Stadt wie Oberhausen viel Geld, könne ihn vor dem Ruin bewahren. Dr. Heuser beauftragte

Behrends, das Anliegen des Mülheimers vor der Stadtverordnetenversammlung zu vertreten. Dem Beigeordneten gelang es, die Ratsmitglieder dafür zu gewinnen, die in Raten auszuzahlende Summe als verlorenen Zuschuss zur Sanierung der Baumaßnahme zu bewilligen.

Nächtliches Verhör

Als dann die Hakenkreuzfahne auf dem Rathaus wehte, hatte die Angelegenheit Stadtmittehaus Sterkrade für Behrends ein übles Nachspiel. Die neuen Machthaber beschuldigten ihn, einem Juden 100.000 Mark zugeschanzt zu haben und ließen ihn wegen Untreue festnehmen. Der Beigeordnete landete im Polizeigefängnis an der Havensteinstraße und wurde nachts von der Kripo in Anwesenheit von zwei Braunhemden verhört. Zur weiteren Vernehmung durch den zuständigen Richter brachte man ihn ins Gefängnis. Dass diese Vernehmung zu seiner Freilassung führte, hatte Behrends dem schon erwähnten Rechtsanwalt Dr. Blumberg zu verdanken, der den Richter über den Sachverhalt aufklärte, während Dr. Heuser für seinen Beigeordneten keinen Finger krümmte. Um im Amt bleiben zu können, wollte es sich der Oberbürgermeister nicht mit den Nazis verderben. Als Behrends wieder zum Dienst erschien, erklärte Dr. Heuser ihm, dass er seinen Schreibtisch im Rathaus räumen müsse.

Innere Emigration

Gegen den zwangspensionierten Beigeordneten setzten die Nazis ihre Schikanen fort. Wie auch zahlreiche andere Nazigegner wurde er eines Tages in so genannte Schutzhaft genommen. Beim Freigang auf dem Gefängnishof traf er u. a. den jüdischen „Schutzhäftling“ den jüdischen Amtsgerichtsrat Dr. Asch. Um weiteren Verfolgungen zu entgehen, zog sich Behrends 1934 mit seiner Familie in die Innere Emigration nach Hannover zurück.



Ein Prösterchen auf die alten Zeiten: Pensionär Dr. Heinrich Behrends (r.) gratuliert 1956 dem als SPD-Mitglied 1919 in die Sterkrader Stadtverordnetenversammlung gewählten Fritz Kleine zum 84. Geburtstag. Kleine gehörte zu der Gesprächsrunde am Biertisch im „Rheinischen Hof“, in der im Spätherbst 1921 die Wahl von Behrends zum Beigeordneten vorbereitet wurde. Kleine war Experte in sozialpolitischen Fragen. Als Knappschaftsältester, Vorsitzender des örtlichen Bergarbeiterverbandes und ab 1913 sogar als Vorstandsmitglied des Gesamtverbandes setzte sich Kleine bereits in der Kaiserzeit mit Nachdruck für die Interessen seiner Berufskollegen ein. Kleine starb im Alter von 86 Jahren.

Als es 1945 darum ging, in Oberhausen wieder eine demokratische Verwaltung aufzubauen, holte ihn Luise Albertz persönlich mit einem von der englischen Besatzung zur Verfügung gestellten Fahrzeug zurück. Dr. Behrends wirkte in den schweren Jahren des Wiederaufbaus als Stadtkämmerer und Schuldezernent. Der „Philosoph im Rathaus“, wie man ihn auf dem Galgenberg nannte, wurde 1953 in den Ruhestand verabschiedet. Er starb 1979 im hohen Alter von 91 Jahren im Haus seines prominenten Schwiegersohns, des Tenors Rudolf Schock.

SPORT

Wie Phönix aus dem Wasser

Kanu-Weltmeisterin Nadine Opgen-Rhein will jetzt auch olympisches Edelmetall

VON HELMUT KAWOHL

Sie war schon weg von der Wasseroberfläche, verschwunden aus dem Blickfeld der Bundestrainer und Talentspäher, abgetaucht in ein scheinbar geregeltes Privatleben. Nicht wie der Phönix aus der Asche, sondern eher wie ein Phönix aus dem Wasser war sie dann plötzlich wieder da, paddelte zurück in die Weltspitze und hat jetzt die Olympischen Spiele 2004 in Athen fest im Blick: Kanu-Welt- und Europameisterin Nadine Opgen-Rhein. In Oberhausen-Alstaden ist sie groß geworden, hat dort auf der Ruhr beim Alstadener Kanu-Club (AKC) Mitte der 80-er Jahre ihre ersten Versuche unternommen, sich im Kanu auf dem Wasser zu halten.

Heute geht die 26-jährige sympathische Bankkauffrau, die bereits 1992 und 1993 in Oberhausen zweimal zur Sportlerin des Jahres gewählt worden war, für die Kanugemeinschaft Essen an den Start und hat das elterliche Heim in Alstaden inzwischen mit einer eigenen Wohnung am Stadtwald im Essener Süden getauscht - ganz in der Nähe ihres jetzigen Trainingsreviers, dem Baldeneysee. Die sportlichen Erfolge von Nadine Opgen-Rhein in den letzten zwei Jahren sind beeindruckend: Seit 2001 gehört sie zum Kader der



Ein eingespieltes Team auf dem Siegerempf: Nadine Opgen-Rhein (l.) und Manuela „Mucki“ Mücke aus Potsdam

Nationalmannschaft und wurde zunächst in Mailand Europameisterin im Zweier-Kajak über 1000 Meter und Vizeeuropameisterin im Vierer-Kajak über 500 Meter. Im gleichen Jahr holte sie sich im polnischen Posen den Weltmeister-Titel im Zweier-Kajak über 1000 Meter und den „Vizeweltmeister“ im Vierer-Kajak über 500 Meter. Mit ihrer Potsdamer Partnerin Manuela Mücke blieb sie auch 2002 auf dem Wasser in der Erfolgsspur und wurde im spanischen Sevilla Vize-Weltmeisterin im 1000 Meter-Zweier-Kajak. Lediglich die bärenstarken Ungarinnen Szilvia Szabo und Kinga Bota hatten beim Einlauf die Bootsspitze knapp

vor den beiden deutschen Fahrerinnen.

Wie kam Nadine Opgen-Rhein zum Kanu-Rennsport? Mehr schlecht als recht gepaddelt hat sie erstmals im zarten Alter von sieben Jahren. Ihr „großer Bruder“, der damals für den TC 69 Sterkrade Kanu fuhr, hatte sie zum Training auf dem Rhein-Herne-Kanal mitgenommen. Ganz schnell fand Nadine diese Sportart „eigentlich schei...“, weil ich immer wieder ins Wasser gefallen bin“ und wollte am liebsten gleich wieder zurück zum Schwimmen im

PSV Oberhausen. Dann suchte Ingrid Heuser, die „große Dame“ des Oberhausener Kanu-Rennsports und 1964 Olympia-Teilnehmerin in Tokio, für die Stadtmeisterschaften im Vierer-Kajak noch ein Mädchen und Nadine sagte zu. Ab 1987 verschrieb sich die Schülerin dann voll dem Kanu-Rennsport und trug bei Wettkämpfen das Trikot des Alstadener Kanu-Clubs. „Ingrid Heuser brachte mir das Paddeln bei und hat mich auch mehrfach aus dem Ruhrwasser gefischt“, erinnert sich Nadine noch gut. In Gesellschaft vieler anderer Mädchen fand sie in der Talentschmiede der Heusers zunehmend Gefallen an diesem Sport, „der im Sommer unglaublich viel Spaß macht“.

Die ersten Erfolge ließen dank des Trainingsfleißes und der ausgezeichneten Technik der Jung-Kanutin nicht lange auf sich warten. In der Schüler-Jugendklasse wurde Nadine Deutsche Meisterin im Einer, 1993 im tschechischen Racice bereits Juniorenweltmeisterin im Vierer. 1994 holte sie sich in Groningen/NL den Junioren-World-Cup im Vierer-Kajak und vieles deutete auf eine weitere steile Sportlerkarriere



Im spanischen Sevilla holte sich Nadine Opgen-Rhein (l.) im Jahr 2002 mit ihrer Partnerin Manuela Mucke die Vizeweltmeisterschaft im Zweier-Kajak über 1000 Meter

hin. Aber wie so oft im Leben kam zunächst alles anders.

1993 hatte Nadine eine Ausbildung zur Bankkauffrau bei der Deutschen Bank in Essen begonnen und holte parallel in Abendschule ihr Abitur nach. „Alles zusammen wurde mir dann ein bisschen viel und ich habe das Paddel nach dem Junioren-World-Cup in die Ecke gestellt.“ Vier lange Jahre hat sie anschließend komplett ausgesetzt. „Echte Talentverschwendung“ nennt es ihr Trainer Robert Berger von der KG-Essen noch heute. Als Nadine Ende 1998 wieder Zeit hatte und Lust verspürte, in ihre Sportart einzusteigen, war sie eigentlich schon abgeschrieben. Robert Berger nahm sie unter seine Fittiche, überzeugt davon, das Nadine den Anschluss noch einmal schaffen könnte. 20 bis 25 Stunden die Woche begann Nadine wieder zu trainieren, eine harte Zeit: „Ich hatte schon Mus-



kelkater, wenn ich morgens den Wecker ausgemacht habe, und auf dem Wasser ist jeder Schüler an mir vorbei gefahren. Ich konnte mir gar kein Rennen an-

sehen", erinnert sie sich an die schwersten Stunden ihrer Sportlerkarriere.

Mit großem Ehrgeiz und Können kämpfte sich Nadine in die Spitze zurück. 1999 schon die ersten Titel: Auf ihrer „Hausstrecke“ in Duisburg-Wedau wurde sie im Einer- und Zweier-Kajak Deutsche Meisterin über 6000 Meter. Gehofft hatte sie damals schon noch, auf den Zug 2000 nach Sydney aufzuspringen. Doch die Latte für diese olympischen Spiele lag etwas zu hoch, die Qualifikation verlief nicht wie erhofft. Nadine war damals Ranglisten-Sechste, die ersten Fünf waren in Sydney dabei. Pech gehabt. Bei den Deutschen Meisterschaften in München 2000 räumte sie dafür gut ab: Zweimal Deutsche Meisterin im Einer über 200 Meter und 6000 Meter, ein 2. Platz im 1000 m-Einer und „Bronze“ im 500 m-Einer.

„Athen 2004“ hat sich Nadine Opgen-Rhein, die jetzt mit Mitte 20 im besten Kanutinnen-Alter ist, als klares Ziel gesteckt. Ende des Jahres 2002 wird hierfür der Olympiakader gegründet, im Frühjahr 2003 beginnen die Ausscheidungswettkämpfe. Erfolge auf internationalen Wettkämpfen sind dabei natürlich von großer Bedeutung.

*Auch wenn es hier anders scheint:
Sponsoren sind im Kanu-Rennsport eher die
Ausnahme*

Qualifizieren müssen sich die Kanu-Rennsportlerinnen für diese internationalen Wettbewerbe stets über ihre Leistungen im Einer, erst danach entscheiden die Trainer, in welchem Mannschaftsboot - ob Zweier oder Vierer - sie zu höheren Einsätzen kommen.

200, 500 und 1000 Meter sind die internationalen Wettkampfstrecken bei den Frauen, die 500 und 1000 Meter Nadines Paradedisziplinen. Auf ihre Part-

nerin im Boot, Manuela Mucke, kann sie sich hundertprozentig verlassen: „Mucki und ich sind an Land sehr unterschiedlich, harmonisieren aber im Boot umso mehr. Der große Vorteil ist, dass wir beide auf dem Wasser das Gleiche wollen, nämlich unbedingt gewinnen. Sie ist mindestens genau so ehrgeizig wie ich und gibt ein Rennen niemals verloren.“

Auch 2008 in Peking möchte Nadine noch einmal angreifen, schließlich „ist Olympia immer ein Traum,

lich stolz.“ Und schiebt augenzwinkernd nach: „Obwohl meine Mama noch nicht einmal schwimmen kann.“

Seit Juli 2002 ist Nadine Oppen-Rhein bei der Stadtparkasse Essen beschäftigt und weiß die Großzügigkeit ihres Arbeitgebers sehr zu schätzen, der sie ohne Probleme für ihren Sport freistellt. Anders geht es auch nicht, schließlich ist sie rund 28 Wochen im Jahr zu Wettkämpfen in der Welt unterwegs. Trainiert wird 50 Wochen im Jahr und mehrmals geht es ins Trainingslager, entweder nach Sabaudia/Italien, nach Florida oder „nur“ zu den Bundesleistungstützpunkten für Kanu-Rennsport in Kienbaum bei Berlin und in Duisburg.

Kanu-Rennsport ist eine Kraft-Ausdauersportart, bei der Technik und ein gutes Balancegefühl wichtige Faktoren sind. In dem ganze 39 Zentimeter (!) schmalen Boot ist vor allem Balancegefühl gefragt. Nadine: „Entweder man hat es oder man hat es nicht.“ „Wasserarbeit“ auf dem Baldeneysee heißt für sie Kilometer machen - zehn bis zwölf pro Einheit -, Tempo fahren, an der Technik feilen. 90 Prozent der Trainingsarbeit auf dem Wasser findet im Einer statt. Den Baldeneysee als Trainingsstätte beurteilt sie nicht nur positiv: „Er ist sehr wind- und damit wellenanfällig und es gibt sehr viele Segler, die uns mit ihren Booten beim Training kreuzen.“ Wird nicht auf dem Wasser trainiert, werden im Krafraum „Kilos gestemmt“, wird die Maximalkraft ausgebildet. Besonders wichtige Körperpartien fürs Kanu fahren sind Oberkörper, Arme, Rumpf und Bauch. Ansonsten wird fleißig geschwommen und gejoggt. Denn auch wenn Nadine damit keinerlei Probleme hat, so weiß sie doch: „Jedes Stück Schokolade setzt an der Büffelhüfte an.“



*Im Frühjahrs-Trainingslager
an der Ostküste Floridas*

immer ein Stück mehr als eine Welt- oder Europameisterschaft“. Davor finden dann noch 2007 die Weltmeisterschaften in der unmittelbaren Nachbarschaft statt, auf der Regattabahn in Duisburg-Wedau. „Da muss ich doch auch dabei sein.“ Zumal dann die ganze Familie sie anfeuern könnte. Ein Elternteil reist auch heute schon zu jedem großen Wettkampf mit, das ist ihr auch ganz wichtig: „Meine Familie ist total begeistert von meinem Sport und alle sind unglaub-

lich stolz.“ Und schiebt augenzwinkernd nach: „Obwohl meine Mama noch nicht einmal schwimmen kann.“

In den zwei Trainingsgruppen in den Leistungsklassen der KG-Essen, die von Robert Berger und Arndt Hanisch betreut werden, trainieren derzeit 16 Männer und nur drei Frauen. Für Nadine Opgen-Rhein kein Problem, sie trainiert ohnehin lieber mit den Jungs: „Da geht's unproblematisch zu, es gibt nie Zickenalarm. Und da die Jungs schneller fahren, ist das immer auch ein Ansporn, dran zu bleiben.“ Sponsoren sind im Kanurennsport kein großes Thema. Die Sportart ist leider nicht populär, dadurch bleibt die Förderung aus, was für unsere Nadine natürlich nur schwer nachvollziehbar ist. „Jeder einzelne Athlet ist auf seinen Verein und persönliche Förderer angewiesen. Ohne die Unterstützung meines Arbeitgebers und durch die KG-Essen könnte ich wahrscheinlich gar keinen Leistungssport betreiben.“

Blickt man auf den Tagesablauf von Nadine Opgen-Rhein wundert es gar nicht mehr so sehr, dass die junge, hübsche Frau derzeit noch nicht „in festen Händen“ ist: 6 Uhr Aufstehen, 7 bis 9.30 Uhr Training auf dem Baldeneysee, 10 bis 15 Uhr Dienst bei der Stadtsparkasse Essen, 16 bis ca. 20 Uhr Training am Baldeneysee, wo nochmals gepaddelt, gehantelt und gelaufen wird. Trainiert wird übrigens von Montag bis einschließlich (!) Sonntag.

Viel Platz für Hobbys bleibt Nadine Opgen-Rhein angesichts dieses engen Terminkalenders nicht. Wenn die Zeit es doch erlaubt, trifft sie sich gern mit

Freunden in ihrer Heimatstadt Oberhausen, geht ins Kino oder liest ein gutes Buch. Die Familie ist ihr wichtig und von den zwei kleinen Kindern des „großen Bruders“ erzählt sie ganz begeistert. Den Kontakt zum Alstadener Kanu-Club hat sie nie abreißen lassen, ist dort immer noch Mitglied: „Ich habe dem Verein und insbesondere Ingrid Heuser viel zu verdanken.“ Der Kanu-Nachwuchs beim AKC freut sich im Gegenzug immer, wenn die Spitzenfaherin



Nadine (2. v. l.) als Schülerin im Vier-Kajak des Alstadener Kanu-Clubs (AKC)

einmal vorbeischaute und im Winter mit der Jugend auch schon mal Basketball spielt. Im Urlaub locken Nadine, die das Ruhrgebiet liebt und hier nicht wegziehen möchte, „die Sonne und der Strand“. 2001 ging's zuletzt mit den erfolgreichsten Sportlern Deutschlands in den Robinson-Club der Besten nach Fuerteventura: „Das hat echt Spaß gemacht.“ Und für olympisches Edelmetall in Athen gibt's mit Sicherheit eine weitere schöne Belohnung...

KULTUR

Zwischen Wand und Boden

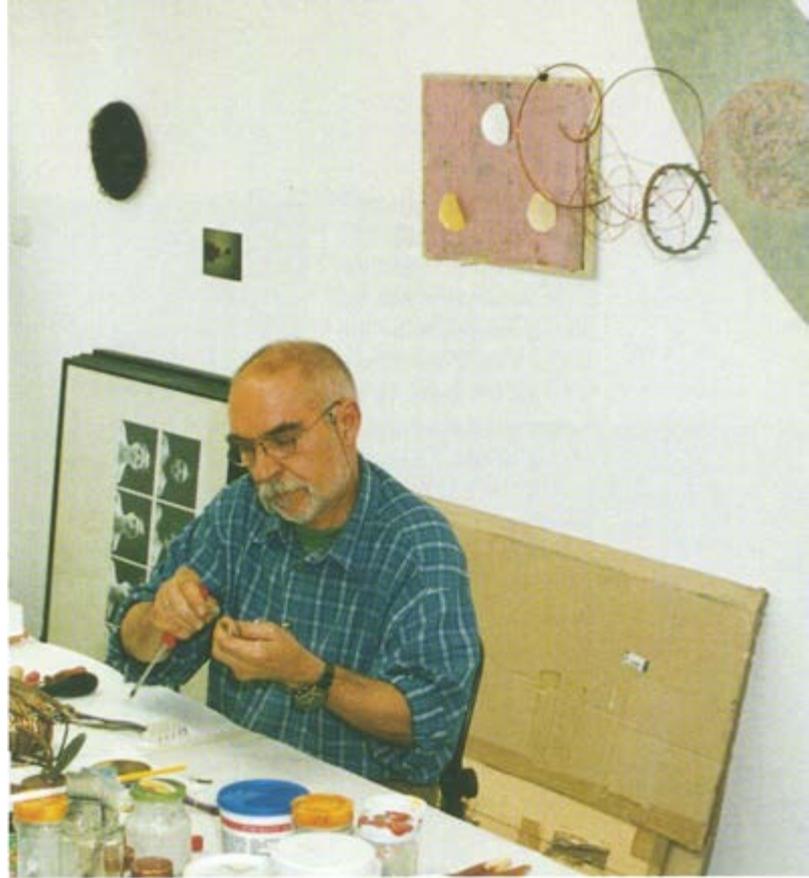
*Hermann EsRichter macht
„aktuellste Kunst“*

VON MONIKA IDEMS

Ganz einfach ist es nicht, Zugang zu bekommen. Der Mann lässt so schnell nicht jeden rein oder nah dran - nicht in die Konzepte, aus denen er Kunst macht, nicht an sich selbst. Abwartend wirkt Hermann Es Richter aufs Gegenüber, und ein bisschen ist seine Kunst auch so. Sie drängt sich nicht auf, wartet, dass Betrachter auf sie zugehen, sie ist einfach, ob sie beachtet, gar verstanden wird oder nicht. Und sie ist - in ihren unterschiedlichen Daseinsformen - schon seit mehr als 40 Jahren. So lange macht Hermann EsRichter Kunst - fast die ganze Zeit in seiner Geburtsstadt Oberhausen.

Wenn der 63-Jährige festlegen soll, welche Sorte Kunst er macht, dann klingt das ungefähr so: „Räumlich-plastische und flächige Gestaltungen mit unterschiedlichen Materialien und Medien“. Wer nicht drinsteckt in den Begrifflichkeiten, kann sich kaum was darunter vorstellen - und wer drinsteckt, kaum mehr. Das liegt einerseits daran, dass EsRichters Arbeiten sich über die Jahrzehnte sehr entwickelt, sehr verändert haben und andererseits daran, dass sie mit Worten wirklich schlecht zu fassen sind.

Wie kommt der Sohn eines Bergmanns darauf,



*Hermann EsRichter im Atelier, August 2002.
Links vor der Wand die Fotoarbeit „Figur im
Licht-Zeit-Raum“, 1972.*

Kunst zu studieren? Gute Frage. Eine, die Hermann EsRichter selbst stellt. Besonders gut zeichnen, das gibt er zu, konnte er in der Schule nicht - „ich hatte einen Klassenkameraden, der konnte das sehr viel besser“. Seinen ersten Publikumserfolg landete der junge Künstler mit einer Schnitzerei, die er im Landschulheim fertigte, nachdem er ein Buch über Mataré gefunden hatte. Er schnitzte eine „kleine dicke Frau“, und die Klassenkameraden waren begeistert. Das sei, gibt EsRichter zu bedenken, allerdings auch nicht besonders schwer gewesen - mit einer nackten weiblichen Figur. Ein weiterer früher Erfolg: Mit der Figur eines Hüttenwerkers, aus Metall gefertigt, beteiligte sich der Künstler an seinem ersten Wettbewerb, dem Jugendkünstlerischen Wettbewerb der Stadt Oberhausen - und gewann.

Dinge zu gestalten habe ihn gereizt, erklärt der 63-Jährige, und zuerst wandte sich der junge Mann der Architektur zu, belegte einen Abendkurs bei der Volkshochschule. „Ich wollte den sozialen Woh-

nungsbau revolutionieren“, erinnert EsRichter sich lächelnd. Wieso gerade den? Die Art zu Bauen damals habe ihn gestört, sagt der Künstler - zu oft hatte er im Rahmen seines Engagements in der Jugendarbeit schlechte Beispiele gesehen.

Aber wirklich das Richtige war es nicht. Doch der Wunsch, „etwas zu formulieren“, tauchte immer wieder auf. Unter einem Baum an der Grafenmühle habe er gegessen und geträumt: „Große rot-grüne Bilder willst du malen.“ Und genau da beschloss der junge Mann, Kunst zu studieren und nicht Architektur: „Es war die richtige Entscheidung“, da ist sich EsRichter auch mehr als 40 Jahre später noch sicher.

Vor mehr als 40 Jahren waren sich die Professoren der Akademien allerdings ähnlich sicher, dass EsRichter nicht Kunst studieren sollte. In Düsseldorf, Kassel und Mainz hatte er kein Glück; in Stuttgart konnte er einen Professor überzeugen - der allerdings nicht den Rest der Jury. Er solle ein Semester an der Freien Kunstschule studieren, wurde EsRichter geraten: „Da habe ich gelernt, mich qualifiziert mit den Medien, aus denen man Kunst macht, zu beschäftigen.“ So qualifiziert, dass er an der Staatlichen Akademie der Bildenden Künste in Stuttgart angenommen wurde.

Eine schöne Zeit sei das gewesen, erinnert EsRichter sich an sein Studium. Und eine eindrucksvolle: In



*„Wachstum regt sich. (Für P. K.)“
1995, ca. 250 x 300 x 30 cm
bemalte Thermopanescheibe,
Heraklithellipse mit Enkaustik, Schling-
pflanze.*

einer Klasse machten die Kunststudenten Plastiken - und EsRichter entdeckte sein Metier, hatte an Plastiken vorher gar nicht gedacht. Auch nicht wirklich gedacht hatte er daran, Kunstlehrer zu werden. Doch weil ihn geschäftliche Dinge nicht interessierten - und das eine schlechte Voraussetzung ist, wenn man als Künstler (über-)leben will - machte EsRichter einen Lehramt-Abschluss: „Ich wusste gar nicht, ob ich da-

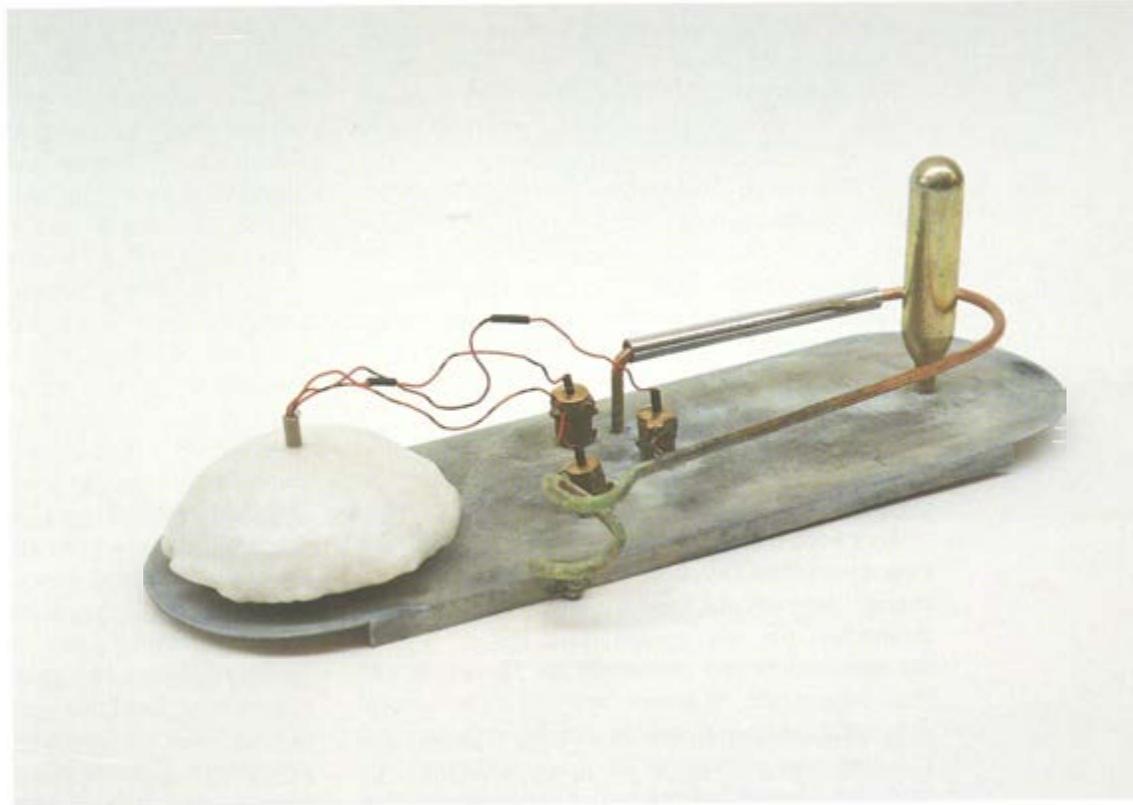
zu fähig war. Aber es hat sich rausgestellt, das ging ganz gut.“ Geht's auch heute noch - EsRichter ist Kunstlehrer am Heinrich-Heine-Gymnasium.

Und so wie er im praktischen Leben eine Zwischenposition einnimmt - mit dem Beruf Lehrer und der Berufung Künstler - so nimmt er in seiner künstlerischen Arbeit auch eine Zwischenposition ein: Zwischen existenzialistischer, informeller Malerei und „mehr konkreten, konstruktivistischen Bestrebungen, wie man sie vom Bauhaus kennt“ ordnet Hermann EsRichter sich selber ein. Wie auch immer die Position - vorrangig sei stets der Wunsch gewesen, „aktuellste Kunst zu machen“, erklärt er.

Große Installationen und Bilder schafft der Künstler, Arbeiten, die sich zwischen Wand und Boden bewegen - und sie sind im Jahr 2002 weit weg von der Examensarbeit von 1965, die in Es Richters Atelier steht: eine hohe, schlanke Holzfigur. „Da war ich noch ein ganz figürlicher Bildhauer“, lächelt der Mann mit der Brille und den kurz geschorenen Haaren. Holzplastiken aus Eisenbahnschwellen oder Stämmen habe er damals gemacht, das Konstruktive, eine Figur aufzubauen aus Einzelteilen, habe ihn immer interessiert: „Mit Ton oder Gips habe ich nie gearbeitet“. Er habe nicht abbilden, er habe zusammensetzen wollen.

Und nähern. Die Pop-Art sei zuerst ein Schock gewesen, erinnert sich der Mann, der in den 60-ern den Arbeitskreis Oberhausener Künstler mit gründete. Aber als Claes Oldenburg mit seinen weichen Plastiken Furore machte, hat Hermann EsRichter Tuchfüh-

lung aufgenommen. Ein Ergebnis: das „Tast - Ton - Objekt“ von 1969, „eine der ersten Arbeiten, in der ich elektrische Elemente verarbeitet habe“. An der Wand hängt hochkant das Stoffgebilde mit seinem weichen, wulstigen Rand und einer umfranselten Öffnung. Aus dem Objekt hängen die Kabel, die zu einem Elektromotor führen: Wer hier fühlen will, muss



*„O. T. (Aggregat 3/00 - Iglu)“
2000, 10 x 33 x 9 cm,
Zink, Kupfer, Bronze, Gips, Wachs,
Telefonleitungsdraht, Kartusche,
z. T. verchromt und patiniert.*

hören, Berührung löst Geräusche aus. Oder die „Duplizitätstücher“, mit denen EsRichter Metamorphosen von Formen erkundet hat. Auf ein Stück Stoff hat der Künstler drei identische quadratische Rahmen gemalt. Gleichgroße Stoffrahmen hängen darüber: Während der erste den gemalten fast genau abdeckt, winden sich die anderen beiden in Knoten, werfen

Falten und Schatten, lösen sich aus der Zweidimensionalität. Diese Arbeiten hätten erste konzeptuelle Komponenten gehabt, erklärt der Künstler: „Mich hat interessiert, wie sich eine Form verändert, zum Beispiel durch die Schwerkraft.“ Die Polsterarbeiten, die in den Jahren 1968 bis 1971 entstanden, hätten die Ablösung von der noch durch seinen Stuttgarter Lehrer Rudolf Hoflehner beeinflussten Holzplastiken markiert, sagt EsRichter. Nichtsdestotrotz fehlte ihm der Bezug zur Wirklichkeit - „da habe ich aufgehört“.

Und angefangen, mit Fotografie zu arbeiten: Die meisten Werke sind Kombinationen von Fotos, grafischen Elementen, Texten und mathematischen Formeln. Dabei verstand EsRichter das Medium der Fotografie als Bestandteil eines Konzeptes, sah das Foto als Dokument eines gesehenen Ausschnittes der Wirklichkeit; spannend, wie die Wirklichkeit so deutlicher und zugleich rätselhafter wirken kann. Etwa in „Zeit - Licht - Raum“ für Piero della Francesca (1972): Eine Serie von zehn Porträts des gleichen Menschen, der sich einmal um die eigene Achse gedreht hat - so dass sein Gesicht von jeder Seite beleuchtet und durch die unterschiedlichen Schatten ständig verändert wird.

Aber auch diese Form der Kunst war nicht für die Ewigkeit - jedenfalls nicht, was EsRichters Schaffen anging: „Irgendwann habe ich angefangen Arbeiten zu machen, die sich von der Wand lösten.“ Welche mit malerischen und zeichnerischen Elementen und eben Dingen, die im Raum davor platziert wurden. „Ich wollte wieder figürliche Dinge“, erläutert der Künstler, „aber nicht als selbstständiges Element.“ Da sind zum Beispiel EsRichters Daphne-Figuren: Collagen aus Zeichnungen und Fotos, aus Malerei und Objekten, aus Objekten und Natur: Immer erscheint - bei genauem Hinsehen - die Silhouette eines weiblichen Körpers wie aus dem Nichts. „So bin ich auf die Collage gestoßen“, kommentiert EsRichter die Entwicklung - die Collage, in der ein Aspekt der Wirklichkeit, allerdings ein transformierter, das Bildgeschehen bestimmt.

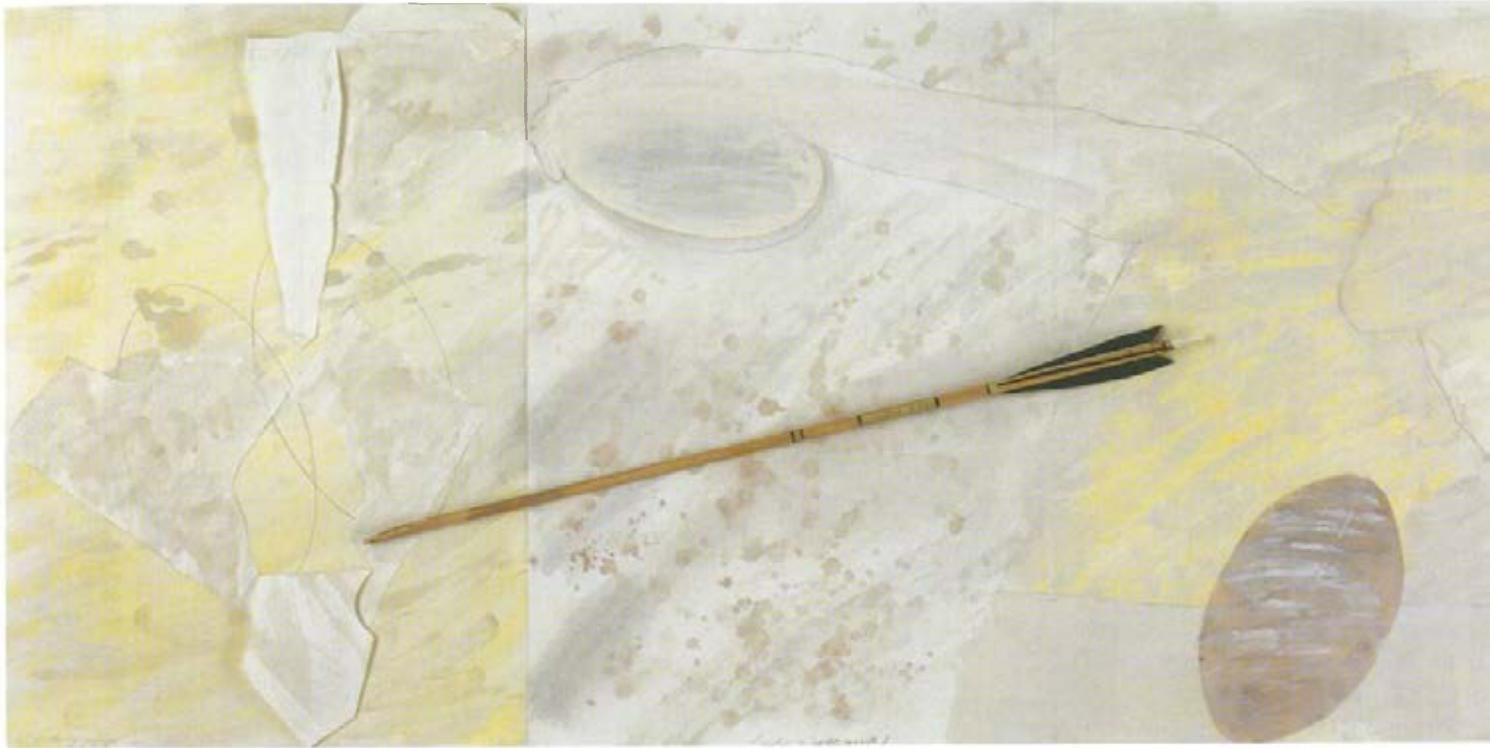
So durchdacht seine Kunst ist, so durchorganisiert scheint das Atelier - da ist der Schreibtisch eines manchen Buchhalters unordentlicher. Und so klar strukturiert dieser Künstler wirkt, so pur ist der Raum, in dem er seine Werke entwickelt. Weiß die

Wände, die Werkzeuge in der Mitte ausgerichtet, die Werkzeuge ordentlich in farbigen Plastikboxen sortiert. Nichts, aber auch rein gar nichts bleibt hier dem Zufall überlassen.

So scheint's zumindest. Und das ist doch irgendwie falsch. Denn EsRichters Arbeiten entstehen aus Fundstücken, und deren Natur ist es nunmal, zufällig ihrem Finder zu begegnen. Auf der Straße finde er Dinge, auf dem Schrottplatz oder bei Bekannten, manchmal auch in Läden, beschreibt EsRichter; was dann wie verwendet wird, ist zwar kein Zufall, aber trotzdem nicht berechenbar. Es muss passen, passen für Hermann EsRichter, und da kann's auch mal Jahrzehnte dauern, bis gefundene Stücke endlich ihren Platz in der Kunst finden.

Schon auf der Akademie mochte er das Zusammensetzen, das Konstruieren. Das hat sich nicht geändert. Denn auch EsRichters jüngste Werke sind zusammengesetzt. Da ist zum Beispiel „Wachstum regt sich (für P.K.)“ von 1995: Eine Thermopanescheibe, über die die grüne Farbe trieft wie die Schlingpflanzen über Dschungel-Bäume, dazu eine Ellipse, die mit Wachs und Farbe zu einem gelben Zellhaufen geworden scheint und ein Stück trocken, harte Schlingpflanze, die mehr einem weggeworfenen Stück Draht gleicht. Diese Elemente hat EsRichter an der Wand - und ein wenig in den Raum hinein - komponiert. Ein Problem gibt's allerdings mit Kunst dieser Größenordnung: „Die großen Installationen sind so unhandlich.“ Kann man so sagen. Die größte ist nämlich die Halde Rungenberg in Gelsenkirchen mit einem Schienenplateau aus 4,5 Kilometern Eisenbahnschienen und Lichtzeichen. Mit dem Berliner Kollegen Klaus Nocolak schuf EsRichter die Landmarkenkunst im Rahmen der IBA.

Deshalb macht EsRichter auch kleinformigere Arbeiten wie die aus dem Jahr 2000, die eigentlich keine Titel haben, aber eine Art Spitznamen, „Iglu“ zum Beispiel: dicker Kupferdraht, am einen Ende schon voller Grünspan, befestigt auf einer Platte mit einer Gaspatrone; aus drei kleinen Zylindern wachsen feine Kabel, mitten in die weiße Wachskuppel hinein. Aggregate nennt EsRichter sie, Anlagen, an die er ein Teil, das organisch wirkt, anschließt. Der Künstler hebt die Form gleich auf die nächste Ebene: „Der Mensch, apparativ verstärkt, wird bestimmten Funk-



tionen unterworfen", erklärt der 63-Jährige sein Konzept, es gehe um Eingriffe in die Natur und ihre Ausbeutung.

Dazu zählt das Angeln selbstverständlich nicht. Ein Hobby ist es allerdings auch nicht, sagt der Vater eines Sohnes, sondern die Beschaffung von Essbarem - und wie ernst er das meint, ist nicht ganz klar. Ein Hobby sei auch das Bogenschießen nicht gewesen, erklärt der Künstler, der den Sport viele Jahre lang betrieben hat und sogar Landesmeister war. Vielmehr sei Bogenschießen eine Konzentrationsübung - und der Kunst ganz ähnlich: „Sie haben das Gerät, mit dem Sie umgehen müssen. Und kleine Fehler können verheerend sein.“ Anders als in der Kunst, gibt EsRichter zu bedenken, sehe man die Fehler allerdings sofort.

Für einen Fehler hält er die Gestaltung seiner Karriere nicht - auch wenn der kommerzielle Erfolg ausgeblieben ist. „Ich hab' mir immer die Freiheit genommen, die Dinge so zu formulieren, wie's mir gepasst hat“, sagt Hermann EsRichter, und das glaubt

*„Wirkungsgefüge (sehr apollinisch)“,
1988, 60 x 126 cm,
Öl- und Lackfarbe, Collage, Bleistift,
Jagdpyfel (Fragment),
Sammlung Tim Wiegand.*

man ihm aufs Wort. Er, der seit vielen Jahren Mitglied im Deutschen und im Westdeutschen Künstlerbund ist, weiß allerdings auch: „Die Sachen, die ich mache, sind in Deutschland schlecht zu verkaufen“ - Schwierigkeiten, jemanden zu finden, der seine Kunst ausstelle, habe er dagegen keine. „Ich lehne es ab, ein Markenzeichen zu produzieren“, sagt EsRichter - doch der Kunstmarkt wolle Wiedererkennung. Egal - „an Anerkennung mangelt es nicht - vor allem nicht von Kollegen, deren Urteil mir wichtig ist.“

Der Künstler ist sich treu geblieben. So sehr, dass er tatsächlich vor nicht allzu langer Zeit ein Bild für seine Ausstellung im Krefelder Kunstverein gemalt hat, von dem er als junger Mann geträumt hat. Eins in Rot-Grün. Es war das erste seit dem Tag an der Grafenmühle.



Original Jaguar Speichenrad-Zentralverschluss vom E-Typ S1

WIRTSCHAFT

Neues Blechkleid für PS-Raubkatzen

*Im „Veteranenladen“ an der Hansastraße restauriert
Konrad Filip Auto-Legenden*

VON JASMIN FISCHER

Der Austin Healey 100-4 ist ein taubenblauer Traum. Mit seinen über 50 Jahren steht der Oldtimer im „Veteranenladen“ von Konrad Filip: makellos, mit Chrom versehen, elegant - unverkäuflich. Filip, Besitzer der Service- und Restaurierungswerkstatt, hat den Healey schon für sich gekauft. Die gute Nachricht: An der Hansastrasse gesellen sich zu dem Motorsenior in Blau stets andere Wagen von ähnlichem Format, die auf ihre alten Tage noch einen neuen Besitzer suchen.

Das Liebhaber-Auge wird nicht wissen, wohin es zuerst schauen soll: Neben einem lippenstiftroten MG 1600 steht ein schnittiger silberner Mercedes 190 SL. Verführerisch dabei: Alle Wagen sind fahrbereit. So manch einem Pedalritter, der bei Konrad Filip nichts ahnend um die Ecke biegt, fliegt das Herz über den Lenker. Laufkundschaft verirrt sich zwar selten in

den versteckten Oldtimersalon, aber vor dem Fenster staunen, im Schritttempo, oft große Augenpaare. Auch heute, da der Ladenbesitzer einen schnee-weißen Mercedes 280 SE Cabriolet von 1968 mit funkelnd-silbernem Hochkühler vor der Tür geparkt hat, machen Fahrer von rostigen Fiats und Seats eine neidisch-missmutige Miene.

nehmen verschiedene Ruhrgebietsfirmen in Teamarbeit. „Eine Polsterei fertigt die Ledersitze, eine Firma ist auf Chrom spezialisiert, eine andere auf Lackierung“, so Filip.

Zwischen vier Monaten und drei Jahren dauert die Gesamtüberholung eines Jaguars, MGs oder Volvos. Teilrekonstruktionen oder Werkzeugbau übernimmt



Hier werden die Oldtimer wieder in den Originalzustand versetzt. Alles in einer Hand, von der Technik bis zur Karosserie.

„Wir koordinieren im Veteranenladen die Restauration eines Oldtimers, Karosserie- und Lackierarbeiten erledigen die Zulieferer“, erklärt Konrad Filip sein Geschäftskonzept. Ein Meister, ein Ingenieur und ein Karosserietechniker zerlegen die alten Herren in ihre Einzelteile, den Rest der Restaurationsarbeiten über-

der „Veteranenladen“. Hinter der Ausstellungshalle und surrenden Hallentoren versteckt sich die Werkstatt. Unter Eisenträgern und zwischen Schiebetüren in traditionellem „British Racing Green“ stehen ein ausgebauter Jaguarmotor, eine komplette Hinterachse und Schränke mit Hunderten kleinen Schubladen. Dort türmen sich Schraubchen, Muttern und Leisten in allen Größen und Formen.

Karosseriebauer Holger Groß hämmert im Hintergrund vorsichtig an dem Kotflügel eines Jaguars XK

140 FHC herum. Die weiße Raubkatze ist eine wahre Rarität. „Dieses Modell ist eines von nur 471 gebauten Fahrzeugen dieses Typs“, sagt Filip stolz. Viele Oldtimer stecken voller Geschichten und Geheimnisse über ihre Vorbesitzer. So auch der Jaguar. „Er war eine Spezialanfertigung für die Mutter des bedeutendsten Londoner Jaguarhändlers.“

Mit einem Morris Garage PA aus dem Jahr 1934 hat alles angefangen. „Dies war das erste Auto, das ich zusammengebaut habe“, erinnert Filip sich. 30 Jahre ist das her, und noch heute steht sein Meisterstück in der kühlen und spiegelblanken Ausstellungshalle. Ein klassisches Understatement ist der Wagen, eierschalengelb, klein - eine stille Schönheit mit gleichmäßig summendem 4-Takt-Motor.

Ganz anders kommt ein angeberischer, wuchtiger Delage D 8 S aus dem Jahr 1931 daher - der wirkt neben dem kompakten, frisch-frechen MG in Gelb wie ein mächtiger alter Mann mit Monotakel, Schneuzer und goldener Taschenuhr aus dem letzten Jahrhundert. Der Delage steckt noch im Restaurierungsprozess. Acht Zylinder hat er und scheint um einiges komplizierter zu sein als Filip's Erstwerk. „30 Jahre liegen nun zwischen der Restaurierung des kleinen MGs und diesem großen Delage - heute kann man technisch natürlich mehr machen als damals“, so Filip. Neuanfertigungen von Ersatzteilen sind besser geworden, die Sanierungstechnik filigraner.

Als Konrad Filip die 30 Jahre Restaurationstechnik zwischen den beiden Vehikeln ziehen sieht, kommt er ins Grübeln. „Vor dem Zweiten Weltkrieg gab es Automarken als Massenprodukt nicht“, so der Restaurator. „Kaum zwei Autos waren damals identisch, die Kunden konnten sich eben ausuchen, wie lang die Motorhaube sein sollte, wie viele Sitze ihr Auto haben würde oder wie das Dach gewölbt ist.“ Die Holztüren und Fensterrahmen des mächtigen Delage-Opas, auch so ein Sonderwunsch,

fertigt Filip Zentimeter für Zentimeter selber nach. Bald soll der Delage fertig werden, und wenn die Oldtimer-Träumer das Prachtstück sehen, würden sie nicht glauben, dass das Auto einst in Tüten und Kisten in Filip's Salon kam.

„Schuld an meinem Job war meine Frau“, schmunzelt Konrad Filip. „Sie hat mir irgendwann die Pistole auf die Brust gesetzt, weil sie nicht mehr wollte, dass ich Motorrad fahre.“ Also sattelte der gelernte Schreiner und Kfz-Mechaniker um und machte sein Hobby zum Beruf. Jeden Tag im Büro zu sitzen, das kann er sich beim besten Willen nicht vorstellen. „Jeden Tag



*Der Kühler eines Delage D8-S von 1931.
Eine Sonderanfertigung des französischen
Autoherstellers Delage für einen Industriellen.*

das Gleiche tun, das ist nichts für mich.“ Seit Juni letzten Jahres hat der Alstadener den Standort seines Ladens zur Hansastrasse verlegt.

Was ist schon Düsseldorf im Vergleich zu Oberhausen, fragt der Chef der vielen Autos rhetorisch

und hebt eine Augenbraue hoch. „Das Ruhrgebiet, das hat Kultur und Lebensstil, das hat sich in den letzten dreißig Jahren stark zum Positiven verändert - und da mein Laden mit Oberhausen in einem riesigen Einzugsgebiet liegt, ist dies der ideale Standort für mich“, lobt er den Standort.

Filips Kunden kommen tatsächlich aus dem ganzen Ruhrgebiet, aber oft nehmen sie für seine Traumaautos auch den Weg aus Holland, Belgien und



Der „Geist des Hauses“: Inhaber Konrad Filip in seiner Ausstellungshalle an der Hansastraße

Dänemark auf sich. Das Oldtimergeschäft läuft allerdings längst auch global: Reiche New Yorker Reeder kaufen im „Veteranenladen“ ebenso Einzelteile wie Händler aus Australien und Südafrika. Über die Ländergrenzen hinweg wird getauscht, gekauft und beraten. Für fünf BMW-Spezialfelgen hat Filip auch schon mal einen Kunden in Manhattan am Central Park besucht und beraten.

International gleich sind die Gründe, aus denen sich die meist männlichen Käufer einen Oldtimer mit Edeldholz, Leder und Chrom leisten. „Sie möchten sich

von der Masse abheben, sind Individualisten, die gern zeigen, was sie haben“, schätzt Filip. Die Entscheidung für einen bestimmten Wagen wird aber dann „zu 95 Prozent von den Frauen gefällt“. Der Delage-Spezialist Konrad Filip räumt mit dem Vorurteil auf, dass das vermeintliche Statussymbol so teuer wie ein gut ausgestattetes Einfamilienhaus ist. „Sie sind sogar oft billiger als ein Neuwagen und entgegen der landläufigen Meinung das ganze Jahr über fahrbar“, unterstreicht der Experte.

19 Wagen stehen zurzeit in Filips Werkstätten. In einen zauberhaften Jaguar ES 1 Roadster muss der Restaurator noch 600 Stunden Arbeit stecken. „3000 Stunden Gesamtarbeit verstecken sich insgesamt in dem Wagen“, seufzt er. In der hinteren Werkstatt steht noch ein Triumph TR 6 auf dem Prüfstand. Der Besitzer ist kein geringerer als der

Jazzmusiker und schrullige Comedy-Liebling Helge Schneider aus Mülheim.

Ein blauer Daimler von 1950 mit freistehenden Kotflügeln, Scheinwerfern und Seitenspiegeln gehört zu den Barockmodellen unter den schlichten Jaguar-Raubkatzen links und rechts. Mit Verdeck, kunstvollem Tacho und dem Lenkrad auf der rechten Seite ist der alte Herr stilgerecht saniert worden. Im „Veteranenladen“ gibt es keinen Unterbodenschutz und auch kein Plastik, dafür aber antike, freistehende Rundinstrumente und Scheinwerfer.

„Edle Fahrzeuge muss ich mir nicht leisten, auch nicht besonders viele Autos“, lächelt Filip. „Die sehen ja alle schon hier.“ Beneidenswert.

WIRTSCHAFT

Phönix auf der Schlacke

*Der Gewerbepark
Am Kaisergarten*

VON HEINZ INGENSIEP

Manche Meldungen erstaunen, zum Beispiel die vom August 2002: Die Volkshochschule Oberhausen lud ein zu einer „ökologischen Exkursion“; Ziel war nicht etwa der Kaisergarten, sondern das Gewerbegebiet gegenüber. Ein Beweis mehr dafür, dass Ökonomie und Ökologie einander nicht ausschließen.

Dabei ist es noch gar nicht so lange her, dass Stadtkarten an dieser Stelle eine dunkle Fläche zeigten - mit der eher abschreckenden Aufschrift „Schlackenhalde“. Dort wurde über Jahrzehnte aufgeschüttet, was die nahen Hüttenwerke an Überflüssigem ausspuckten. Die Halde im Dreieck Mülheimer und Duisburger Straße war lange ein schwer verwertbares Terrain zwischen Alt-Oberhausen und dem Naherholungsgebiet Kaisergarten. Auf ihr City-nahe Wohnungen zu errichten, verbot sich allein wegen der Stoffe im Boden.

So wurde das Areal am Wasserturm - wie manch' andere Fläche ähnlichen Ursprungs im Stadtgebiet - einer wirtschaftlichen Nutzung zugeführt. Da Wirtschaftsförderer berufsbedingt positiv denken, verfielen sie auf den besser zu vermarktenden Arbeitstitel „Gewerbepark Am Kaisergarten“ - was schon zu so

mancher Verwechslung geführt hat. Deshalb hat sich für den ökonomischen „Phönix auf der Schlacke“ postalisch die Adresse „Max-Planck-Ring“ durchgesetzt, an der sich in den letzten Jahren so manche interessante „Hausnummer“ ergeben hat. Inzwischen geht es dort sogar richtig „rund“.

Vor annähernd zwei Jahrzehnten stand das fast 350.000 Quadratmeter große Gelände durch die damalige Thyssen AG zum Verkauf. Auf Antrag der Stadt erwarb die Landesentwicklungsgesellschaft NRW (LEG) es 1984 aus Mitteln des „Grundstücksfonds Ruhr“ und legte mit der Erschließung los, die mehr als drei Millionen Mark (rund 1,6 Millionen Euro) kostete und alles in Allem fast 13 Jahre dauerte. Allein das Ausmaß der Vorarbeiten war immens: Zunächst wurden unter umwelttechnischer Aufsicht sechs Millionen Tonnen „Waschberge“ der Zeche Osterfeld auf das Gelände eingebracht. Dafür brauchte man bis in den Mai 1994. Erst dann konnte mit der eigentlichen Erschließung begonnen werden. 1985 noch hatte die Stadt das Areal als Industriegebiet ausgewiesen. Doch mehr als ein Jahrzehnt danach sahen die Bedürfnisse anders aus: Anfang 1997 beschloss die kommunalen Gremien eine Ausweisung als (sanfteres) Gewerbegebiet - mit reichlich Grün- und Verkehrsflächen (rund 100.000 Quadratmeter) und einer Ansiedlungsfläche von 200.000 qm eben ein echter „Gewerbepark“. Ein spezielles „Gestaltungshandbuch“, von der LEG gemeinsam mit der ENO (Entwicklungsgesellschaft Neu-Oberhausen) und den örtlichen Stadtplanern erstellt, dient seitdem als Grundlage für die weitere Entwicklung. Dieses Werk ist Bestandteil jedes Grundstückkaufvertrages und liefert Vorgaben zum Beispiel bei der Fassadengestaltung (möglichst viel roter Klinker, moderne Stahl- und Glaskonstruktionen) sowie beim Einsatz von Grün.

Am Anfang schien das Konzept auch gut anzukommen. Noch vor Fertigstellung der Erschließungsarbeiten wurden 1994 erste Teilflächen veräußert. Attraktiv wurde das Gebiet nicht zuletzt durch die Nähe zur gerade entstehenden Neue Mitte Oberhausen mit dem CentrO. Auch das sich unmittelbar jenseits der Mülheimer Straße entwickelnde „Technologiezentrum Umweltschutz“ (TZU) mit dem ehemaligen Werksgasthaus der Hüttenwerke als „Nucleus“ übte



Auch die Werbeagentur Benning, Gluth und Partner fand in der „Gartenstadt“ ein angemessenes Zuhause

eine gewisse Anziehungskraft aus. Diese wurde noch verstärkt, als im Herbst 1997 ein auch architektonisch gelungener Brückenschlag den Gewerbepark mit den TZU-Neubauten verband. Die Idee in jenen euphorischen Jahren nach der erfolgreichen CentrO-Eröffnung: Junge, aus Existenzgründungen entstandene Firmen aus dem Technologiezentrum sollten sich am Max-Planck-Ring ansiedeln können - sozusagen „den Weg über die Brücke in die Zukunft gehen“.

Das gelang freilich nur in ganz wenigen Fällen.

Dennoch war der 1,4 Millionen Mark teure Brückenschlag am 21. Oktober 1997 zugleich die offizielle Einweihung des „Gewerbeparks Am Kaisergarten“. Kanäle waren gelegt, der Straßenring war vollendet, allein 830.000 Mark (424.000 Euro) waren in Grünflächen investiert. Zu dem Zeitpunkt waren 65.000 Quadratmeter an 21 Firmen verkauft, zwölf Unternehmen bereits ansässig. Ende 1998 konnte die ENO berichten, dass inzwischen 47 Prozent der 200.000 Quadratmeter an 25 Firmen vergeben und so mehr als 400 Arbeitsplätze gesichert oder neu geschaffen worden seien. Elf Firmen stammten damals aus Nachbarstädten wie Duisburg, Mülheim, Dinslaken und Essen.

Einer der „Park-Pioniere“ ist Rolf Gehring. Von Hause aus eigentlich Umzugsexperte, suchte er Anfang 1997 einen Standort für ein weiteres expandierendes Standbein seines Unternehmens: „Gehring Archivdepot“. Nur 98 Tage brauchte er mit Hilfe der ENO-Wirtschaftsförderer von den ersten Plänen bis zur Einlagerung der ersten zwölf Kilometer Akten, die seine Firma unter anderem für große Konzerne, für Anwälte, Krankenkassen und kleinere Handwerksbetriebe mit Platzmangel verwahrt. Das Archivdepot am Max-

Planck-Ring, zu dem sich bald auch die Verwaltung der Gehringschen Unternehmensgruppe gesellte, hat Raum für 50 Kilometer Akten. Daneben gibt es auch ein „Umzugslager“, das 200 Container aufnehmen kann (was dem Fassungsvermögen von 50 Möbelwagen entspricht).

Aus Duisburg-Meiderich an den Kaisergarten zog es vor Weihnachten 1998 eine ganz besondere Firma, die „B&H Elektro-Anlagenbau“. Das Vorgängerunternehmen, 60 Jahre lang im Bau von elektrischen Schaltanlagen für Bergbau, Kokereien und Kraftwerke geübt, hatte drei Jahre zuvor tief in Schwierigkeiten

gesteckt. Als es „abgewickelt“ wurde, machten sich Ulrike und Reinhard Blau sowie Marcel Höfele mit einem Team von Technikern, Elektrikern, Installateuren und Schlossern als „B&H“ selbstständig. In Oberhausen schlug man sozusagen „das neue Kapitel der Firmengeschichte“ auf - eine Aktion, die die Jung-Unternehmer bereits ein halbes Jahr später als „von Erfolg gekrönt“ bezeichnen konnten. In der Startphase wurden rund 150 Projekte fürs In- und Ausland ge-

asphalt für die weitere Umgebung war erst dann bereit, das allzu stadtnahe Terrain zu räumen, als ihr eine neue Heimat am Kanal zu guten Konditionen in Aussicht gestellt wurde und sie ihr angestammtes Areal zu ebenfalls guten Konditionen vermarkten konnte.

Im Herbst 1999 war es soweit: Die Teerbau wick - und mit ihr gingen die unansehnlichen Berge, die irgendwie an die Vorzeit des „Parks“ erinnerten. An ih-



plant und realisiert. Hauptkunden für die B & H-Elektroanlagen waren trotz aller Schwierigkeiten die Ruhrkohle AG, die Stahlwerke, aber auch Anlagenbauer wie MAN Turbomaschinen und - bis zum Insolvenz-Gerangel in 2002 - die Babcock Borsig AG sowie die Emschergenossenschaft.

Bei aller Attraktivität: Dem „Gewerbepark“ fehlte trotz der Nähe zum Kaisergarten und zur Neuen Mitte lange Zeit der „gewisse Charme“. Der wurde über Jahre verstellt von den Halden und Mischtürmen und übertönt vom Lärm der Anlagen der „Teerbau GmbH“. Die Herstellerin unter anderem von Straßen-

Bislang sind im Gewerbepark Am Kaisergarten 150.000 Quadratmeter an 43 Firmen aus den verschiedensten Branchen verkauft worden

re Stelle traten ein Drive-in-Burger-Brater, der anfangs wegen seines häufig wechselnden Fastfood-Verkehrs und begleitender Verschmutzung bei den Anrainern des Max-Planck-Ringes wenig gelitten war - was sich aber mit sanftem Druck und verkehrstechnischen Regelungen ändern ließ - und ein mit anderen Läden kombinierter Baumarkt, dessen Optik alle Mal ansprechender war und dessen Name zumindest viel versprechend klang: „Ziesak Plaza“, benannt nach sei-

nem Bochumer Investor. Und noch etwas zögerte eine schnellere Besiedlung des von LEG und ENO gemeinschaftlich (selbst bei der internationalen Immobilienmesse „Mipim“ im südfranzösischen Cannes) so angepriesenen Gewerbegebietes hinaus: der Anspruch

Ableger der Oberhausener Behinderten-Organisation investierte 4,8 Millionen Mark (rund 2,5 Millionen Euro), um seine Werkstatt für psychisch erkrankte Menschen vom zu eng gewordenen Stemmersberg-Standort an der Teutoburger Straße an den Kaisergarten

zu verlegen. Bis zu 120 Personen können dort seit Mai 2000 in verschiedensten Arbeitsgebieten beweisen, dass sie „doch zu etwas taugen“: Ein Postversandservice, eine Industrie- und Elektro-Montageabteilung, ein viel gefragtes Gärtner-Team und andere Dienstleistungen wie Druckerei, Reprografie und Papierweiterverarbeitung agieren von dieser neuen Zentrale aus. Stets mit dem Ziel: die Rückkehr der Menschen in ein normales (Berufs-)Leben zu ermöglichen. Bereits als der Richtkranz über dem Projekt schwebte, betonte Oberbürgermeister Burkhard Drescher, wie wichtig diese Form der Integration behinderter Menschen in ein wirtschaftliches Umfeld

mitten in der Stadt sei. So wurde die „Werkstatt am Kaisergarten“ der Lebenshilfe ein weiterer Dreh- und Angelpunkt in diesem Gewerbegebiet der besonderen Art.

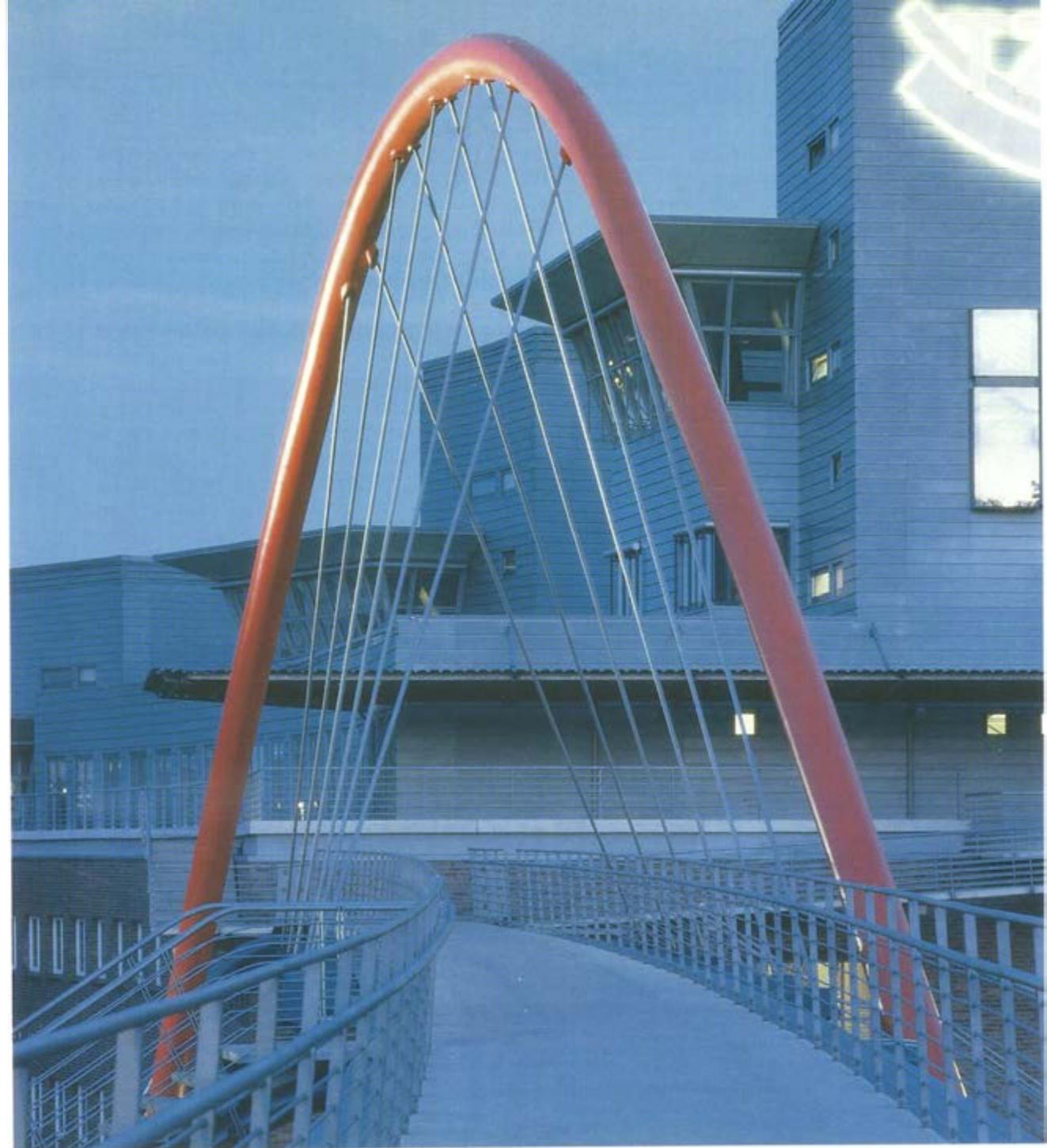
„Brot und Spiele“: Zeitweilig diente der „Gewerkepark Am Kaisergarten“ auch der Unterhaltung. So mancher Zirkus baute über die Jahre im Rund des Max-Planck-Rings sein Zelt auf. Und: Das tat gegen Ende des vorigen Jahrhunderts für eine Übergangszeit selbst eine städtische Erz-Institution wie die „Luise-Albertz-Halle“, als sie wegen des Monate langen Umbaus ihrer eigentlichen Heimstatt in der Innenstadt beraubt war und sich auf ihre erweiterte Rolle



Architektonisch ein Gewinn war die Ansiedlung des sozialmedizinischen Aus- und Weiterbildungszentrums der „Medikon gGmbH“ am Max-Planck-Ring

der Stadtspitze, dieses „Filetstück“ Oberhausener Wirtschaftsförderung ausschließlich für ihm würdige Firmen zu reservieren. Die kamen kaum, zumal die erhofften „Start-ups“ (Ausgründungen) des TZU weitestgehend ausblieben.

Dafür kamen andere, die auch in Gewerbegebieten wie dem Lipperfeld und später sogar am - ebenfalls ökologisch beachtenswerten - Waldteich, südlich von Holten siedelten: die unermüdlichen Mittelständler der „Lebenshilfe Werkstätten“. Der wirtschaftliche



Ein gelungener Brückenschlag verbindet den Gewerbepark mit den Neubauten des Technologiezentrums Umweltschutz (TZU) auf der anderen Seite der Mulheimer Straße

als Veranstaltungs- und Kongresszentrum vorbereiten musste. Es war allerdings ein nicht immer unju-

beltes Intermezzo. Gastronomisches aus Ostasien bekam sogar die Nobeladresse „Max-Planck-Ring 1“: „Kim Heng Tain“. Der Im- und Exporteur, vorher an der Duisburger Straße ansässig, eröffnete im Gewerbepark nicht nur eine Art Kaufhaus vor allem für ost-

asiatische Gaumengenüsse, sondern gleich dazu eine Restauration. Überhaupt: Die Mischung - der „Gewerbemix“, wie Experten sagen - wurde mit der Zeit immer bunter. Autoteile-Verkäufer wie „A.T.U. Unger“ existieren neben einem Verleiher von Geräten aller Art, „Boels“, einem Baumaschinen-Händler wie „Bodtenberg“, einem Zelte-Hersteller wie „Kleine“ und einem Spezialisten für Transportkühlsysteme wie „Thermo King Blum“. Karosserie-Lackierer, Anlagenbauer, Gabelstapler-Vertreiber und der Hersteller optischer Messgeräte sind Nachbarn eines Architekturbüros, von Finanzdienstleistern, einer Siebdruckerei und eines Möbeldesigners. Selbst eine Werbeagentur wie „Benning, Gluth u. Partner“ fand in der gewerblichen „Gartenstadt“ ein angemessenes Zuhause.

Vor allem architektonisch ein Gewinn war die Ansiedlung der „Medikon gGmbH“ am Max-Planck-Ring. Das sozialmedizinische Aus- und Weiterbildungszentrum mit Dr. Walter Machtemes als Geschäftsführer bietet verschiedene Programme der Struktur-, Arbeits- und Gesundheitsförderung an. Die (sozial-)medizinische Aufklärung, Aus- und Weiterbildung richtet sich an Patienten, an medizinisches Personal, Ärzte und Institutionen, aber auch an die Personalleitungen von Betrieben, an Krankenkassen und Unternehmen.

Als „Modellprojekt innovativen Strukturwandels“ wurde der moderne Medikon-Bau zu erheblichen Teilen aus Landes- und EU-Mitteln gefördert.

Anfang des 21. Jahrhunderts war mehr „Power im Park“ gefragt. Gerade jene Flächen in der Mitte des Max-Planck-Rings, die einmal für den lange Zeit umgarnten Job-Generator „Hightech“ reserviert waren, mussten langsam aber sicher an den Unternehmer gebracht werden. Für deren Vermarktung allerdings reichten die Instrumente der halbstädtischen ENO und der staatlichen LEG nicht mehr aus. Es bedurfte eines Investors. Den fand man in der Oberhausener Heine Baugesellschaft, neben Grünwald und Bangel ein bei Stadtentwicklungs-Nöten über die Jahre bewährtes Zugpferd. Heine übernahm die Entwicklung, Planung und Vermarktung eines insgesamt noch rund 47.500 Quadratmeter großen „Filetstücks“ im Inneren des Max-Planck-Ringes, das durch die Straßenführung in drei je 15.000 qm-Happen aufgeteilt wurde. Auf einem Drittel der Fläche soll ein reiner Büro-

Komplex entstehen, während der Rest eine Kombination von Büro-, Produktions- und Lagermöglichkeiten aufnehmen wird. Mitte 2001 wurden die ersten Gebäude errichtet. Mit der „Messe- und Ausstellungsbau AG“ (Meba) hatten die Projektentwickler bei Heine einen interessanten „Fisch“ an Land gezogen. Denn: Die „Meba“ verlegte Fertigung wie Firmensitz aus der Nachbarschaft (Mülheim/Essen) in die Emserstadt.

Auch wenn gegenüber dem Kaisergarten noch so mancher Quadratmeter zu vergeben ist, sind Oberhausens Wirtschaftsförderer nicht unzufrieden: Bislang sind 150.000 Quadratmeter an 43 Firmen aus den verschiedensten Branchen verkauft worden. Dadurch seien rund 800 Arbeitsplätze gesichert oder neu geschaffen worden, sagt ENO-Prokurist Norbert Siegers. Nicht zu vergessen: Hier seien Investitionen in der Höhe von über 50 Millionen Euro angestoßen worden, die nicht zuletzt der Oberhausener Bauwirtschaft zugute gekommen seien.

Und, was anfangs unmöglich schien: Jetzt kann man im „Gewerbepark“ sogar wohnen - wenn auch nur auf Zeit. Denn: Seit März 2002 gibt es am Max-Planck-Ring ein Hotel. Anfangs war's eine fixe Idee, die der Oberhausener Unternehmer Wolfgang Kramer hatte. Aber er überwand alle bürokratischen und finanztechnischen Hürden und realisierte seine Herberge. Erst sollte sie „Centrotel“ heißen; heraus kam - wegen des französischen Kooperationspartners „Accor“ - letztendlich der Name „Mercure Hotel Oberhausen Centro“. Das 140-Betten-Haus (64 Zimmer) zielt ab auf Geschäftsreisende sowie auf Familien, die die Nähe zur Neuen Mitte - mit Gasometer, Centro, Arena und den dort noch geplanten Anziehungspunkten - für ein Wochenende schätzen. Für die weiterhin noch unterentwickelte Hotel-Landschaft in Oberhausen ist es auch aus Sicht der Tourismusmanager ein Gewinn.

Jene Firmen jedenfalls, die sich „auf der Schlacke“ angesiedelt haben, wissen ihren Standortvorteil mitten in Oberhausen längst zu schätzen - und sie nutzen ihn. Eben ein Beweis mehr für die These, dass auf jedem Boden etwas wachsen kann. Man muss nur daran glauben. Sogar ein kleines Biotop mitten in einer strukturgewandelten Stadt kann daraus werden, das der Volkshochschule eine Exkursion wert ist.

SPORT

Die „Droge Parkett“

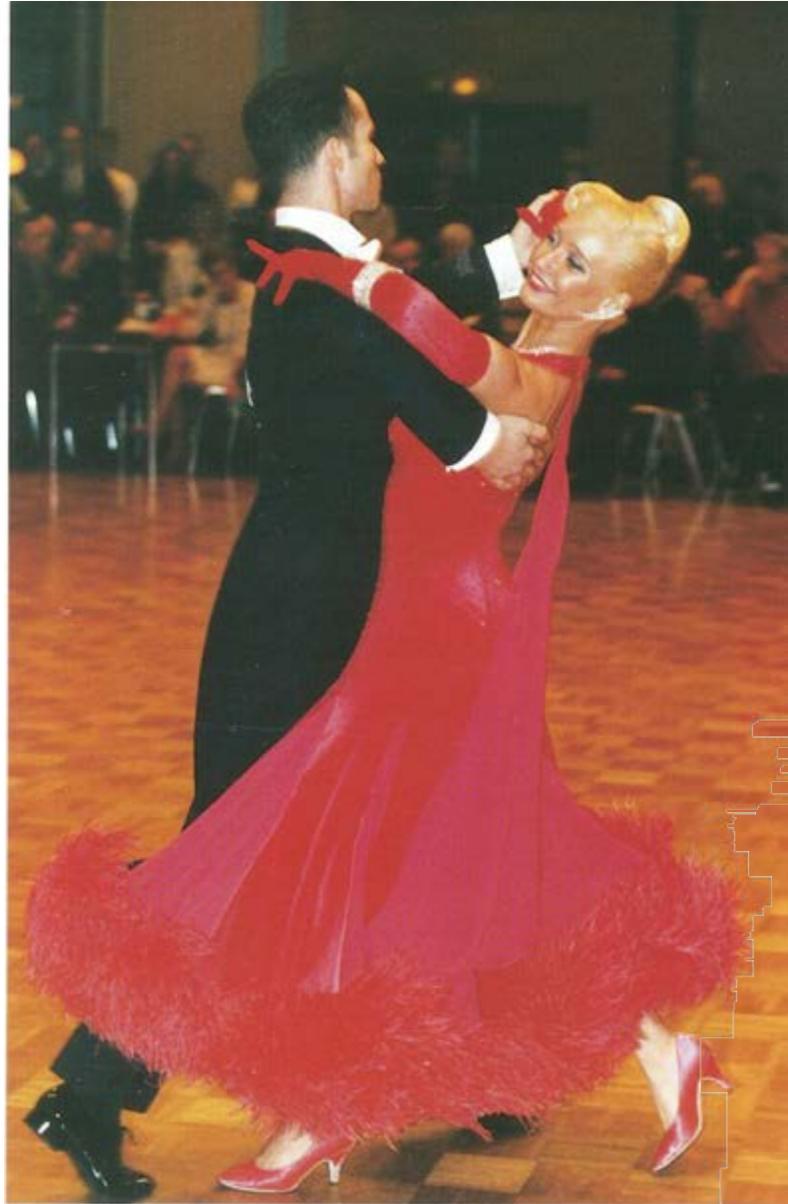
Oberhausens erfolgreichstes Tanz-Duo hat noch große Ziele

VON CHRISTIAN DUYF

Drehung halblinks und Abbruch - zum zwölften Mal. Wieder hat ein klitzekleines Detail nicht gestimmt, wieder entsprachen die Haltung und der Ausdruck in feinsten Zügen nicht dem, was die Wettkampfrichter später erwarten. Doch Jörg und Sandra lassen sich nicht entmutigen. Erneut wird diese minimale, kaum ersichtliche Bewegung geprobt, wieder schwebt das Duo den langsamen Walzer zelebrierend über das Trainingsparkett des TC Royal Oberhausen und tatsächlich: Jetzt strahlen die beiden sich an, dieser Versuch entsprach ihren Vorstellungen.

Jörg und Sandra, das sind Jörg Palm, der 27-jährige Tanzlehrer aus Aachen und Sandra Bähr, die 31-jährige Sparkassenangestellte aus Oberhausen. Seit Ende 1998 sind die beiden ein Team, und zwar immer dann, wenn es darum geht, den Tanz nicht als bloße Freizeitbeschäftigung zu präsentieren, sondern als eine bis zur Perfektion vollendete Kunstform: Seit Ende 1998 gleiten und wirbeln die beiden über die Parkettböden Europas und das mit durchschlagendem Erfolg. 69. der Weltrangliste sind sie inzwischen, 69. der Weltrangliste für Standard-Paare, um genau zu sein. Walzer, Tango oder Foxtrott, das ist ihre Welt, die lateinamerikanischen Tänze hingegen weniger.

Nicht zuletzt ist das für die beiden eine Frage des Geschmacks. Das leider oft stereotype Bild von extrem geschminkten und überzogen lächelnden Tänzern wollen sie durch ihr natürliches Auftreten ver-



In der Weltrangliste für Standard-Paare schon weit vorn: Sandra Bähr und Jörg Palm vom TC Royal Oberhausen

ändern. „Dieses Arbeiten mit Selbstbräunern ist bei den Standard-Leuten oft schon lästig, doch im lateinamerikanischen Bereich ist es leider oft noch schlimmer“, meint Jörg, der schwarzhaarige mit dem Kurzhaarschnitt, der auch im Training immer auf ein gepflegtes Äußeres achtet. Krawatte, ein Hemd unter dem dunkelblauen Pullover, eine schwarze Hose und natürlich die Turnier-Tanzschuhe, das muss sein. Gleiches gilt für die hellblonde Sandra, die beim Training ebenfalls die Turnierschuhe einläuft. Nur das



Bei den German Open 2002 in Mannheim triumphierte das Tanz-Duo

Wettbewerbs-Kleid, das bleibt dann doch im Schrank.

Um Missverständnissen vorzubeugen: Unwichtig ist die Etikette dem Duo nicht, doch die Natürlichkeit, die sollte immer erhalten bleiben, glauben die beiden, und damit wäre man auch zugleich bei einer der großen Stärken von Jörg und Sandra angekommen. Es ist die unglaubliche Harmonie, die Ruhe und Natürlichkeit, die das Paar bei seinen Turnierauftritten ausstrahlt. „Der erste Eindruck macht beim Tur-

niertanz unglaublich viel aus. Es sind so viele Paare auf dem Parkett, wenn der Eindruck stimmt, dann hat man die ersten Runden schon hinter sich gebracht, weil die Wertungsrichter ihre kritischen Blicke dann lieber auf Andere konzentrieren“, erklärt Jörg.

Eine Vorgehensweise, die mitverantwortlich ist für die großartigen Erfolge der beiden in den letzten Jahren: 1999, 2001 und 2002 wurden die beiden NRW-Vizemeister, 2001 4. auf einem Weltranglistenturnier in Belgien und 7. bei einer Weltrangliste in den Niederlanden. 2002 dann die Höhepunkte ihrer bisherigen gemeinsamen Laufbahn. Beim bedeutendsten Standard-Turnier der Welt im britischen Blackpool erreichten Jörg und Sandra das Viertelfinale, was gleich bedeutend mit dem drittbesten Ergebnis deutscher Paare war. Beeindruckend, schließlich gilt Blackpool als das Wimbledon des Tanzsports. Bei den German Open in Mannheim dann der nächste Triumph. Bei der Internationalen Deutschen Meisterschaft behaupteten sich Jörg und Sandra unter 390 Paaren auf Rang 14.

Zudem erarbeitete sich das Bundeskader-Paar des Deutschen Tanz-Verbandes (DTV) einen 3. Rang bei der deutschen Rangliste 2001, drei Mal die Finalrunde beim Blauen Band in Berlin und bei „Hessen tanzt“ und nicht zu vergessen seit 1999 drei Oberhausener Stadtmeistertitel. Nur zuletzt bei der DM, da entwickelte es sich nicht zur Zufriedenheit des Duos. „Das war nicht so toll, da sind wir nur Achte geworden“, ärgert sich Sandra Monate später noch immer über das Ausbleiben des erhofften Erfolges.

Es ist keine Frage, zwei Perfektionisten haben sich durch Jörg und Sandra zu einem Erfolgskörper vereint. Doch bis die beiden perfekt ineinander hakenen Puzzle-Teilchen zu einer Einheit verschmolzen, war es ein weiter Weg. Beide fanden erst spät zum Tanzsport und noch viel später zueinander. Die Leidenschaft für den Tanz allerdings sog Sandra quasi bereits mit der Muttermilch ein. Mit drei Jahren schon begann die jung gebliebene Oberhausenerin, deren Augen beim Klang von der geliebten Tanz-Musik stets zu leuchten beginnen, mit dem Ballett. Und das kam nicht von ungefähr. Ihre Mutter war hauptberufliche Solo-Tänzerin. Von Kassel über Saarbrücken verschlug es die Bährs aus diesem Grunde auch nach Oberhausen: Sandras Mutter hatte ein Engagement

Nur auf dem Parkett ein Paar: Sandra Bähr und Jörg Palm vor der Kreml-Mauer in Moskau



am Oberhausener Stadttheater und eröffnete schließlich eine Ballettschule. Für Sandra stand bereits in Kinderjahren fest, „das will ich auch so machen“, doch dies redete ihre Mutter ihr schnell wieder aus. Ein Leben als hauptberufliche Tänzerin, das sei zu hart.

Sandra folgte dem Rat, begrub den Kindheitstraum und stieg erst im Alter von 15 Jahren in den Standard-Tanz ein, auf klassischem Wege. In der Tanzschule Koppen absolvierte sie einen Anfängerkurs, machte dann bis zum Goldstar weiter und stieg 1989 schließlich in die Standard-Formation des TC Royal ein. Im A-Team tanzte sie mit ihrem damaligen Partner Stefan Wenzel zunächst Regional- und 2. Bundesliga, von 1991 bis 1993 schließlich in der höchsten deutschen Formationsklasse.

1994 der Ausstieg des Duos aus der Formation. „Uns wurde alles zu viel“, erinnert sich Sandra, doch im Einzel ging es weiter und das erfolgreich. In der zweithöchsten Einzel-Klasse, der A-Klasse, wurden Bähr und Wenzel 1994 Deutsche Meister, es folgte der Sprung in die S-Klasse. 1997 war nach zahlreichen weiteren Erfolgen allerdings Schluss, weil Stefan auf Grund seines Lehramtsstudiums das professionelle Tanzparkett verließ. Bis Ende 1998 stand Sandra in der „Warteschleife“, ein durch ihren Trainer Werner Führer initiiertes Vermittlungsversuch zwischen Sandra und einem erfolgreichen bayerischen Tänzer scheiterte. „Es passte menschlich einfach nicht“, erklärt Sandra.

Ende 1998 hingegen stimmte es dann auch in dieser Hinsicht: Heimlich hatte Sandra den potenziellen Partner Jörg, in dessen alter Tanzbeziehung es schon länger kriselte, bei einer Landesmeisterschaft beobachtet und das, was sie sah, gefiel ihr: „Er war so unglaublich ehrgeizig, das hat mich beeindruckt“, weiß sie, ihre ersten Eindrücke vom neuen Partner Revue

passieren lassend, zu erzählen. Wie ehrgeizig, oder besser: tanzversessen Jörg in Wirklichkeit ist, das dürfte sie damals allerdings nicht geahnt haben. Mit 14 Jahren fing Jörg an, sich zu Hip-Hop und Rap in seinem Zimmer vor dem Spiegel zu bewegen, später dann trat er zusammen mit einem Freund bei Feiern auf. Dafür trainierte er im Jahr 1990 jeden Tag zwei Stunden, brachte sich

selbst improvisierten Freestyle bei.

1991 dann der Schritt zur größten Tanzschule Aachens. Die erste Tanzstunde, ein Fiasko: „Ich musste mit einem Mädels tanzen, das einen Kopf größer war als ich und ständig Kaugummi kaute. Es war furchtbar“, sagt Jörg breit grinsend. Denn unterkriegen ließ er sich dadurch trotzdem nicht, aus einem einfachen Grund. Der Anfänger-Kurs-Schüler wollte beweisen, dass er besser ist, als der Lehrer „da vorne“. Das sollte ihm gelingen, in der Tanzschule wird er zunächst als derjenige bekannt, der auf den samstäglichen Tanzpartys keine Ruhe kennt und ständig neue Variationen auf das Parkett legt. Die Teilnahme an Tanzturnieren wurde ihm nahe gelegt, doch Jörg wollte nicht in eine „Verkleidung“ gezwängt werden und lehnte ab.

Lediglich an Breitensportturnieren nahm er mit seiner damaligen Vereinspartnerin teil, erst als ihm dort ein Wertungsrichter sagte: „Du bist zu schade für den Breitensport“, entschied er sich neu. 1993 tanzte er sein erstes Turnier und machte mit seiner Partnerin den Durchmarsch von der Junioren-C in die Junioren-A-Klasse innerhalb von zwei Wochen - Andere benötigen dafür mehrere Jahre. Auf Anhieb erreichte er in der höchsten Junioren-Klasse das Finale, nur der Sieg, der blieb ihm verwehrt. Machte aber nichts, denn nur ein Jahr später sollte er einen anderen Sieg erringen und das war zweifelsohne der bisher wichtigste seines Lebens. Mehrere Monate lang hatte Jörg während seines Aufstieges in der Junioren-Klasse einen vergrößerten Lymphknoten an seinem

Hals ignoriert. „Ich hatte Angst, wenn ich zum Arzt gehe, könnte ich vielleicht nicht trainieren“ - für den fünf Mal in der Woche drei Stunden seine Kunst verfeinernden Jörg undenkbar.

Anfang 1994 dann der Zusammenbruch. Die Diagnose: Lymphdrüsenkrebs. Es folgten vier Chemotherapien, Jörg fielen alle Haare aus, trotzdem hatte er immer noch Energie. Und davon mehr als genug, er besiegte nicht nur die bösartigen Wucherungen, er machte sogar trotz strengem Ärzte-Verbot noch Liegestützen: „Ich wollte für das Tanzen unbedingt wieder fit werden.“ Das gelang ihm, auf Anhieb gewann er mit seiner Partnerin das erste Turnier nach der Behandlung. Trotzdem folgte wenig später die Trennung: Jörg wollte sieben Mal in der Woche drei Stunden trainieren, die Partnerin zog nicht mit. Das nächste Tanzbündnis zerbrach ebenfalls, allerdings aus privaten Gründen.

Der Weg für das Duo Palm/Bähr war frei. Sechs Mal in der Woche trainierten Jörg und Sandra in der Anfangsphase und das trotz der räumlichen Distanz zwischen Oberhausen und Aachen. Insgesamt

150.000 Kilometer pendelten beide im ersten Jahr allein für das Training, das übrigens auch zeitlich ein Problem war. Nur morgens vor 8 Uhr und abends nach 23.30 Uhr konnte das Duo sich aufeinander abstimmen, was anderes ließen die unterschiedlichen Arbeitszeiten des Tanzlehrers und der Sparkassenangestellten nicht zu. Häufig übernachtete Jörg auf einer Luftmatratze in Oberhausen.

Der Ehrgeiz zahlte sich aus. Bereits nach drei Monaten traten Palm/Bähr das erste Mal zusammen an und erreichten bei einem Ranglisten-Turnier in Düsseldorf auf Anhieb das Finale. Es folgte die bekannte

Erfolgsgeschichte, die für das Duo vor allem Gründe in der zwischenmenschlichen Beziehung hat. „Wir leben eine respektvolle Bruder-Schwester-Beziehung und haben beide das Ziel, mehr als nur gut sein zu wollen“, erklärt Jörg. Zudem hätten die beiden kaum Streit und das sei sehr wichtig, weil Tanzbeziehungen daran oft scheitern, sagt Jörg weiter. Zudem ergänzen sich die Stärken der Beiden: Sandra, die ruhigere, die bei einem Turnier die Ordnung hält, und Jörg, der „Bekloppte“ im sportlich positivsten Sinn, der nicht nur im Training, sondern sogar mitten in Turnieren plötzlich bisher Ungeübtes ausprobieren will.

Zusammen wollen sie noch Großes erreichen, mittelfristig ist ein Wechsel zu den Professionals angestrebt. „Dort bei einem Finale dabei zu sein, das ist einfach mein Lebens Traum“, erklärt Jörg. Die sportliche Karriere an den Nagel hängen will das derzeit erfolgreichste Oberhausener Tanz-Duo danach nicht. „Tanzen ist mein Lebensinhalt, ich könnte mir nie vorstellen,



Auch Standard-Tänzer mögen es mal etwas wilder

mal komplett damit aufzuhören“, sagt Jörg und wirkt dabei fest entschlossen. Sandra sieht es genau so: „Das Tanzen ist eine Art Sucht. Ich habe nicht das Gefühl, dass ich davon jemals wieder wegkommen könnte.“ Lediglich in der jetzigen, absolut professionellen Form, da könnten vielleicht Abstriche gemacht werden. „Wir werden als Duo Palm/Bähr aufhören, wenn es am schönsten ist“, erklärt Sandra. Bis dahin allerdings werden wohl noch einige erfolgreiche Jahre vergehen. Mit dem Rezept „Viel Ehrgeiz, wenig Streit“ soll bei den Professionals der ganz große Wurf gelingen.



Teil des Schlosses Oberhausen: die Gedenkhalle; links davor das Mahnmal „Die Trauernde“

KULTUR

„Nur die Wahrheit wird uns frei machen“

Die Gedenkhalle Schloss Oberhausen steht seit 40 Jahren für Toleranz und Frieden

VON MARC HIPPLER

Ein junges Liebespaar spaziert Hand-in-Hand. Ein Fahrrad-Tourist macht Pause. Eine Hochzeitsgesellschaft lacht, ruft, fotografiert, umarmt. Ein kleiner Junge rutscht mit seinem Plastikauto übers Pflaster. Daneben steht die Trauernde. Ihr Kopf ist gesenkt, das Gesicht fast zwischen Kapuze und verschränkten Armen verschwunden. Niemand scheint wirklich Notiz von der vier Meter hohen Basaltstatue zu nehmen. Und trotzdem gehört sie irgendwie dazu. Seit über 40 Jahren steht die Trauernde, Werk des Bildhauers Willy Meller, an dieser Stelle. Dort, wo seit ein paar Jahren die neue Mitte ist, wo das Schloss Oberhausen Kunstliebhaber und Heiratswillige anzieht, wo der Kaisergarten Naherholung schenkt.

Und die Trauernde steht am Eingang der Gedenkhalle. Die ist so alt wie die Plastik: Am 2. September 1962 wurde sie von Oberbürgermeisterin Luise Albertz offiziell eröffnet. Und schon im drei Jahre zuvor gestellten Antrag der SPD-Fraktion zur Errichtung von „ein oder zwei Räumen zum Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus“ hieß es, die Gedenkstätte solle „im historischen, geographischen und kulturellen Mittelpunkt unserer Stadt“ liegen. Doch vor al-



6000 Oberhausener nahmen an der Aktion „Gesicht zeigen“ teil. Darüber freute sich Paul Spiegel, Präsident des Zentralrates der Juden in Deutschland (m.), mit Oberbürgermeister Burkhard Drescher (r.) und dem Leiter der Gedenkhalle, Manfred Mühlenkamp

lem ist die Gedenkhalle seit 40 Jahren im Gewissen Oberhausens. Denn eine kommentarlose Dokumentation, eine Gedenkstätte, die sich nicht einmischt, ein Mausoleum für die Toten des Zweiten Weltkrieges wollte man nie sein. Sondern vielmehr ein lebendiger Ort der Begegnung vor allem für diejenigen, die das grauenhafte Geschehen zwischen 1933 und 1945 nicht selbst miterlebten. Eine Aufgabe, die für beide Seiten nicht immer bequem ist.

„Meistens kann man schon an der Körpersprache erkennen, ob sie 'reinkommen oder nicht', erzählt ein Mitarbeiter der Gedenkhalle, und meint Spaziergänger, Fahrradfahrer, Schlossbesucher. Die gingen zwar oft interessiert auf den Südflügel des Schlosses zu, der genau, wie die anderen Gebäudeteile im freundli-

chen Rosa gestrichen ist. „Doch, wenn sie sehen, wozum es in der Gedenkhalle geht, wenden sich viele ab. Sie wollen wohl nichts mit dem Thema zu tun haben.“ Mit der gleichen Haltung, wenn auch vor anderem Hintergrund, hatten am Ende der fünfziger Jahre auch die Initiatoren der Gedenkhalle zu kämpfen. Damals herrschte ein Klima der Verdrängung und des Vergessenwollens vor. Denn ein gutes Jahrzehnt nach Kriegsende waren die meisten Bürger in erster Linie noch immer mit dem Wiederaufbau beschäftigt. Dementsprechend fühlten sich breite Teile der Bevölkerung selbst als Opfer des NS-Regimes.

Die unmittelbaren Opfer, Verfolgte, Vertriebene, Angehörige getöteter Menschen ergriffen die Initiative. Vor allem jüdische Gruppen waren es, die an die Stadt herantraten, mit der Bitte, etwas gegen das Vergessen zu unternehmen. Sie fanden Gehör in der Oberhausener Politik. Das Ergebnis war der Antrag der SPD-Fraktion vom 23. Oktober 1959. Darin war bereits nicht nur die Rede von der „Schaffung einer Gedenktafel mit den Namen aller Oberhausener Opfer des Nationalsozialismus“, sondern auch von „ständig wechselnde[n] Ausstellungen von Skulpturen, Bildern und Büchern“ und von „ständig wechselnde[n] Ausstellungen mit dem Thema: ‚Die letzten 50 Jahre deutscher Geschichte‘ unter besonderer Berücksichtigung der ‚Entwicklung des Nationalsozialismus‘, dargestellt durch Schaubilder, ergänzt durch entsprechende Literatur, Dokumente, Filme u. a. Material.“ Das klang nach Offenlegung, nach Aufklärung nach Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte, die seinerzeit wenige hören wollten.

Umso höher ist die klare Entscheidung des Rates für die Gründung der Gedenkhalle zu werten - übrigens über sämtliche Parteigrenzen hinweg. Damit war der Weg für die erste rein kommunal finanzierte Gedenkstätte in Nordrhein-Westfalen und wahrscheinlich auch in Deutschland frei. Am 2. September 1962 enthüllte Oberbürgermeisterin Luise Albertz die Trauernde und eröffnete die Gedenkhalle. „Kein nachträglicher Urteilsspruch allein löscht die Vergangenheit aus und überwindet sie, die jeden Tag droht wieder Gegenwart zu werden“, sagte sie damals. Dass ein Schlussstrich nie gezogen werden dürfe, stellte die Oberbürgermeisterin klar, indem sie mahnte: „Man darf sich nicht im Vergessenwollen, Verschwei-

gen und Verdrängen des Grauens üben, das mitten unter uns gewesen ist.“

Mitten unter und mitten in der Oberhausener Bevölkerung wirkte fortan die Gedenkhalle. Sie ehrt die Opfer und mahnt die nachfolgenden Generationen. Allerdings nicht mit dem berühmten Zeigefinger, sondern mit nüchterner Information auf der einen und mit der Aufforderung zum aktiven Auseinandersetzen mit der Vergangenheit und Gegenwart auf der anderen Seite. „Nur die Wahrheit wird uns frei machen“ steht als Relief von Karl Muschalek in der Eingangshalle - so etwas, wie ein Leitspruch der Gedenkhalle, der gilt.



Aktive Auseinandersetzung mit der Vergangenheit und der Gegenwart

Die erste Dauerausstellung trug den schlichten Titel „Oberhausen 1933 - 1945“. Seit 1988 ist sie ersetzt und ergänzt durch „Widerstand und Verfolgung 1933 - 1945 in Oberhausen“. Gerade in dieser Ausstellung mit ihrem expliziten lokalen Bezug werden



Schulklassen gestalten die Ausstellungen in der Gedenkhalle mit

das skrupellose Prinzip, die systematische Gleichschaltung, die schrecklichen Verbrechen dem Betrachter bewusst. Die Nazis sind eben nicht nur irgendwo, im fernen Berlin an die Macht gekommen. Sie haben Stück um Stück auch die Oberhausener Politik bestimmt - 1933 wechselte Oberbürgermeister Heuser vom Zentrum in die NSDAP. Andere folgten dem schlechten Beispiel.

Die Verhaftung von Juden und der vorläufige traurige Höhepunkt des Antisemitismus in Oberhausen am 9. November 1938 mit dem Brand der Synagoge - das rückt die Dauerausstellung Tag für Tag ins Bewusstsein, jedem der dazu bereit ist. Doch die Gedenkhalle dokumentiert auch den Widerstand. Sie zeigt, wie sich Oberhausener Frauen in kleinen Schritten gegen das scheinbar übermächtige Regime stellten oder wie im Keller des St. Joseph-Hospitals in Sterkrade eine Widerstands-Zeitung heimlich und unter größter Gefahr gedruckt wurde.

Von Beginn an zählten Wechselausstellungen zum Konzept der Gedenkhalle. Über 100 gab es hier seit 1962. Fast alle hatten und haben aktuellen Bezug, zeigen, dass es keinen Anlass gibt, einen Schlussstrich zu ziehen. Schon 1980 hatte die Ausstellung „Unsere

Stunde, die wird kommen“ jugendlichen Rechtsradikalismus zum Thema. Besonders die junge Generation ist Zielgruppe der Gedenkhalle. „Ohne den Bezug zur Gegenwart kann man aus Geschichte nichts lernen“, findet Ingrid Burke-Hastenpflug. Sie leitete zwischen 1988 und 1995 die Gedenkhalle. Klar, als Gesamtschullehrerin brachte sie pädagogische Anliegen mit in die Gedenkstätte, suchte nach neuen Konzepten, um Kindern und Jugendlichen einen Zugang nicht nur zum Nationalsozialismus, sondern auch zu Fremdenhass und Diskriminierung in unserer Zeit zu schaffen. Schulklassen, nicht nur aus Oberhausen, gehören zu den Stammgästen der Gedenkhalle. Doch sie sind nicht nur passive Besucher, sondern gestalten auch Ausstellungen mit, nehmen an Diskussionsrunden teil, unterstützen Aktionen. So wie im Mai 2000 zur Eröffnung der Ausstellung anlässlich des 67. Jahrestages der Bücherverbrennung durch die Nationalsozialisten. Schülerinnen

und Schüler des Sophie-Scholl-Gymnasiums gestalteten die Eröffnung mit Musik- und Spielszenen unter dem Titel „Rechtsextremismus in Oberhausen? - Nein danke!“

„Einmischen in Oberhausen? - Ja bitte!“, könnte der zweite Leitspruch der Gedenkhalle sein. Denn die Mahnung zu Frieden und Toleranz ist ihr ständiges Anliegen - auch außerhalb der rosafarbenen Mauern. Bestes Beispiel dafür ist „Gesicht zeigen - Aktion weltoffenes Oberhausen“. Mehr als 6000 Oberhausener ließen sich ab November 2000 fotografieren, und

demonstrierten so Toleranz. Auch hier zeigte Manfred Mühlenkamp, Leiter der Gedenkhalle, Engagement, das weit über die übliche Führung einer Gedenkstätte hinaus geht.

Dass die Gedenkhalle selbst überregional von Bedeutung ist, zeigte sich eindrucksvoll am Tag des Festaktes zum 40. Jubiläum: Am 29. September 2002 sprachen im großen Saal des Technologie-Zentrums-Umweltschutz (TZU) neben Oberbürgermeister Burk-

hard Drescher auch der Sozialminister Nordrhein-Westfalens, Harald Schartau, der israelische Botschafter Shimon Stein und Naftali Meira. Der ehemalige Oberhausener und jetzt in Israel lebende Meira war schon bei der Eröffnung der Gedenkhalle dabei gewesen und hatte sich seither für den Austausch von Jugendlichen aus Israel und Oberhausen engagiert. Die Bedeutung



Festansprache der damaligen Oberbürgermeisterin Luise Albertz am 2. September 1962 im ehemaligen Kammermusiksaal des Schlosses

der Gedenkhalle brachte er auf diese Formel: „Man muss die Vergangenheit gut kennen, um die Gegenwart richtig zu sehen, damit die Zukunft nie mehr bringt, was die Gedenkhalle zeigt.“

Was sie zeigt, ist nicht nur eine Mahnung. Sie ist ein Angebot für alle. Damit Toleranz und Weltoffenheit auch weiterhin im Zentrum Oberhausens einen Platz haben. Nicht nur in den kommenden 40 Jahren...

Die Gedenkhalle ist dienstags bis sonntags von 10 Uhr bis 18 Uhr geöffnet. Der Eintritt ist frei. Informationen gibt es unter der Rufnummer 0208 / 825 38 32.

JUGEND

Keiner ist allein: Eine multinationale Familie in Oberhausen

250 Teenager aus der ganzen Welt probten die Team-Idee

VON JASMIN FISCHER



Nach zehn Tagen „Oberhausen total“ herzliche Gesten zum Abschied

Sardinien 3632 Kilometer, Saporoshje 5348 km, Danzig 2065 km, Middlesbrough 1447 km, Talinn 3955 km, Mersin 5964 km, Jerusalem 6338 km und Santiago de Chile 24.764,14 Kilometer: Zum zweiten Mal brachte Oberhausen bei der „Multi 2002“ im Juli mit einem kleinem Budget, Sponsoring und unermüdlichen Ehrenamtlichen die entlegensten Länder der Welt im Ruhrgebiet zusammen - und überkam dabei alle Hindernisse. Eine Hochwasserkatastrophe in Chile und die eskalierende Situation in Israel hatten die Abreise der beiden Delegationen fast verhindert.

Dann aber lagen sie sich endlich in den Armen, die nervösen Gasteltern und die völlig übermüdeten Jugendlichen, die alle zusammen rund 50.000 Kilometer zurückgelegt hatten, um eine Woche lang in den deutschen Alltag zu tauchen.

„Tere Tulemast, Benvenuto, Barouch ha-ba, Serdeczny Widziany, Bienvenidos, Ho? Geldiniz!, Dobro poshalowat, Welcome und Willkommen“ - gleich in mehreren Sprachen begrüßte Oberbürgermeister Burkhard Drescher die 250 Teenager aus neun verschiedenen Nationen zu der größten deutschen Jugendbegegnung.

„Oberhausen ist eine Stadt mit multikultureller Historie, in der alle Sprachen zu hören sind“, sagte Drescher. Und: „Wir hoffen, dass wir Sie alle irgendwann einmal wiedersehen.“ Schon auf dem Weg zur Bühne hatten ihm die Jugendlichen das obligatorische „Multi-2002“-Mitgliedsbändchen über den dunklen Anzug gehängt. So „getauft“ sah der Oberbürgermeister „ziemlich cool“ aus - die Küsse, Geschenke und der Dank der vielen Gäste waren ihm sicher.

Ganz professionell sagten die Jugendlichen aus aller Welt dieser Stadt „Hallo“ und brachten damit selbst die offiziellen Stadtvertreter ins Staunen. Da saß auf der Bühne im Ebertbad jedes freundliche Wort, jede Geste, vom shake-hands bis zum Abgang - ganz wie bei den Großen. Nur den Jugendlichen aus der neuen Oberhausener Partnerstadt Carbonia (Sardinien) war die Zeremonie wohl etwas zu offiziell. Stürmisch küsste deshalb jeder Einzelne der Delega-



Aus neun verschiedenen Nationen kamen die Teilnehmer der bislang größten deutschen Jugendbegegnung

tion den Oberbürgermeister unter tosendem Applaus auf die Wangen.

Ein rasch organisiertes Gitarren- und Gesangsduo spielte hinreißende Folkballaden und Covertexte. Dabei mag man sich vielleicht fragen, wer heute zwischen 16 und 20 Jahren Neil Young's „Heart of Gold“ überhaupt noch kennt. Doch egal zu welchem Lied über Suche, Heimat und Liebe André Viviora und „Sugarbrown“ anhaben, die melancholischen Stücke aus der Hippiezeit kamen an. Zwischen Camcordern, Strickhütchen und Schlaghosen ist die Musik längst über Ländergrenzen hinweg gemeinsamer Nenner für die Teens geworden. „Die Welt hat nur die Hände, die wir auch haben“, so die türkischen Gäste. „Diese Hände bauen eine Brücke zu Frieden und Freundschaft in dieser Welt.“

Kaum war die Willkommenszeremonie gelaufen, setzte sich das ausgefeilte Räderwerk der „Multi“-Logistik in Gang: 4.500 Getränkedosen, 2.000 geschmierte Brötchen, 15.000 gefahrene Kilometer, 27 Sponsoren und 16.000 Leute, die auf die Internetseite der „Multi 2002“ zugegriffen, wollten koordiniert werden - ein Härtestest, den die Macher und Helfer al-

lerdings mit Bravour bestanden. Die Tage der Teilnehmer waren voll gepackt mit Spielen und Aktionen; selbst in ihrer freien Zeit wollen sie möglichst viele Eindrücke in ihren Gastfamilien sammeln.

Die Jugendlichen aus Jerusalem sitzen so im verregneten, aber ungefährlichen Oberhausen und sprechen über „Matzav“, die Situation, wie sie die Lage zu Hause mit einem einzigen hebräischen Wort benennen. „So ganz haben wir uns noch nicht an die Si-

cherheit gewöhnt“, so Ya'ara, deren Opa den Holocaust überlebt hat. „Dass unsere Taschen nicht in jedem Gebäude kontrolliert werden, dass wir sorglos die Busse benutzen können, das haben wir noch nicht ganz begriffen“, sagen die Israelis.

Die Chilenen wiederum staunen über ganz andere Dinge: Einkaufszentren wie das CentrO, die gibt es auch in Chile, nur gibt es dort kaum Menschen, die Geld zum Einkaufen haben. Die Tage sind lang, sagen sie, Chilenen arbeiten viel und pendeln über weite Entfernungen. „Alles, alles ist so kompliziert zu Hause“, seufzen Orlando, Teresa, Jasmin und Jirleth einmütig. „In Deutschland funktioniert einfach alles: Die Busse sind pünktlich, die Häuser gemütlich. Und das Ruhrgebiet, das sagen alle Delegationen, das sei ja so unglaublich grün.“

In die Verhütungsprojekte der „Multi 2002“ wollen die Chilenen reinschnuppern, denn Sex ist in ihrer neoliberalen Heimat ein Tabuthema. „Kondome kann man kaufen, aber das ist immer noch schrecklich peinlich“, erzählt der 18-jährige Orlando. Bei einer „Icebreak“-Party am Ende ihres ersten Tages in Oberhausen tauschten die Jugendlichen ihre ersten Eindrücke aus, lernten sich kennen und brachten den anderen ihr eigenes Heimatland näher.

Viel schläft niemand in dem jugendlichen Multi-

Team. „Ein Multi ist nie müde, nie krank und nie hungrig“, lautet das 1. Gebot des rasanten Projekts. Gebot Nr. 6: „Die Multis sind eine Familie, keiner ist allein.“ Unter den zehn Geboten der Multis findet sich auch dieses: „Ein Multi muss schieben, löschen und Brücken bauen.“ Koordinator Wolfgang Heitzer, der von vielen liebevoll nur Mr. Multi genannt wird, arbeitet in diesen Tagen gleichzeitig als Manager, Spediteur und Kummerkasten. Ständig telefoniert der Teilzeitvater von 250 Teenagern mit zwei Handys parallel. In einer ruhigen Sekunde betrachtet er alle von einer Empore aus und ist zufrieden: „Schauen Sie mal, jetzt sehen sie alle gleich aus.“

Das Foyer des Trivium-Hauses in der Ottilienstraße brummt wie ein Bienenstock, und wer hier aus Chile, Estland, England, Israel oder einem der neun anderen Länder kommt, das kann man wirklich nicht mehr unterscheiden. Bunt gemixt hat die Multi-Crew die verschiedenen Nationen und dann in internationalen Projektgruppen neu zusammen gesetzt.

Ein Fotoprojekt, Musik, Paddeln, Klettern, Graffiti, Musical-Proben, Thae Boe, Comiczeichnen, Zeitungsmachen, Trommeltanz, Modern Video Clip Dancing und Skifahren konnten die Teilnehmer. Im Keller von Trivium widmen sich Türken, Esten, Deutsche und Polen der (Sozial)Kunst. In einem bunten Kreis malt sich jeder eine eigene Ecke, die an den Kreis grenzt, und alle gemeinsam malen den Kreis in der Mitte aus. So sollen eigene Grenzen und gleichzeitig gemeinsame Räume erschlossen werden - im übertragenen, wie im künstlerischen Sinne.

„Die Projektstage laufen so gut, dass ich das gleiche Modell gern in Israel aufziehen würde“, schwärmt Daniel Dorani, Gruppenleiter aus Jerusalem. „Seine“ Kinder kriegt er während der Projektstage selten zu Gesicht: „Immer sind sie irgendwo, wollen irgendwas ausprobieren, sind da oder dort mit jemandem ins Gespräch gekommen.“

Unter dem Trivium-Dach trommeln die Nationen

gemeinsam: „Eins, zwei, drei“, das Taktzählen haben die Teens aus aller Welt nun schon so oft gehört, dass ihnen die deutschen Zahlen mühelos über die Lippen gehen. Während am John-Lennon-Platz eine begeisterte Mädchengruppe mit Tanzchoreographen beim „Modern Video Clip Dancing“ schwitzt, stülpen sich die anderen im Alpincenter gerade die Skier und Müt-



Für den Frieden in der Welt ließen die „Multis“ bunte Luftballons in den Himmel steigen

zen über. Die 640 Meter lange Piste rangiert bei den Jugendlichen ganz oben in der Hitliste. Da ersetzt die Bewegung, die Kunst, der Tanz und die Musik an vielen Orten die Sprache und fördert die Einsicht, dass alle gemeinsam etwas erleben und sich verstehen können, auch ohne die Sprache des anderen sprechen zu können.

Nach Projekt-Feierabend zieht es die Jugendlichen zurück in ihre Gastfamilien. Kartoffeln und Kraut statt Pizza und Pasta stand für die Italiener abends auf dem Tisch. Das war ok, sagen sie, aber der deut-

sche Kaffee, *mamma mia*, der ist schlecht. Überhaupt saugen die internationalen Gäste jedes neue Detail aus dem hautnahen deutschen Leben bei ihren Familien auf Zeit auf. Hier setzt sich stärker fort, was schon innerhalb der Projektgruppen immer klarer hervortrat: Die getrennten Horizonte verschwinden.

Die Jugendlichen, deutsche wie internationale, realisieren Stück für Stück, dass es neben ihrem persönlichen Lebensentwurf hundert andere Arten gibt, die Dinge zu sehen und zu gestalten. Andere Wege, die weder besser noch schlechter sind, aber anders. Eine Konsequenz dieses Prozesses: Die Teens gehen offener an ihre eigenen Lebensprojekte heran und entwickeln globale Maßstäbe, mit denen sie ihre Umwelt daheim messen werden. Nächste Konsequenz: Selbstverständlichkeiten verschwinden. Dinge, die zu Hause immer schon so waren, nie anders gemacht wurden und immer so sein werden, können durchaus erfrischend auf den Kopf gestellt werden, denn anderswo waren Dinge immer schon ganz anders und werden auch immer anders sein. Und die letzte Konsequenz: Multi macht süchtig.

„Wenn Sie einmal erlebt haben, wie Menschen in bescheidenen Verhältnissen in ärmeren Ländern als Deutschland für die Multis aus Oberhausen auftafeln“, sagt Michael Kempmann, „dann wollen Sie das immer wieder zurückgeben“. Multi - das steht eben nicht nur für multilateral, sondern auch für multiplizieren; Freude, Freunde, Ideen und Träume vervielfältigen, sich trennen und zu wissen, dass die anderen Multis

den Geist in ihre neun Heimatländer mitnehmen und weiter tragen.

Die Familie Nietzke hat bei der „Multi 2002“ gleich vier Jugendliche aus der Ukraine, Israel, Estland und Polen aufgenommen. Tochter Rebekka hatte sich nämlich schon vor Jahren mit dem „Multi“-Virus angesteckt - da verbrachte sie über die Stadt Oberhausen selber einige Zeit in England und im Kibbutz im Israel. Diskutieren, von einander lernen und in Kontakt bleiben: Manche ausländischen Multis fühlen sich so gut aufgehoben, dass sie ihr Leben ganz nach Oberhausen verlegen. Aus „Multi“-Romanzen sind schon binationale Ehen und Kinder entstanden oder jahrelange Freundschaften. Mittlerweile erwachsene oder studierende „Multis“ verbinden sich beruflich. Da

werden Studienphasen einfach mal nach Argentinien verlegt, ein soziales Jahr in Israel eingelegt und ein Praktikum in Südafrika absolviert.

Nach zehn Tagen „Oberhausen total“ fallen dann bei einer fulminanten Abschiedsparty im Ebertbad bewegte Worte, große Gesten und viele Versprechen. Geschenke und Adressen werden ausgetauscht. Nächstes Jahr strömen die Oberhausener Jugendlichen in die verschiedenen Länder. Für 2004 haben schon China, Japan und die Philippinen ihre Interesse angemeldet. „Bravo Oberhausen“, sagen die Gruppenleiter der acht Nationen. „Mehr Multis, nicht nur hier, sondern überall.“



Das Eis war - wenn es überhaupt da war - bei der Party im Ebertbad schnell gebrochen

NACHBARSCHAFT

Im Wasser- speicher fließt jetzt das Wissen

*Aquarius-Museum Mülheim
informiert über kostbarstes
Lebenselixier*

VON MARGITTA ULBRICHT

Wie kommt das Salz ins Meer? Simpel gesagt, weil Salz in Wasser löslich ist und Gesteine Salz enthalten. Wer seinen Wissensdurst rund um das Thema Wasser stillen will, der ist im Aquarius in Mülheim-Styrum nahe der Stadtgrenze zu Oberhausen an der richtigen Adresse. In dem über hundert Jahre alten und 49,5 Meter hohen Turm können Besucher auf 14 Ebenen und 21 Themenbereichen in die Welt des Wassers eintauchen. Und dass dieses Hightech-Museum mit virtuellem Wasserfall und sprechendem Globus durch seine interaktive Spielerei an 25 Multimedia-Stationen keine trockene Angelegenheit ist, stellt das spritzige und mehrfach preisgekrönte Konzept unter Beweis.

Hier werden keine Exponate gut geschützt in Vitrinen präsentiert. Anfassen ist ausdrücklich erlaubt. Und mit dem Aktivieren der einzelnen Stationen per Tastenkopf, Fußpedal oder Joystick sind auch die Gehirnzellen im Fluss. Am virtuellen Leitstand wird der Besucher zum Wasserwerksdirektor und zum Talsperren- und Schleusenbauer.

Beim Öko-Spiel zeigt sich, wer clever genug ist, einen Regentropfen unbeschadet von Umwelteinflüssen auf seinem gefährlichen Weg von den Wolken ins



*Ein Hightech-Museum in einem 110 Jahre
alten Wasserturm:
Der Aquarius in Mülheim-Styrum*

Meer zu geleiten. Die Eintrittskarte in diese wunderbare Welt des Wassers ist eine Magnetkarte, die alle Punkte speichert. Am Ende dieses kniffligen Rundparcours durch den backsteinernen Turm hat der Besucher dann sein erworbenes „Öko-Diplom“ in der Tasche. Schon mit Beginn des Rundganges von oben nach unten wird althergebrachtes auf den Kopf gestellt. Los geht die Fahrt mit einem der beiden gläsernen Aufzüge zum Panoramakranz des denkmalge-



*Rathaus, Wasserturm und Gasometer:
Von der Turmspitze lässt sich weit nach
Oberhausen rüberblicken*

schützten Turmes. In 37 Metern Höhe lockt eine traumhafte Aussicht über das ganze Ruhrtal. Zur Einstimmung plätschern im alten Wasserbehälter noch 5000 Liter Wasser. Hier waren einst 500 000 Liter gebunkert, um Menschen und die Industrie mit dem lebenswichtigen Gut zu versorgen. Und weil das Museum alle Sinne anspricht, lässt sich der Besucher durch eine raumfüllende Multivision über die Entstehung der Erde und von der Kraft des Wassers berauschen. Bilder, Klänge und Lichteffekte vermitteln den Mythos, die Kultur und die Kostbarkeit eines Stoffes.

Mit 41 000 Besuchern jährlich ist die Kapazität dieses richtungsweisenden Wassermuseums ausgeschöpft. Klar, dass hier Schulklassen mit diesem quirligen Unterricht der etwas anderen Art in ihrem Element sind. Dahinter steht ein ausgeklügeltes museumspädagogisches Konzept, das von Museumsrallyes und Kindergeburtstagen über Umweltdiplom und Ferienaktionen bis hin zu außerschulischen Unterrichtseinheiten und Fortbildungen für Erzieher und Lehrer mit einem spritzigen Angebot aufwartet.

Mit seinem 10-jährigen Bestehen feierte das Wassermuseum 2002 einen runden Geburtstag. Am 3. April 1992, kurz vor Beginn der Mülheimer Landesgartenschau, wurde der Aquarius eröffnet. Dass sich der Aquarius über die MüGa hinaus zu einer Hauptattraktion mausern sollte, wäre selbst RWW-Geschäftsführer Dr. Gerd Müller 1989, als die Entscheidung fiel, das alte Schätzchen zu retten, wohl noch nicht einmal im Traum eingefallen. „Ende der 80er Jahre

entschlossen wir uns, den ausgedienten Styrumer Wasserturm der RWW als Industriedenkmal zu erhalten“, schreibt Gerd Müller in der Geburtstagsbroschüre: „Mehr noch. Aus dem ehemaligen Wasserspeicher sollte ein Wissensspeicher über das Wasser werden.“ Aus dem denkmalgeschützten Bauwerk ist ein modernes und multimediales Museum für ein breites Publikum entstanden: „Kinder, Jugendliche und andere eingefleischte Museumsmuffel eingeschlossen.“

Und wie viele andere Wassertürme im Revier, wäre der Styrumer ebenfalls der Abrissbirne zum Opfer gefallen, hätte die RWW nicht den Mut aufgebracht, das Gebäude mit seiner typischen Industriearchitektur, den Gauben und Windrosen im Mauerwerk, der Nachwelt als multimediale Lern- und Erlebniswelt zu erhalten. Mutig auch deshalb, weil Mülheim vor zehn Jahren mit dem Multimedia-Konzept ein Vorreiter in der Museumslandschaft war.

Ein Blick in die Geschichte. August Thyssen ließ den Turm 1892/93 errichten, um mit dem Speicher vorrangig die Versorgung seiner Stahlwerke mit Wasser zu sichern. Er lieferte das feuchte Nass nach Styrum und über eine 15 Kilometer lange Leitung bis nach Bottrop. Später wurden auch die Thyssen-Zechen in Gladbeck und Hamborn angeschlossen. Das Wasser für den Styrumer Speicher kam vom Thyssen-

Wasserwerk ganz aus der Nähe. Im Zuge der immer weiter verlegten Leitungen erhielten auch die Häuser einen Anschluss an das Versorgungsnetz. Daraus entstand die Basis einer zentralen Versorgung, schon bald hatte sich das Thyssen-Wasserwerk zum größten Regionalversorger entwickelt.

Nach der Jahrhundertwende verlagerte Thyssen den Schwerpunkt der Wassergewinnung an den Rhein. Zum Streit hatte damals der von der Stadt Mülheim vorangetriebene Hafenausbau geführt. So verkaufte Thyssen 1912 den Styruer Wasserturm, der in Besitz der neu gegründeten Rheinisch Westfälischen Wasserwerke übergang, die private Haushalte und die Industrie versorgte.

Auf seinem Weg vom Wasser- zum Wissenspeicher war der Aquarius über Jahrzehnte auch Wohnraum. In den backsteinernen Rundungen teilten sich die Wasserwerker mit ihren Familien über drei Etagen Tisch und Bett. Mit drei erwachsenen Kindern waren Luise und Ernst Stachelhaus die letzten Bewohner, die 1967 auszogen. „Wir wohnten in der zweiten Etage. Die Außenwand war rund, in der Mitte das dicke Wasserrohr. Küche, Wohnzimmer, Schlafzimmer. Wo die Rundung war, stand die Couch, die Möbel an den Zwischenwänden. Die Räume waren alle gleich groß. Unten hatten wir Telefon. Wenn der Turm überlief und es anfang zu rauschen, haben wir am Telefon gedreht, das war nur mit dem Wasserwerk verbunden. Das war der Überschuss an Wasser, der in ein Abflussrohr lief.

Dann haben wir gesagt, das Wasser läuft über, und die haben den Schieber abgesperrt.“ Die Familie wohnte in der Nachbarschaft vom Schloss, in dem der Direktor von Thyssen residierte. „Vom Schlafzimmer haben wir immer zum Schloss gucken können, wenn die Herrschaften angefahren kamen. Wir durften nicht raus, war gesperrt. Wenn die hohen Herrschaften kamen, war das für uns ein Ereignis.“



Der Einsatz von Multimedia bietet auch Schulklassen ein Maximum an Informationen

Rund um den Turm beackerten die Familien ein kleines Gärtchen. Es gab Hunde, Hühner, ein Schwein und ein Schaf. Die Vögel zwitscherten in einer Voliere. „Jeder hatte einen Stall. Daneben war das Klo und auf der anderen Seite die Waschküche, wo im Sommer immer gebadet wurde. Und jeder hatte einen Garten. Dort haben wir sonntags gegessen und ein Bier getrunken. Das war wirklich schön! Vor allen Dingen hat man mehr Freiheit hier gehabt. Die Kinder hatten

Freiheit. Wir würden jetzt noch drin wohnen. Aber wir mussten raus, wegen dem Plumpsklo, und auch der Kessel wurde undicht, alles wurde feucht."

Durch die 500 000 Liter Wasser lastete ein großes Gewicht auf dem Turm. Die ersten Schäden am Gebäude traten Anfang der 60er-Jahre zutage. Eine Betonmanschette, die um den Behälter gezogen wurde, konnte den Einsturz gerade noch verhindern. Doch der Zahn der Zeit nagte beharrlich am Mauerwerk. Und als dann das Styruer Wasserwerk modernisiert wurde, schien das Bauwerk aus der Blütezeit der Industrialisierung ausgedient zu haben. 1982 schlossen sich vorübergehend die Türen des Wasserturms.

Sieben Jahre später, im Frühjahr 1989 beschloss RWW, das denkmalgeschützte alte Schätzchen zu einem Hightech-Museum auszubauen. „Nachdem das Land NRW dankenswerter Weise Fördermittel für die vorbildliche Wiedernutzbarmachung des Industriedenkmalms zugesagt hatte, konnte 1990 der Grundstein für den Umbau gelegt werden“, so RWW-Chef Gerd Müller. Die Eigenwilligkeit des Bauwerks wurde erhalten und durch Hinzufügen moderner Architektur bekam der Aquarius ein neues unverwechselbares Aussehen. „Neben dem Wasserturm wurde ein zweiter Turm errichtet, um die baurechtlichen Auflagen für einen Fluchtweg zu erfüllen.“

Als Knackpunkt erwies sich die relativ kleine Ausstellungsfläche. „Es musste eine Präsentationsform gefunden werden, die auf wenigen Quadratmetern ein Maximum an Informationen und Erlebnismöglichkeiten bieten sollte. Mit Exponaten herkömmlicher Art wäre das kaum zu realisieren gewesen, wohl aber mit



Per Joystick werden die Besucher schnell zum Wasserwerksdirektor

Multimedia“, erinnert sich Gerd Müller. Mit diesem Hightech-Museum gelang RWW vor mehr als zehn Jahren eine Pioniertat. Auch heute noch verzeichnet das Wassermuseum einen ungebrochen starken Besucherstrom. Auf der Route der Industriekultur ist der Aquarius ein Anker- und idealer Ausgangspunkt, die Geschichte des Ruhrgebiets zu erkunden. Das Aquarius Wassermuseum, Burgstraße 70, ist täglich, außer montags, von 10 bis 18 Uhr geöffnet. Info: Telefon 0208-4433-390, Fax 4433-391.



Besondere Orte - wie hier der Friedensplatz mit dem Amtsgericht - wurden während der Kulturwoche illuminiert

CITY

Lichterglanz und Schatten- spiele

*Oberhausen gibt die Bühne
frei für ein siebentägiges
Clair-obscur der Kultur*

VON BARBARA HOYNACKI

Kälte bringt Kunde von lichtärmeren Tagen, mit dem Herbst beginnt die dunklere Jahreszeit. Kaum schließt die letzte Ladentür, schon leeren sich die Gassen. Doch was ist das? Gelächter! Musik! Stimmengewirr! Mit kulturellen Highlights löst die Kulturwoche Licht Stadt Schatten frühwinterliche Tristesse in Wohlgefallen auf. Vom 25. bis zum 31. Oktober 2002 setzen eisblaue Lichtkegel dämmerungsfahles Mauerwerk augenfällig in Szene: Bert-Brecht-Haus, Friedenssäule, Herz-Jesu-Kirche und das Amtsgericht kokettieren im Lichtkostüm mit der Aufmerksamkeit flanierender Passanten.

Nach zwei viel beachteten Kunstmeilen wird Oberhausen mit dem neuen Projekt zum dritten Mal durch das Landesprogramm „Ab in die Mitte! Die City-Offensive NRW“ gefördert, zum dritten Mal wird der TMO Tourismus & Marketing Oberhausen GmbH die Gesamtleitung übertragen. Überaus ambitioniert sind die künstlerischen Leiter Billie Erenkamp und Michael Dilly, das Spektakel zu einem Glanzlicht der Stadt

geraten zu lassen: eine große Herausforderung für alle Beteiligten. Und dann der Schock: Der heftigste Herbststurm, den Oberhausen je sah, fegt am 27. Oktober mit 130 km/h über die Stadt hinweg und hinterlässt eine Schneise der Zerstörung: entwurzelte Bäume und herabfallende Dachziegel, rund 200 Einsätze, die Feuerwehr und Technisches Hilfswerk auf Trab halten. Radiosender warnen davor, das Haus zu verlassen. Das Herzstück der Kulturwoche, das Zelt auf dem Friedensplatz, wird in Windeseile abgebaut. Ein herber Schlag für Bettina Rutsch. Ihre musikalische Tanz-Literatur-Performance „Saga von Grettir“ wird ersatzlos gestrichen.

Und die Oberhausener? Verkriechen sie sich wie geheißen in den eigenen vier Wänden? Mitnichten! In-

Scherers „Stadtführung der unheimlichen Art“ teilzunehmen. „Ich hab' natürlich alle wieder nach Hause geschickt“, versichert Scherer. Was ihm im Falle einer über 70-jährigen Dame keineswegs leicht gefallen sei. „Schicken Sie die Memmen ruhig weg“, habe sie ihm ins Ohr geflüstert, „dann ziehen wir beide gleich alleine los!“

Ja, die Stadtführung! Von Mund zu Mund war die Nachricht geeilt, dass es dabei Fantastisches zu entdecken gebe. Kaum hatte sich der Sturm gen Osten verzogen, strömen denn auch schon wieder die Massen, um sich an normalerweise unzugängliche Orte entführen zu lassen. Einmal 50, dann wieder 150 Interessierte folgen ihrem Anführer in die Tunnelwelt der Kaufhof-Dekorateurin nach, staunen ob der ver-

gangenen Pracht des alten Palast-Kinos, tauchen ein in die Unterwelt der Regenrückhaltebecken unter dem Parkhaus Linsingenstraße und erklettern den Turm des Hauptbahnhofs, in dem einst das Wasser für die Dampflok gestaut wurde. „Wiederholt das!“ bitten die Teilnehmer. Ein Wunsch, dem das City-Management gerne nachkommt. Viermal im Jahr soll fortan Einblick gewährt werden in die verschatteten Grauzonen der Großstadtwelt.

Zentraler Anlaufpunkt der Kulturwoche aber bleibt das Kulturzelt, das beinah ebenso schnell wieder steht wie es abgebaut wor-

den war. Blueslegende Kevin Coyne zieht hier die Fans in seinen Bann. „Seid happy - und wenn euch mal der Blues packt, seht zu, dass ihr ihn ganz schnell wieder loswerdet“, fordert der in Deutschland lebende Engländer seine Zuhörer auf. Mit spürbarer Lebenslust präsentiert er seine Songs und erzählt dabei scheinbar nebenbei, dass er am liebsten in Elvis' alter Hose nächtigt, die er secondhand in Memphis



Die Preisträgerinnen des 2. Oberhausener Literaturpreises: Ursula Maria Wartmann, Dr. Verena Liebers und Kerstin Glathe (v. l.)

mittlen der Jahrmarktstuden und Karussells des traditionellen City-Festes auf der Marktstraße trotzen sie am verkaufsoffenen Sonntag selbst den stärksten Böen. Acht Abenteurer harren gar vor dem abgetakelten Eisengrrippe des Kulturzeltes aus, um an Axel



„Warten auf die Schmetterlinge“ heißt das neueste Werk der Oberhausener Künstlerin BILLIE. Die zwei beleuchteten Edelstahl-Kokons stehen vor der EVO-Zentrale.

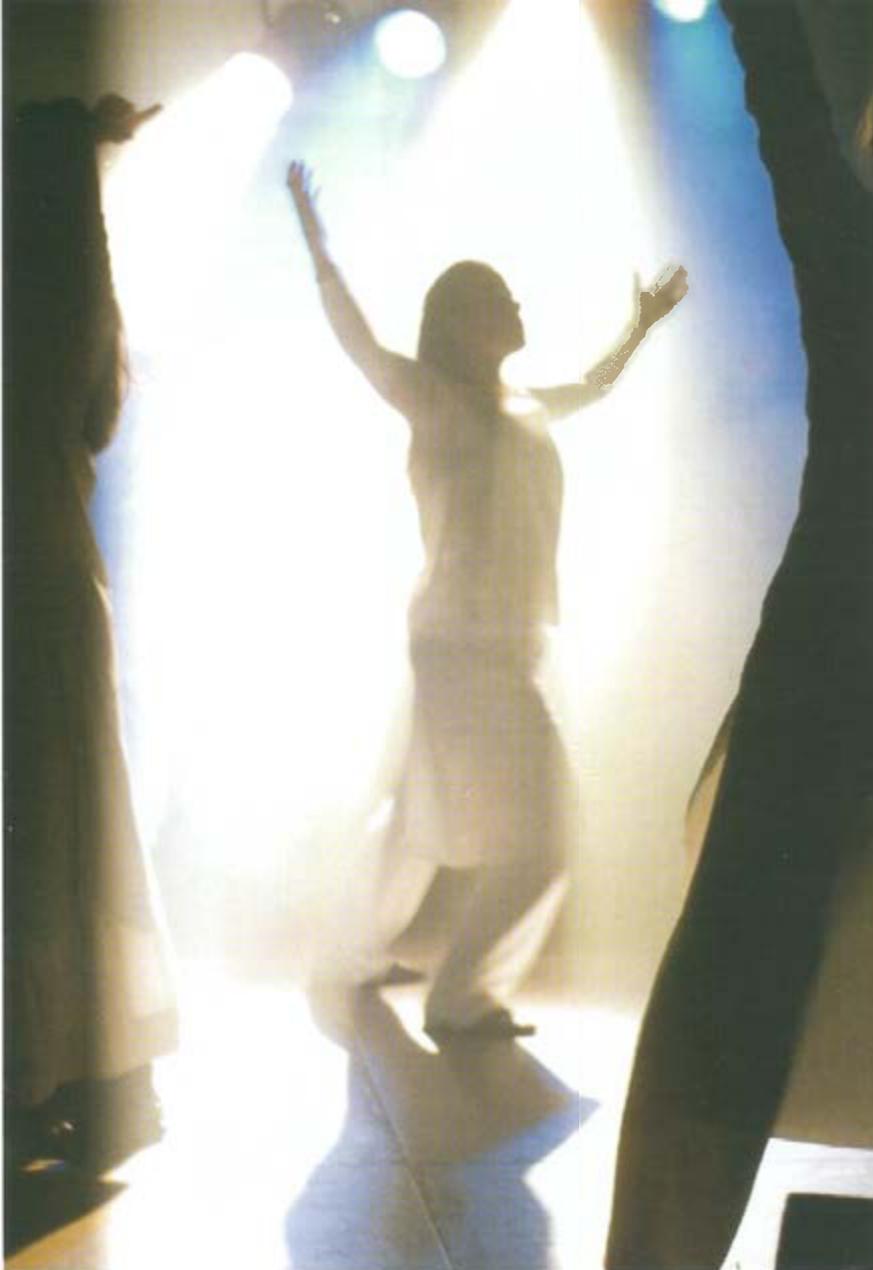
erstanden habe. Unter wolkenverhangenem Himmel führt das Oberhausener Stadttheater eine speziell für Kinder bearbeitete Fassung von Shakespeares „Heinrich V“ auf dem Altmarkt auf. Weder Kälte noch Nässe können das Publikum davon abhalten, der kindge-

rechten Repräsentation elisabethanischer Themen um Liebe, Gewalt und Verblendung zu folgen. „Als Erkenntnis nahm ich, was nur Wahnbild war“, muss schließlich auch der legendär trinkfreudige Vagabund des Mittelalters, François Villon, in seinem literarischen „Testament“ erkennen. Giampiero Piria, der in die Haut Villons schlüpft, mischt sich in seinem Ein-Mann-Stück unter das Publikum, bringt so die Worte des französischen Alltagsballadendichters buchstäblich unters Volk. Piria, Ensemblemitglied des Essener Freudenhaus-Theaters, macht Zuschauer zu Trinkkumpanen, rückt auf die Pelle und rezitiert gern Aug' in Aug': Das hält manch unfreiwilliger Zechgefährte nicht aus und flüchtet. Rasch rücken Wortdurstige in die Reihen nach und belohnen das theatralische Zechgelage am Ende mit minutenlangem Applaus.

Im Rampenlicht zu stehen und umjubelt zu werden, das ist für die Oberhausener Filmmacher Janne Beuter und Axel Scherer eine erfreuliche Erfahrung. Mehr als 200 Besucher lockt die Premiere ihres Films „Zoom“ ins Café Transatlantik. „Zoom“ setzt sich innovativ mit

einer klassischen Frage und ihren ethischen Implikationen auseinander: Maschinenmensch oder Menschenmaschine, that's the question - und wo liegt die Grenze? Zwei Jahre haben Beuter und Scherer an der Realisierung ihres Filmprojekts gearbeitet. Das Engagement hat sich gelohnt!

Im Schaufenster des City-Kaufhofs zeigen junge Künstlerinnen des Elsa-Brändström-Gymnasiums ihre Version von Licht Stadt Schatten. Im Kellergeschoss



Das Duisburger Tanztheater unter Leitung der Choreografin Ulla Weltike gestaltete die Eröffnung im Kulturzelt

des Gebäudes dagegen lassen Kinder unter Anleitung des Oberhausener Fotografen Jörg Briese „Landschaften aus Licht“ entstehen. Wundersame Klangcollagen bringt der Oberhausener Tonkünstler Jörg Hüttemann auf seinem Lichtklavier zu Gehör. Die Stummfilme mit Live-Musik von Trioglycerin im Lichtburg Filmopalast sorgen für spannungsgeladene Unterhaltung bis tief in die Nacht.

Im Rahmen des Oberhausener Literaturpreises haben sich in diesem Jahr drei Autorinnen qualifiziert: Die gebürtige Oberhausenerin Ursula Maria Wartmann wird für ihre Erzählung „Geheime Ordnung“ mit dem mit 2.500 Euro dotierten ersten Preis geehrt. Der zweite Preis wird an Dr. Verena Liebers aus Bochum für ihre Geschichte „Der Mantelmann“ verliehen. Der Text der Wittenerin Kerstin Glathe mit dem Titel „Mondlandung“ wird mit dem dritten Preis prämiert. Insgesamt hatten sich mehr als 150 Autoren mit 188 Einsendungen an dem literarischen Wettbewerb beteiligt. In Kooperation mit dem CityO-Management soll der Literaturpreis nun regelmäßig alle zwei Jahre ausgelobt werden.

Über 50 Einzelveranstaltungen lockten Menschen aus dem gesamten Ruhrgebiet, vom Niederrhein und aus dem Münsterland in die Oberhausener Innenstadt. Mit Kultur, so Oberbürgermeister Burkhard Drescher

in seiner Eröffnungsrede, könne der Banalisierung der Innenstadt entgegengewirkt werden. In der Tat: Licht Stadt Schatten hat gewirkt. Und die Oberhausener Innenstadt hat die Chance, auch dauerhaft ein echter Lichtblick zu werden. Die SPD-Mehrheitsfraktion ist hellhörig geworden und beantragte im Hauptausschuss, ein Beleuchtungskonzept für einzelne Gebäude zu prüfen. „Es werde Licht“, sprach Installationskünstlerin Billie Erenkamp während der Performance. Und siehe da: Es könnte tatsächlich bald Licht werden in Oberhausen.

SICHERHEIT

Als Dorfsheriff frei und unabhängig

*Mit dem Bezirksbeamten Gerd
Leefmann auf „Präsenzstreife“*

VON MONIKA IDEMS

Gerd Leefmann geht zur Garderobe, nimmt die Jacke mit den drei Sternen auf der Schulterklappe vom Haken, zieht sie über. Er rückt den grünen Schlips zurecht, setzt die Mütze auf, steckt das Handy ein und geht los. Das macht Gerd Leefmann seit 1996 viele Male die Woche, es ist sein Job: Der Polizeihauptkommissar ist in Lirich Bezirksbeamter - nicht nur im Liricher Volksmund auch gern Dorfsheriff genannt.

Und treffender könnte man's kaum ausdrücken. Keine 20 Schritte von der Außenstelle der Polizeiinspektion Süd in der LEG-Siedlung an der Bebelstraße entfernt - hier teilt sich Gerd Leefmann die Arbeit mit drei weiteren Kollegen - wird er das erste Mal angehupt, da winkt ein ehemaliger Schützenkönig (und damit Vereinskamerad bei den Liricher St. Sebastianus-Schützen) dem Polizisten über die Straße zu - und dabei ist er noch gar nicht wirklich in seinem Gebiet. Leefmann winkt zurück und geht weiter: „Wir machen alles ohne Auto“, erklärt der 57-Jährige, während er mit ziemlich strammem Schritt über die Würpemburgstraße aufs Babcock-Gelände zumarschiert.

„Ja sicher, die Stimmung ist gedrückt“, sagt Leefmann zum Thema Babcock, das bekommt der Be-



Die Arbeit mit Kindern macht dem Bezirksbeamten Gerd Leefmann besonders viel Spaß

zirksbeamte in seinen Gesprächen mit den Lirichern selbstverständlich auch mit. Kontakte zu pflegen ist nämlich eine der wichtigsten Aufgaben der Polizisten, die für einzelne Bezirke zuständig sind. Den Bürgern die Polizeibeamten wieder näher zu bringen sei das Ziel: „Welcher Bürger hält schon einen Streifenwagen an, um einfach mal zu quatschen?“, fragt Leefmann. Richtig, keiner.

Wenn aber ein Polizist über die Straße läuft, passiert das schon eher. Den Bürgern Polizisten nahe bringen, das funktioniert nämlich am besten beim „Präsenzstreife laufen“. Wie das geht? Ganz einfach: „Uniform anziehen und rumlaufen. Mal hierhin und mal dahin, mich überall mal sehen lassen, Kontakte pflegen zu Kirchen, Kindergärten, Schulen und Vereinen“, umreißt der kräftige Mann mit den wachen Augen diesen Teil seiner Arbeit.

Oder einfach den Menschen auf der Straße zuzuhören. „Kuckensema, Meister, oder General, oder wat Se sind“, spricht ein Mann, der über die Kreuzung Duisburger- und Leopoldstraße mit einem Wägelchen einen Kasten Wasser nach Hause zieht, den Polizisten an: „Die Ampel - kann man das nicht mal richten?“ Leefmann legt den Kopf in den Nacken und sieht,

dass die Fußgänger-Ampel so verdreht ist, dass man sie von der Insel in der Mitte der Straße gar nicht sehen kann. Der Polizist reckt sich und versucht, alles wieder hinzubiegen; so auf Anhieb ist da aber nichts zu machen, ist wohl ein Laster dagegen gefahren. Der Polizist merkt sich die Ecke und will später Fachleute vorbeischicken.

Schulen, die Katharinenschule und die Emscherschule“, sagt Gerd Leefmann und klingt ein bisschen stolz - die Arbeit mit Kindern und Jugendlichen macht dem Mann Spaß und ist ein wichtiger Bestandteil der Jobbeschreibung. „Planung und Durchführung der Schulwegsicherung“ oder „Eigenständige Aktionen zur Steigerung der Verkehrssicherheit an Schulen/Kinder-

gärten“ heißt das im Amtsdeutsch, und jeder, der mit Gerd Leefmann zwei Sätze gewechselt hat, weiß, dass das in Wirklichkeit sehr viel lustiger sein wird als es klingt.

Aber er kann auch ernst werden: „80 Prozent derjenigen, die sich falsch verhalten sind die Eltern und Lehrer“, das meint nicht nur der 57-Jährige aus eigener Beobachtung, zu dem Schluss komme auch eine Kölner Studie. Und deshalb wird Leefmann auch nicht müde, eben diesen Eltern den Sinn und Zweck von Halteverboten vor Schulen bei den Einführungsabenden zu erläutern. Und nicht nur denen: „Ist das vielleicht ein Gehweg wo Sie stehen?“, fragt Leefmann nicht ganz ohne Sarkasmus die junge

Frau, die gemütliche eineinhalb Schritte von der Haustür entfernt geparkt hat. „Ich steh' hier nur kurz“, kommt die nicht sehr originelle Antwort. Da stellt der Dorfsheriff klar: „Nur kurz gibt's nicht in der Straßenverkehrsordnung.“ Das sitzt, und mit verkniffener Miene sucht sich die Frau einen wahren Parkplatz.

Leefmanns Arbeitsplatz ist groß. Begrenzt wird er - ganz grob - im Norden vom Kanal, im Süden von der Duisburger Straße, im Westen von der Stadtgrenze und im Osten von der Wohnsiedlung Grafenbusch. Leefmann mag die Ecke: „Das war mal ein Berg- und Fabrikarbeiter-Bereich. Jetzt ist es ein Stadtteil, der gut durchwachsen ist.“ Das bringt Probleme, aber



Im Büro in der LEG-Siedlung an der Bebelstraße werden die Aufgaben mit den Kollegen abgestimmt

Solche Fälle kommen schon häufiger vor: Da machen die Leute den Polizisten darauf aufmerksam, dass eine Ampel nicht mehr zu erkennen oder der Gehweg zugewachsen ist. „Und manchmal fragen mich auch welche, wo muss ich hin, wenn ich meinen Rentenausweis verlängern muss?“, zählt der Bezirksbeamte auf. Und muss kurz unterbrechen, wieder wird er angehupt - ein Handball-Kollege.

Weiter geht's, die Wunderstraße hinunter - aber nicht jedes Mal, die Route, die die Bezirksbeamten laufen, ist nicht festgelegt. „Das sind meine beiden



Auf „Streife“ heißt auch, Kontakte pflegen und sich überall mal sehen lassen

auch schöne Seiten: „Was mich hier fasziniert ist, wenn man hinter die Fassaden guckt. Was es da für Gärten gibt. Diese Stille...“ Wenn's eben keinen Knatsch gibt. Wenn doch, dann lotst Gerd Leefmann zerstrittene Nachbarn auch schon mal zum Schieds-

mann und moderiert Gespräche, die den Zank ausräumen sollen.

„Die Größe der Bezirke ist vom Ministerium per Erlass geregelt“, erklärt Leefmann, „Pi mal Daumen 10000 Einwohner.“ In Lirich sind's nur 8000, aber auch das ist genug Arbeit. Schließlich laufen die Bezirksbeamten nicht nur Streife, sie bearbeiten zum Beispiel auch kleinere Haftbefehle. Die heißen ganz gefährlich Erzwingungshaftbefehle - wenn etwa jemand das Knöllchen für 5,11 Euro nicht bezahlt hat oder wegen der Erschleichung von Leistungen (im Volksmund: Schwarzfahren) zu einer Geldstrafe verurteilt wurde. Das Geld treiben Leefmann und seine Kollegen ein - wenn es denn da ist. „Geld oder Kiste“, bringt der Polizist die Alternativen auf den Punkt, „eine andere Möglichkeit hab' ich selbst nicht, da mach' ich mich strafbar.“ Oft laufe seine Tätigkeit auch auf Sozialarbeit hinaus, erzählt der 57-Jährige - deshalb sollten Bezirksbeamte einiges an Erfahrung mitbringen, „eine gewisse soziale Kompetenz“, meint Leefmann, „sicheres Auftreten“.

Die kann man dem Polizeihauptkommissar bescheinigen: Ende September hatte Gerd Leefmann die 40 Jahre als Polizeibeamter voll, seit April 1965 ist er ununterbrochen in Oberhausen im Einsatz. In der Neuen Mitte hat er den Start beim Abteilungsstab begleitet und davor 20 Jahre lang seinen Dienst im Einsatz-Zug als Gruppenführer gemacht, hat mit zehn Leuten bei Fußballspielen oder Demonstrationen für Ordnung gesorgt. Da war die Arbeit als Bezirksbeamter etwas ganz Neues - und verursachte gemischte Gefühle, das gibt Leefmann offen zu: „Ich kam aus einem Bereich, wo Anordnung und geschlossenes Auftreten Respekt verschaffen“, erklärt er, „jetzt habe ich vollkommen freie Hand in meiner Dienstgestaltung.“ Na ja, so frei kann das doch bei der Behörde nicht sein, möchte man meinen. Ist es aber, beteuert der Polizist: „Zwischen Montagmorgen 0 Uhr und Sonntagabend 24 Uhr - da müssen wir unsere 38,5 Stunden rein packen.“ Wie

die verteilt werden, da sei er völlig frei. Einzige Regel: Mindestens ein Spätdienst bis 22 Uhr muss in der Woche drin sein. Nur etwa ein Drittel der Zeit verbringen die Männer im Bezirksdienstbüro an der Bebelstraße 41. „Hierhin kommen relativ wenige Leute“, erklärt Leefmann, ein oder zwei Anzeigen in der Woche seien schon viel. Aber das ist auch so gedacht: „Das Büro soll nicht als Wache betrachtet werden, weil es unser Auftrag ist, unterwegs zu sein.“ Zwei

Ein ganz wichtiger Bereich der Arbeit im Bezirk ist die Bekämpfung von Unfällen. Dazu gehören auch Aktionen mit Verkehrssicherheitsberatern: „Ich habe seit drei Jahren keinen Kinderunfall gehabt“, sagt der Beamte, „jedenfalls keinen, wo die Kinder die Ursache waren.“ Da gehört aber auch Leefmanns lässige Verkehrssicherung im Vorbeigehen dazu: „Na, Gurt vergessen?“, bollert der 57-Jährige über die Straße, als der Jungspund unangeschnallt an der Ampel steht -



Der Verwarnungsblock wird öfter benötigt als die Handschellen

und daraufhin mit einem belämmerten Lächeln und einem „och, danke!“ über die Schulter greift. „Das ist das Schöne“, grinst Leefmann, „ich kann auch mal durch die Gegend laufen, ohne gleich sanktionieren zu müssen.“

Schön an der Arbeit als Bezirksbeamter sei aber auch, „dass ich so frei und unabhängig bin“, sagt Leefmann. Aber es gibt auch andere Seiten an seinem Job: „Das Schwierigste? Mit dem Werteverlust umzugehen“, sagt der Polizist

und bringt Beispiele, die er erlebt: „Was stört mich ein Halteverbot? Was stört mich mein Nachbar? Das ist hart, wenn man mit den Schicksalen von Jugendlichen konfrontiert wird, denen die Eltern keine Werte vermitteln. Wenn wir Jugendliche Richtung Remscheid bringen, zur Jugendarrestanstalt, da macht man sich schon seine Gedanken“, sagt Leefmann ernst.

Aber er kann auch jede Menge Spaß haben. Seine letzten Arbeitstage, das hat Gerd Leefmann sich schon ausgerechnet, fallen auf das Liricher Schützenfest - 2005. Da will er dann ganz gediegen seinen Dienst ausklingen lassen. Schützenkönig statt Dorfscherriff? „Ich werde niemals Schützenkönig“, das weiß Gerd Leefmann ganz bestimmt: „Ich hab' dann 43 Jahre die Uniform angehabt, dann zieh' ich keine andere mehr an.“

Drittel der Arbeitszeit machen die Bezirksbeamten Außendienst.

Wie viel Zeit davon auf welche Aufgabengebiete verwendet wird, teilen die Beamten selbst ein: Neben den Streifen sollen sie beispielsweise repräsentieren, in öffentlichen Verkehrsmitteln präsent sein und an Bürger- und Bezirksversammlungen teilnehmen; sie sollen Kriminalitätsbrennpunkte überwachen und den Kontakt mit gefährdeten Personen aufnehmen, Veranstaltungen im Bezirk wie Prozessionen, Pfarr- und Schützenfeste begleiten. Letzteres macht Gerd Leefmann besonders gerne. Dass er das Schützenfest in diesem Jahr ohne Schlägerei über die Bühne gebracht hat, darauf ist der St. Sebastianer stolz.

PORTRÄT

Schulz und Schulz

Der Häuslebauer und Kleeblatt-Pfleger

VON MICHAEL SCHMITZ

Er ist pünktlicher als die Handwerker, mit denen er fast ein Leben lang schon zu tun hat. 11 Uhr Date im Hotel „Zum Rathaus“, das Kännchen Kaffee längst vor seiner Nase: „Ich krieg von dir 50 Euro, weil ich im Halteverbot stehe.“ Ich riskiere ein Auge. „Na gut, dann 25.“ Natürlich rücke ich an dieses Einsfüfundsechzig-Paket keinen Cent raus. Wer zweistellige Millionen mittlerweile in sein Hobby, das mehr eine Leidenschaft ist, investiert hat, wird meine armseligen Penunzen ja wohl nicht nötig haben. „Soll ich stattdessen vielleicht ‚RiRaRo‘ singen?“ Besser nicht, sein Magen sei derzeit sowieso nicht so ganz in Ordnung. Also intoniere ich nicht die Hymne auf den Verein, den es ohne den verkappten Beatle wohl schon längst nicht mehr gäbe. Eigentlich hatte ich mir geschworen, seinen Namen in diesem Porträt nicht einmal zu nennen, weil diesen Hermann Schulz in rot-weißen Gassen doch eh jedes Kind in Oberhausen kennt. Mist aber auch, jetzt ist er mir doch rausgerutscht. Hermann Schulz, gewissermaßen das fünfte Blatt am Vereinszeichen des SC Rot-Weiß Oberhausen.

Das erste Kännchen Kaffee geht für den Magen drauf. Sein Medizinmann laboriere seit Wochen an ihm rum: „Zu dem gehe ich schon ewig, ich vertraue



ihm, keinem anderen. Nächstes Jahr will er sich zur Ruhe setzen. Darüber ist mein letztes Wort noch nicht gesprochen. Solange mein Magen nicht fit ist, nagele ich ihm die Hufe im Elisabeth-Krankenhaus fest.“ Hermann Schulz duldet auch bei einem Ärztlichen Direktor keine Flucht.

Inzwischen ist das für diesen Tag gebuchte Jahrbuch-Trio komplett. Über alles Mögliche wird geredet, wovon der Chronist keine Ahnung hat, vor allem über Fußball und Alstadener Ur-Geschichte. Das ist bei Kaffee nicht zu ertragen: „Norbert, ein Alt.“ Der Präsident des SC Rot-Weiß Oberhausen guckt einmal auf die Uhr, ein zweites Mal auf die Uhr: „Halb Zwölf.“ „Ja. Aber da ich zum Frühstück um sechs Uhr schon Nackenkotelett mit Bratkartoffeln gegessen habe, darf ich jetzt, wo beinahe Feierabend ist, wohl doch

ein Bier trinken.“ Die Beatle-Frisur schwillt beinahe zum punkigen Kamm.

„Ja, die 30 Jahre unter Peter Maaßen, das sind doch auch gute Jahre für RWO gewesen, aber man muss trotzdem fragen dürfen, wie er den Verein hinterlassen hat.“ Letztlich habe der Pascha dem Verein mit dem Bundesliga-Skandal intern geschadet, weil damit auch die Bundesligazeit für RWO zu Ende ging. Da tropft beinahe eine Träne auf seine Designerbrille. Will er mit den Kleeblättern noch mal in die erste Liga aufsteigen: „Nein, auf keinen Fall, aber ich muss ja nicht immer Recht behalten.“ Ein Schlitzohr, das er mir nun endlich auch für seine ganz schön turbulente Biografie leiht.

Am 14. April 1940 wird er in Oberhausen geboren, Schlägelstraße, so ungefähr an der Nahtstelle von Alstaden und Styrum. Die einen sagen so, die anderen so. In der Nähe steht eine Holztrinkhalle. Hermann ist das dritte von vier Kindern, die sich emanzipationsfern auf drei Söhne und eine Tochter verteilen. Das Elternhaus hat zweieinhalb Stockwerke, der Vater ist Soldat, bis zu Hermanns 5. Lebensjahr wird die Familie in die Rhön evakuiert. Die Jahrgänge der vier Kinder, 36, 38, 40, 44, kommentiert Hermann trocken: „Immer wenn Vater Urlaub hatte, wurde ein Kind gemacht.“ Die beiden älteren Brüder leben nicht mehr.

Nach dem Krieg wohnt die Familie in Alstaden, Rehmer/Ecke Bebelstraße, der Vater verdingt sich als Fahrer bei den Stadtwerken. Dann bei einem Schwager als Maurer. Die Familie zieht ins Natrop-Haus, Hermanns Mutter ist eine Tochter von Gemüse Müller, der Laden ist bei Natrop direkt um die Ecke. Und der Vater spielt Fußball. Ganz früh bei Viktoria Oberhausen mit Willi Jürissen zusammen, dann holt die Mutter den Vater rüber zu Elmar 09 Alstaden. Man nennt ihn den „roten Heinrich“. Hermanns Bruder Horst kickt mit Rudi Kleine-Natrop zusammen, der Alstadener Kneipenwirt-Legende: „Der einzige in der

Familie, der nicht Fußball spielen konnte, war ich.“ Der Vater zu RWO: „Da hat meine Mutter ihn zu rechtgestaucht, eine Woche später war er wieder bei Elmar.“

Das Leben in Alstaden ist klar geregelt. Sonntags um 10 Uhr vom Frühstück weg in die Kuhle zum Handball, „da haben sie sich die Hänge hochgeprügelt. Und heute machen sich die Leute verrückt wegen ein paar bekloppter Hooligans. So etwas gab's früher doch auch schon.“ Trotzdem spielt auch Hermann Fußball, auch bei Elmar. „Da waren zwar Schulze, gegen die war ich ne' Nuss, ich ging nach Alstaden 36.“ Rechter Verteidiger ist er, wie gesagt, ein schlechter. Aber er ist stolz darauf, dass er von unten kommt, auf seine knackige Jugend: „Wer auf der einen Bordsteinseite geboren war, durfte auf der anderen nicht Fußball spielen.“

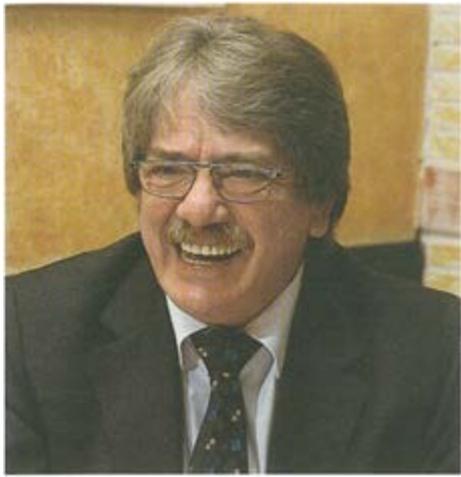
Der Vater ist Katholik, hat zehn Geschwister, die Mutter ist protestantisch. Eine Schwester vom Vater ist die Mutter des heutigen SPD-Bundestagsabgeordneten Wolfgang Grotthaus, also sind Hermann und „Grotti“ Cousins. Der

Vater wechselt zu den Protestanten, damit Pfarrer Pfothenhauer ihn trauen kann. Bei der Nennung dieses Namens wird die Stimme des Hermann Schulz heute noch ehrfürchtig gefärbt: „Er war einer der wenigen Menschen, vor denen ich immer Respekt hatte, zu dem ich immer Vertrauen hatte.“ Pfarrer Pfothenhauer wird den Vater von Hermann Schulz später auch beerdigen.

Hermann wird protestantisch erzogen (wovon nun wahrlich nichts haften geblieben ist), er schließt die Volksschule wie damals üblich mit der 8. Klasse ab: „Ein paar von uns sind schon nach der vierten Klasse nach oben gegangen. Einige von denen kamen später wieder. Die fragten dann, ob die wieder hier Platz nehmen dürften und bekamen die Antwort: ‚Ja sicher, wo warst du denn so lange?‘.“ Kleiner Stich ins Fell von verhinderten Gymnasiasten. Da, wo die Schule



„Nein, auf keinen Fall, aber ich muss ja nicht immer Recht behalten.“



„Der einzige in der Familie, der nicht Fußball spielen konnte, war ich.“

Ecke Bebelstraße/Rehmer, Hermann muss jeden Morgen eine Flasche Wasser für Hauptlehrer Lampe mit zur Schule bringen. Die wird in den Rote-Kreuz-Kasten gelegt, nur Hermann darf dem Lehrer einschenken: „Wenn er dann um 10 Uhr von seiner Frau abgeholt wurde, war er voll wie ein Eimer.“ Das sind die Folgen des Alstadener Wassers gewesen, so Anfang der Fünfziger. Genutzt hat es Hermann nichts: „Ich hab’ trotzdem oft mal ‚ne Fünf gekriegt, aber im Kopfrechnen war ich unschlagbar.“

Ein Jahr ist er Berglehrling auf Zeche Alstaden, da setzt sich seine Schüler-Karriere fort. Die meiste Lehrzeit wird damit verbracht, beim Steiger das Grundstück zu säubern. Am liebsten hat er Mittagschicht: „Dann durfte ich um 10 Uhr abends noch auf der Straße sein.“ Sehr schnell aber merkt Hermann, dass das Bergwerk nicht seine Sache ist: „Da runter zu fahren, das wäre für mich der reinste Wahnsinn gewesen. Zwei Lehrfahrten waren in der Zeit angesetzt, zweimal war ich krank.“ Ohnehin ist es eigentlich sein Traum schon nach dem Schulabschluss gewesen, nach Australien auszuwandern, oder nach Kanada. Aber da hätte er schon Handwerker sein müssen.

Die Lehrzeit dort beendet Onkel „Männe“, der in Alstaden zu der Zeit nicht nur in allen Kneipen be-

mal stand, an der Kewerstraße, baut er jetzt Eigenheim. Stolz wäre Hauptlehrer Lampe wohl auf seinen ehemaligen Zögling. Bei Lampe müssen die Schüler in ihrer Freizeit immer sauber machen, der hat ein großes Grundstück an der Speldorfer Straße: „Das nannte der dann Naturkunde.“

Zu der Zeit führt die Mutter schon eine Trinkhalle an der

kannt ist, weil er ein Gemüsefuhrwerk durch die Straßen rollen lässt. Der lässt den Neffen auf das Fuhrwerk klettern und fährt mit ihm Richtung Obermeidericher Bahnhof. Auf der anderen Seite ist eine kleine Kneipe, eine Schusterei und die Metzgerei Beck: „Mit 14 wusste ich noch gar nicht, was ein Metzger-Lehrling ist.“ Meister Heinrich Beck ist noch vier Zentimeter kleiner als Hermann, schleppt den Jungen in die Wurstküche. Interessiert guckt der, wie der Meister mit dem Messer hantiert. „Gefällt dir das?“ „Ja.“ Da ist er Metzger-Lehrling. Um halb Vier in der Früh muss er aufstehen, Arbeitsbeginn ist um Fünf. Ein Geselle ist Einsneunzig, der andere immerhin noch Einsachtzig.

Hermann bekommt Schürze, Koppel und einen Haufen Messer, wird 16. Schon bald nimmt ihn der Metzgermeister mit zum Schlachtofen, Hermann mit Zigarette in der Hand. Eine der dort arbeitenden Zweimetermänner ranzt ihn an: „Mach’ die Zigarette aus.“ „Nee, warum?“ „Mach’ sie aus.“ „Nee, meine Eltern haben gesagt, ich darf rauchen.“ Er macht die Zigarette aus und darf Därme sauber machen, die voller Würmer stecken: „Das war grauenvoll. Ich habe in der ersten Nacht im Schlaf Schweine gesehen mit Riesenköpfen, die mich gebissen haben, Würmer so groß wie Krokodile.“

Im zweiten Lehrjahr passiert etwas, was er heute den „Wendepunkt“ nennt. In der Rinderhalle schlachtet er ein Kalb und vergisst, die Innereien abzuhängen. Tags darauf holt der Meister ein paar Säue ab und will die Innereien mitnehmen. Die sind nicht da. Hermann verdient damals fünf Mark die Woche, samstags gibt es eine Blut- oder Mettwurst für den Sonntag. Die Innereien will Meister Beck seinem Lehrling vom Lohn abziehen: „Das wäre mein Gehalt für Monate gewesen.“ Das sagt er seiner Mutter, dass er dort nicht mehr weiterarbeiten will. Es gibt Friedens-



„Das wäre mein Gehalt für Monate gewesen.“

gespräche mit dem Innungsmeister Beck, der Bruder seines Lehrherren. Hermann bleibt stur, sein letztes Lehrjahr absolviert er bei Otto Freier am Stubbenbaum. „Zum ersten Mal“, blickt er heute zurück, „habe ich in den drei Jahren was gelernt. Der hat mir mit seiner Pranke eine Kotelett-Reihe zugeworfen, da erwachte ich. Er hatte auch Gesellen, die sich um mich kümmerten.“

Die Gesellenprüfung bestand Hermann, praktisch eine Drei, theoretisch eine Zwei. Dennoch sitzt Hermann bei der Lossprechung im Sterkrader Kaiserhof allein am Tisch. Er hat mit einem Moral-Tabu gebrochen, schon eine Freundin. Die Rede dort für die Gesellen soll der Sohn von Metzger Janke halten. Hermann steht am Ende der Reihe. Der Janke-Sohn, einen halben Meter größer als Hermann, macht sich vor Aufregung fast in die Gesellenhose. Hermann hält die Rede, aus dem Stegreif – wie heute noch, betont, dass sie alle ohne ihre Lehrer und Gesellen nichts geworden wären: „Alle sind gekommen und haben mir die Hand geschüttelt.“

Seine erste Gesellenstelle ist in Verdohl, aber schon damals weiß er zwischen einer Mark und Einsfünfzig sehr wohl zu unterscheiden. Die zweite Gesellenstelle ist in Wiesbaden-Biebrich, da gibt es fünf Mark mehr und die Klamotten werden auch gewaschen. Es geht turbulent weiter. Geselle Hermann tut sich im Saargebiet um, Deutsche aber werden dort unter französischer Regie nicht gern gesehen. Er ist ein paar Monate arbeitslos, schläft auch mal unter einer Brücke. Er überwindet die Durststrecke, das Saargebiet wird zum Saarland. Hermann findet einen Job für 1,98 die Stunde, kann sich bald den ersten Anzug leisten, auf den er „stolz wie ein Affe“ ist. Dafür haben die Gummistiefel, für einen Metzger unersetzlich, dicke Löcher und quittieren diesen Umstand mit einer riesigen Lungenentzündung. Es steht nicht gut um Hermännchen, ein Krankentransport bringt ihn



„Ich wusste noch nicht einmal, dass es im Fußball einen Spielerpass gibt.“

zurück nach Oberhausen. Er schließt Frieden auch wieder mit den Eltern, die inzwischen acht Trinkhallen und ein Lager an der Rothebuschstraße haben. Hermann wird im Elisabeth-Krankenhaus geheilt und fängt in Duisburg-Wedau als Schrottbrenner im Akkord an. Alte Güterwagen werden zerlegt. Das dauert zwei Wochen, dann wird er auf den privilegierten Elektrokarren gesetzt und bedient seine Kollegen mit Getränken, für den gleichen Lohn.

400 Mark im Monat verdient er als Schrottbrenner, die Mutter aber ist der Meinung, dass Hermann mit in die Familientrinkhallenfirma soll. Dafür nimmt er sich Zeit, schafft erst einmal ein paar Monate als Verkaufsfahrer für Brot Klaas und Getränke Gräff. Und er erlebt etwas Grausiges. 1959 ist es inzwischen. Seine damalige Freundin kommt bei einem schweren Unfall ums Leben, Hermann bricht sich ein paar Wirbel, kommt für Monate ins Krankenhaus.

Schließlich wechselt er doch in den elterlichen Betrieb, baut ihn mit Brauerei und Tabakgroßhandel auf bald 30 Trinkhallen aus. Um fünf Uhr morgens steht er auf, abends um 10 ist Feierabend, 200 Mark die Woche zahlt die Mutter. Und er lernt Elke kennen, die er dreieinhalb Jahre später heiraten wird. Es gibt den Trinkhallenvertrieb H. Schulz und eines Tages steht Bruder Horst vor der Tür, angereist aus München. Und da geht es plötzlich um die Frage, wer was macht. Schwester Margot die Trinkhallen, Horst den Tabakwaren-Großhandel, „und ich die Sparte Stangeneis und Kohlenauslieferung, ihr seid wohl bekloppt. Von heute auf morgen habe ich Schluss gemacht.“

Allerdings nicht mit dem Kaffee, ein paar Stunden sind schon in die schmucke Gastronomie des Hotels „Zum Rathaus“ gegangen, ich schätze, Hermann Schulz hat mit Sicherheit das fünfte Könnchen Kaffee vor sich stehen, sein Wagen ist immer noch nicht abgeschleppt, 25 Euro stehen nicht mehr zur Debatte

und ich nippe auch nicht mehr am ersten Alt. Jetzt setze ich meinen geballten Fußballverstand ein, um eine kleine Verschnaufpause beim Festhalten der Notizen zu gewinnen. „Gegen den 1. FC Köln gewinnt ihr doch wohl.“ „Na klar.“ Nun habe ich den RWO-Präsidenten an der Angel, die Zusage gelte, ansonsten

müsse er meine Wettschulden bezahlen. Ein paar Tage zuvor hatte ich mit dem Oberhausener Schauspieler Daniel Wiemer bei einer Premierenfeier im Theater um die Finanzierung eines gemeinsamen Trinkgelages im Theaterrestaurant „Falstaff“ gewettet. Wiemer, bekennender FCK-Fan, setzte

vorbei, dann kriegst du einen Gewerbeschein.“ Er holt ihn sich ab, alles für einen Fünfer, inclusive Möbelvermittlung.

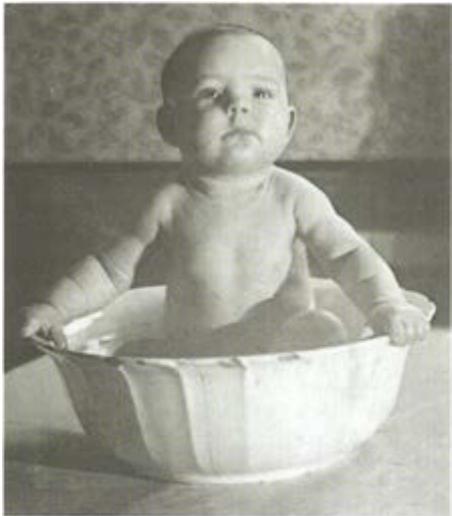
Dann erhält er einen Anruf aus Marxloh. Da hat jemand ein Ladenlokal und möchte gern eine Trinkhalle daraus machen. Hermann findet hier einen leeren Altbau vor mit einem nicht ausgebauten Dachboden. Ob man daraus auch eine richtige Wohnung machen kann? Er vermietet das Ladenlokal an einen Tabakwarenhandler, erhält von dem Provision, sowie auch vom Getränkeshändler und vom Pächter: „Ich hatte noch nie so viel eigenes Geld. 2700 Mark, dreimal 900.“ Er mietet ein Ladenlokal auf der Vestischen Straße an, Reinhold Höppner, sein erster Angestellter im neuen Maklerbüro, ist heute bei ihm Prokurist: „Hermann, wie schreibt man Appartement?“ „Ganz einfach: Anderthalb-Zimmer-Wohnung.“

Da ist Hermann Schulz schon in Klosterhardt wohnhaft und dort binnen einer Woche Geschäfts-



„Wer den Schiri beleidigt...“

führer von SuS Klosterhardt geworden. Vereinsversammlung in der Gaststätte Nölle, elf Freunde wollt ihr sein? „Und die prügeln sich gerade. Ich wusste noch nicht einmal, dass es im Fußball einen Spielerpass gibt.“ Der Verein kickt in der 2. Kreisklasse, mit Trainern wie Uwe Scheurer und Adi Preißler bringt Hermann Schulz die Truppe in die Landesliga. Die von Hermann Schulz errichtete Flutlichtanlage auf dem Klosterhardter Platz steht heute noch. Das Umfeld ist eher ein sozialer Brennpunkt, „aber alles tolle Menschen“. Gleich zu Anfang muss er als Geschäftsführer zu einer Kreisspruchkammersitzung, weil ein Spieler zum 7. Mal vom Platz geflogen war. Als Geschäftsführer hat er das letzte Wort: „Nehmen Sie ihm doch nicht sein letztes Hobby, so lange



Hermann 1940 missmutig in der Waschschüssel

natürlich auf die Kölner, mein Lokalpatriotismus, weit größer als mein Geldbeutel, riskierte den RWO-Tipp. Hermann muss geahnt haben, dass es teuer werden könnte, das Spiel endete mit einem asketischen Unentschieden. Nun wieder chronologisch:

Am Samstag steht er auf der Straße, 50 Mark in der Tasche, 1700 auf dem Konto, der Citroen ID 19 ist bei Muhra auf Raten gekauft, er wohnt schon auf der Hartmannsweilerstraße, zweieinhalb Zimmer, 54 Quadratmeter, seine Frau liegt im Krankenhaus. Hermann denkt sich: „mach ne Kneipe auf“. „Denn so sauer wie ich war, meiner Mutter wollte ich keine Konkurrenz machen.“ In Bedburg-Hau will er eine anmieten, soll Kautions zahlen, will er aber nicht. Er gibt eine Anzeige auf: „In Duisburg und Oberhausen laufend Trinkhallen und Gaststätten gesucht.“ Das Ganze nennt sich „Gaststättenfachvermittlung Hermann Schulz“. Zwei Tage sitzt er am Telefon, dann ruft ihn ein Mitarbeiter des Oberhausener Ordnungsamtes an: „Machst du jetzt einen auf Makler. Komm’

ich in dem Verein bin, wird hier kein Spieler mehr erscheinen.“ Ein Schild wird ins Vereinsfenster gehängt: „Wer den Schiri beleidigt...“

1972 erfolgt die Fusion mit Sterkrade 06/07: „Bei Klosterhardt ging es noch mit einem Abendessen ab, nach der Fusion ging es um richtiges Geld.“ Den damaligen Trainer Pitter Danzberg nimmt Hermann nicht mit, Adi Preißler wird Coach. Und es gibt etwas Einmaliges in Deutschland: Die 1. Mannschaft spielt in der Verbandsliga, die 2. in der Landesliga, die 3. in der Bezirksliga und die 4. in der ersten Kreisliga. Zu dem Zeitpunkt hat Hermann die, wie er sagt, „schönste Zeit mit seinem Vater“ schon erlebt, zusammen 1966 bei der Fußball-Weltmeisterschaft in England. Das umstrittene dritte Tor für die Engländer beim Endspiel gegen die Deutschen erlebt er in der Kurve: „Von dort aus konnte ich nicht sehen, ob der Ball drin war.“

Und er hat auch schon längst ein zweites Büro in Duisburg, dort jemanden kennen gelernt, der zwei, drei Häuser verkaufen wollte. Hermann wohnt in Ob-rihoven bei Wesel, dort wird auch sein Sohn geboren, der heute natürlich in der Firma Konvent-Häuser verantwortlich tätig ist. In Flüren bei Wesel kauft er das erste Grundstück, um dort 14 Häuser zu bauen. Von der entsprechenden Anfrage eines Unternehmers bis zum Notartermin vergeht eine Woche. Und dann hat er die Baugenehmigung, Hermann wird Bauherr, der damals noch nicht einmal wusste, was eine Statik ist. Ja ist er denn wahnsinnig? „Sicher.“ 68.000 Mark kostet die Erstellung eines Hauses, für 98.000 sollen sie verkauft werden, alle werden verkauft: „Auf einmal hatte ich Geld.“

Nun geht es Schlag auf Schlag, in dem einen Jahr Bauzeit hat Hermann Schulz viel gelernt, 200 Häuser entstehen in Meerhoog, er baut überall dort, wo man schnell hinkommt, meist am Niederrhein, aber als Bauträger, der vor 30 Jahren das Kosten sparende Bauen erfunden hat, ist er auch ein rotes Tuch für

freischaffende Architekten. Doch der Erfolg des Selfmade-Bauherrn kommt damals nicht von ungefähr. Zwischen 1965 und 1977 besucht er wohl an die 100 Seminare, drei Jahre ist er Vorsitzender im Deutschen Hausbau-Verband, gibt dem auch politisches Gewicht. Selbst wenn er sieben Stunden im Zug sitzt, arbeitet er, entwickelt dort beispielsweise Häuser, die auf der Dienststraße gebaut werden. Den Vorwurf, er baue nur billig, kontert Hermann Schulz wie einer, der von unten gekommen ist, auch mal wieder unter war und es immer wieder nach oben geschafft hat: „Dann wohnen 3800 zufriedene Familien in solchen Häusern.“

Außerdem baut er auch nobel, 1980 etwa Reihenhäuser am Botanischen Garten Duisburg, die immerhin 700.000 Mark kosten. Zurzeit baut er am Raffelberg, ein-einhalbgeschossig mit 150 qm Wohnfläche, 600 qm Grundstück, VK: 450.000 Euro.

Und er ruft jetzt seinen Prokuristen an, dass er doch bitte den Wagen aus dem Halteverbot abholen solle. Denn jetzt hat Hermann den Kaffee auf, er bestellt sich ein Pils und sagt die Verabredung mit Manni Rummel in der Styruumer Bauernstube ab, in die es ihn schon mal zieht, seit die Vereinskneipe an der Landwehr verwaist ist. Karten spielt er gern, vor allem Skat und Klammern. Eine Partie Klammern könnten wir ja mal. Norbert bringt die Karten, bis 301. Bis zum letzten Spiel liege ich haushoch in Führung, dann spielt er mich in Grund und Boden. Jetzt sind die Finger eigentlich noch verkrampfter, aber ich muss niederschreiben, das die Firma Konvent-Bau 15 Beschäftigte hat: „Wenn das Produkt nicht laufen würde, könnte ich an der Ludwigshütte dann 80 Häuser bauen?“

Die einstige Firma Schulz-Häuser hat er vor wenigen Wochen liquidiert: „1988/89 haben wir richtig einen auf die Fresse gekriegt, Rezession, langer Winter. Tag und Nacht hab ich malocht, um aus dem Schlamm rauszukommen.“ Bei RWO, wo er damals



„Auf einmal! hatte ich Geld.“

schon die finanzielle Verantwortung hat, wollen sie ihn nicht mehr. Ohne Moos nix los. Hermann ist fix und fertig: „Wir besaßen gar nichts mehr, Schulz-Häuser, das war mein Leben, die Concordia hat uns damals aus dem Schlamassel gerissen.“

Fünf Jahre ermittelt die Staatsanwaltschaft wegen Konkursverschleppung, Vermögensübertragung und allen möglichen Wirtschaftsdelikten. Er trägt sich mit

dem Gedanken, irgendwohin abzuhauen, mit der Familie nach Österreich oder in die Schweiz, Urlaub zu machen. Aber der Personalausweis ist abgelaufen und Hermann Schulz hat Angst, ihn verlängern zu lassen. Das könne ja Fluchtgefahr bedeuten, sein Telefon wird eh abgehört. Selbst dem Fernsehen ist der „Fall“ des RWO-Machers

mehr als einen Bericht wert. Dann wird Hermann Schulz in allen Punkten freigesprochen. Und zwar nicht „Aus Mangel an Beweisen“. 10 Minuten nach dem Freispruch sieht er keine Kamera mehr. Später wird sich die Kammer bei ihm entschuldigen für das, was er mitmachen musste. Nie musste er einen Offenbarungseid leisten, er haftet für alles persönlich.

Von den angeblichen Freunden, die ihm damals den Rücken kehren, ist da was sitzen geblieben? „Ja.“ Viele Freundschaften gehen kaputt: „Aber was ist eigentlich Freundschaft? Die Familie hat gelitten, das ist viel schlimmer, aber ohne die wäre ich auch nicht mehr hochgekommen.“ Da wurde der alte Schulz-Müller-Geist wieder wach nach dem Motto: Jetzt erst recht. „Der größte Motor damals war meine Frau Elke und Sohn Heinz Hermann. Und ich habe, glaube ich, zum ersten Mal richtig gemerkt, was es heißt, Vater zu sein.“

Einsfüfundsechzig Schulz, die jetzt auch schon mehr als ein Pils getrunken haben, sind ein Stehauf-Hermännchen. Er will beweisen, dass er am Konkurs nicht schuld ist, an einem Konkurs, in den er mit 29 Mio Mark Vermögen geht. Damals hilft ihm der Ex-Fußballer und -Trainer Friedel Elting, Direktor der Volksbank in Bocholt. „Das ist ein wirklicher Freund, der wusste, dass ich ein Motor bin, der weiter läuft.“ Auch der Chef der Concordia-Immobilien, Nünninghoff, hilft, wie Wolfgang Flesch, der Vorstandsvorsitzende der Stadtsparkasse Oberhausen: „Die haben die Situation richtig erkannt.“ Als erstes Institut arbeitet die Stadtsparkasse wieder mit ihm zusammen, die Volksbank folgt. Die Firma Konvent, die es seit 1979 gibt, gewinnt wieder an Boden.

Eigentlich hätte Hermann gern, dass sein Sohn Heinz Hermann Jura studiert. Aber der weiß nicht, was er an der Uni soll, will lieber etwas anderes machen. Der Sohn lernt Bankkaufmann. Hermann lässt ihm die Freiheit, holt ihn nach der Ausbildung, die er mit hervorragenden Noten besteht, in die Firma. Nach zehn Jahren „Lehrzeit“ in Dresden, Radebeul und in der Niederlassung Leipzig kommt er als erfahrener Fachmann in die Oberhausener Zentrale.

Schulz und Schulz, zwei Lebenslinien, eine folgt dem Fußball, zieht sich seit Jahren durch Rot-Weiß Oberhausen wie eine kleblättrige Lebensader. Schon 1974 ist er dort für 13 Tage Präsident, gewählt auf einer turbulenten Jahreshauptversammlung in der Bahnhofsgaststätte. Der Verein liegt finanziell am Boden, Peter Maaßen will für seine Investitionen in RWO eine Abtretung aller eingehenden Gelder. Mit harten Bandagen wird gekämpft, Hermann schmeißt die Brocken, der Verein steigt mit Manni Rummel auf, erhält keine Lizenz. Und Maaßen lockt Schulz wieder zur Mitarbeit. Eigentlich ist der



„Und ich Trottel habe das dann auch gemacht“



„Das wäre mein Gehalt für Monate gewesen.“



*„Das Leben ist so schön,
warum soll ich geh'n?
Ich habe doch noch viel
zu tun.“*

te, dass der Verein wieder in die Profiligena zurückkehrt.“

So langsam aber sicher könnten wir nach einem exzellenten Grünkohl gen Mittag ans Abendessen denken. Hermann Schulz winkt ab. Er trinkt noch ein Pils. Alles, was Geflügel ist, esse er gern, Hähnchen, Taubenbrust. Aber auch ein ordentliches Kotelett, nicht zu mager, Eisbein, Pfötchen. Kaffee und Bier sind seine Lieblingsgetränke, mit Wein oder Sekt hat er nichts an der Leber, früher hat er schon mal Cocktails und Underberg getrunken. Den gibt es heute höchstens noch einmal im Monat. Schnaps, nein Danke.

Seine Wünsche, sagt er dankbar, haben sich bis heute fast alle erfüllt. Den schweren Unfall hat er überstanden, auch eine Gallen-Operation, er ist kaum krank, die Familie gesund. Dass RWO in der Saison 2002/03 aufsteigt, hält Hermann Schulz für Blödsinn. Seine Familie möchte er noch lange mit klaren Augen sehen, in der Firma solange weiter wirken, „wenn der Kopf mitmacht. Ich bin kein Rentner, ich kann nicht einfach aufhören. Irgendwann falle ich neben dem Schreibtisch um.“ Aber Angst vor dem Tod hat er schon: „Das Leben ist so schön, warum soll ich geh'n? Ich habe doch noch viel zu tun.“

Verein pleite, er fällt bis in die Verbandsligena. Der bürgt für 200.000 Mark, wird Vize-Präsident und Fußball-Obmann. 1982 holt Hermann Schulz Friedel Elting als Trainer, ein Jahr später ist RWO Zweitligist.

Und dann sind es der Oberstadtdirektor Burkhard Drescher und Sparkassendirektor Wolfgang Flesch, die wünschen, dass er wieder den Präsidenten bei RWO macht: „Und ich Trottel habe das dann auch gemacht. Wenn ich komme, denken die Leute,

Er hasst Leute, die lügen. Unehrllichkeit sei das Schlimmste, man könne doch auch dann die Wahrheit sagen, wenn sie wehtut. Ohnehin habe er schon zu viele Arschkriecher gesehen. Respektlosigkeit missachtet er. Für Hermann Schulz ist es die größte Erniedrigung, wenn ein Mensch einen anderen anspricht: „Das ist schlimmer als eine Ohrfeige.“ Die Wahrheit müsse man sagen, auch ihm: „Jeder, was er denkt.“ Politisch direkt betätigt hat er sich nie. Er wird mal in die Nähe der NPD gerückt, weil er der 1970 für den Wahlkampf in Rheinland-Pfalz Busse zur Verfügung stellt: „Eine Dummheit. Saudumm.“ Er bezeichnet sich als eher sehr konservativ. Das würde auch zu Neo-Faschisten schlecht passen.

Natürlich muss bei Hermann Schulz, dessen 165 Zentimeter Größe eben der Beatle-Schopf krönt, auch mal ein flapsiges Wort zur Länge kommen: „Mit meiner Körpergröße habe ich kein Problem. Auch ich musste ein Viertel Rind tragen und konnte es gegen die Wand werfen.“ Dass es bei der Statur etwas schwieriger war, Mädchen kennen zu lernen, ja, dass sei nun mal so gewesen. Der „Euro-Keller“ war damals angesagt, aber Hermann Schulz ist kein Tänzer, auch kein Jazz-Musiker. Seine Hobbys sind der Beruf und RWO. Sport treibt er absolut nicht, er kann nicht einmal schwimmen. Beim Turnen ist er mal von der 3. Stange runtergefallen, alle haben gelacht: „Ich bin nicht schwindelfrei.“

Er liest viel, kaum Bücher, fast alle Zeitungen, hört Musik. Viele, die ihn ein wenig näher kennen, ohne wirklich seine Freunde zu sein, wissen, dass er nah am Wasser gebaut ist. „Es gibt viele Dinge, bei denen einem die Tränen kommen.“ Ja, er ist sehr verletzlich, die schlimmste Erfahrung dieser Art war, als seine Mutter ihm da-



„Alle rufen mich an.“

mals sagte, dass Bruder Horst das eine macht und er, Hermann, das andere, das Eisstangengeschäft. Dabei habe sie offiziell gelogen. Die Mutter lebt noch, in einem Altenheim bei Fürth, ein paar Mal im Jahr holt Hermann Schulz sie nach Oberhausen. Der Kontakt



„Luxus bedeutet mir nichts, ich bin immer der Hermann Schulz geblieben.“

zu Schwester Margot ist eher mager. Beim RWO-Aufstieg 82/83, da haben alle gefeiert und gejubelt, Hermann nicht. Er fährt am nächsten Morgen an die Ruhr, läuft dort mutterseelenallein rum und sorgt aus beiden Augen für ein gefälliges Hochwasser und fragt sich in seiner

kleinen Größe (oder umgekehrt): „Wo soll das Geld für die Liga herkommen?“

In Deutsch hat er immer eine schlechte Note gehabt: „Ich habe mich nie im Leben mit meinen Problemen an jemanden wenden können, alle rufen mich an.“ Aber Anerkennung sei ihm heute nicht mehr so wichtig. Fans im Stadion, ja, die sind ihm wichtig. Er geht auch schon mal in die Kurve, wenn es knistert. Und dann knistert es nicht mehr. Die Jung's, die sehen das, Hermann ist einer von ihnen, einer, der ihre Sprache spricht, nicht mit einer Sozialarbeiter-Fibel kommt, sondern mit einem knackigen Spruch, einer von der Straße.

Dass er Ristic zurück nach RWO geholt hat, das war ein Sprung über den Schatten. Zoff habe man nie gehabt, im Sportlichen sei man sich ab und an nicht einig gewesen. Aber er kann den Schatten überspringen, weil er morgens in den Spiegel gucken will. Er ist im DFB-Beirat und im Westdeutschen Fußball-Verband, auch Sprecher für die 2. Liga. Sein 1. Auto ist ein Opel Kadett, ein Rekord folgt, dann der berühmte ID 19, ein BMW Touring kommt, Mercedes folgen, gar mal ein Rolls, auch Buick hat er mal, er ist längst wie-

der beim guten Stern. Für Hermann Schulz, dessen aktuelles Auto längst vom Prokuristen vor die Haustür gefahren ist, so etwas wie ein Kleeblatt mit drei Zacken.

Zweite Partie Klammern. Bis 301. Vor dem letzten Spiel liege ich haushoch in Führung. Dann spielt er mich in Grund und Boden. Die anderen Jahrbuch-Menschen lächeln verschmitzt. Ich bin froh, dass es nur um die Ehre gegangen ist. Draußen ist es längst dunkel. Im gastronomischen Licht glänzen der Ring am Finger von Hermann Schulz und die 35 Jahre alte Uhr: „Luxus bedeutet mir nichts, ich bin immer der Hermann Schulz geblieben.“

Wenn nicht RWO, was dann? „Bayern München. Vorbildlich.“ Es ist nicht so, als ob Hermann nicht schon neben Kaiser Franz, Rummenigge oder Uli Hoeneß gesessen hätte. Sogar schon im DFB-Pokal. Aber er möchte es einmal auf seiner Traumbank, der 1. Bundesliga mit dem SC Rot-Weiß Oberhausen. Ob die Fünf am Oberhausener Kleeblatt das überleben wür-



Die Wurzel des „Trinkhallen-Konzerns“ Schulz an der Bebelstraße

de, darf angezweifelt werden. Andererseits: Er ist ja wirklich ein Stehaufhermännchen. Und notfalls hat er ja noch einen Ärztlichen Direktor, den er festnagelt. Und jetzt ist es bald nach Mitternacht. Ich frage mich, was an diesem Menschen, den ich gar nicht kenne, so spannend ist? Es kann nur das geballte Stück Oberhausen sein, in all seiner Widersprüchlichkeit ebenso gerade wie schlitzohrig, eben ein Glückauf-Hermann. In diesem Sinne: Gute Nacht Freunde.



STADTGESCHICHTE

Das Hexenhaus vom Gleisdreieck

Bahnhof Buschhausen wäre 90 Jahre alt geworden

VON KLAUS MARTIN SCHMIDT-WALDBAUER

Der Bahnhof „Sterkrade - Buschhausen“ im Jahr 1923. Von hier aus waren Züge in Richtung Hamborn und Wesel sowie Oberhausen zu erreichen. Erst 1948 erhielt der Bahnhof den Namen „Oberhausen-Buschhausen“. 1983 wurde der Personenverkehr auf dieser Strecke eingestellt.

90 Jahre würde am 15. März 2003 der „jüngste Bahnhof“ in Oberhausen. Im Stadtplan, in Höhe der Skagerrakstraße 55, findet man ihn noch: „Bf. Oberhausen - Buschhausen“. Die Beschriftung am Gebäude wurde Ende 2001 endgültig entfernt. Fährt man heute auf der Skagerrakstraße mit dem Auto oder dem Bus unter der hohen Bahnbrücke hindurch, erahnt man das Gebäude nur, versteckt zwischen einer hohen Neubauanlage und dem ebenso hohen Bahndamm. Jetzt wird in dem ehemaligen kleinen Empfangsgebäude gewohnt, der frische weiße Anstrich zeigt diesen Wandel an. Doch geschlossen wurde das Bahnhofsgebäude mit seiner Gaststätte schon im April 1980, das Ende des Zugverkehrs folgte zum Fahrplanwechsel drei Jahre später am 29. Mai 1983.

Sechs Bahnhöfe hatte es im Gebiet der heutigen Stadt Oberhausen gegeben, einen in Oberhausen,



Das Bahnhofspersonal um 1918. Zu sehen sind der Eisenbahn-Stationsvorsteher (2.v.l.) sowie rechts von ihm Weichensteller, Bahnmeister, Brückenwärter, Bahnwärter oder Bremser. Sitzend ein Hilfsbediensteter der Unterbeamtenklasse.

zwei in Osterfeld und drei in Sterkrade: 1846, sozusagen als Stadtgründung, der Bahnhof Oberhausen in der Lipperheide zwischen Duisburg und Essen-Altessen, sechs Jahre später folgte der Bahnhof Sterkrade an der Hollandlinie. Erst 1873 erhielt Osterfeld einen Bahnhof „Osterfeld -Süd“ an der Vestischen Bahnstrecke nach Bottrop und der Emschertalbahn nach Wanne, sechs Jahre danach eröffnete „Osterfeld-Nord“ an der Bahnstrecke nach Dorsten. 1888 bekam Sterkrade seinen zweiten Bahnhof an der Hollandlinie: „Sterkrade-Holten“. Auch der Bahnhof in Busch-

hausen trug bei der Eröffnung 1913 - im gleichen Jahr wurde auch die Lutherkirche gebaut - den Namen Sterkrade voran und hieß erst ab 1948 bei der allgemeinen Umbenennung der Bahnhöfe in der Stadt „Oberhausen - Buschhausen“.

Neue Eisenbahn-Bahnhöfe sind seitdem nicht mehr hinzugekommen, die Träume, in Alstaden einen neuen S-Bahn-Bahnhof an der Bahnlinie Oberhausen-Hbf. - Duisburg-Meiderich zu erhalten, zerplatzten 1998. Der Stadtrat lehnte den von der Bahn geplanten Haltepunkt ab: durch das neue Streckenkonzept der Stadtwerke Oberhausen AG (STOAG) war eine gute Anbindung mit Bussen von Alstaden an den Hauptbahnhof vorhanden und die Unterhaltung des geplanten Aufzuges sollte zudem die Stadt finanzieren. Der S-Bahn-Bahnhof „Rehmer“ in Alstaden an der S-Bahn-Linie 3 nach Mülheim steht heute noch im aktuellen Flächennutzungsplan der Stadt gleichsam als Erinnerungspunkt. Doch seit kurzem wird wieder ein neuer S-Bahn-Bahnhof von der Stadtplanung gefordert: an der S-Bahn-Linie 2, der Köln-Mindener-Eisenbahn, Richtung Gelsenkirchen in Höhe des Zukunftsparks „O.Vision“.

Doch jetzt der erste Sprung um 50 Jahre zurück zum Bahnhof Buschhausen, 6 Uhr in der Frühe: „Nebelfetzen hängen müde über dem Kanal. Wie Geisterfinger tasten sich die Scheinwerfer des Frühzuges heran, huschen über das stählerne Band der Brücke gleich in vierzehn sehr, sehr menschliche Gesichter. ‚Sterkrade -Buschhausen‘ - Herr Klatt kennt sie alle. Müde oder schon vergnügt. Arbeiter, die jeden morgen mit derselben Bahn nach Oberhausen fahren - fahren knapp zwei Stunden vor der Zeit, da auch die Schüler munter werden, Fahrräder unter den Signalen warten lassen und dann ‚ihren‘ Schienenbus beinahe so überfallen, wie es Held Tom Mix am letzten Abend erst im Kino glückte! - Heinz verkauft und locht die Karten, sorgt für das Gepäck („mit oder ohne Vollballon“) gibt Auskunft und verfolgt den Zuverkehr. Im alten Bahnhofshaus sitzt nur ein Mann. Was es zu tun gibt, macht er ganz allein ...“ schrieb am 17. Oktober 1953 die Neue Ruhr-Zeitung. Der Vor-Ort-Bahnhof an der Duisburger Stadtgrenze, kurz vor der Renovierung und seiner zweiten Epoche: vielleicht auch für kurze Zeit ein wenig Mittelpunkt der Buschhausener Gesellschaft.

Das Fachwerk des im ländlichen Stil errichteten Bahnhofs war verfault, die Reparaturarbeiten warteten. Endlich zog mit dem Ende der Renovierung im Dezember 1954 wieder angenehmeres Leben in die Bahnhofsgaststätte ein, wo zuvor noch gewarnt wurde, dass „bei der Vorbeifahrt von Zügen die Deckel auf die Gläser zu legen wären, da sonst Mörtelbrocken in das Getränk fallen könnten“. Von nun an konnte das Bier ohne Mörtelschutz getrunken werden. Auch der Vorplatz wurde von der Stadt neu angelegt und das Bahnhofschild neonbeleuchtet.

1962 bis 1968 übrigens betrieb die Schankwirt-

Ab November 1966 gab es im Bahnhof nur noch Bier und keine Fahrkarten mehr zu kaufen, 1980 schloss das Gebäude für Bahnkunden und Gäste der Wirtschaft seine Pforten, es vergammelte. Aber bis 1983 hielten oben am Bahnsteig noch die roten Schienenbusse. Dann hieß es zum Fahrplanwechsel im Hauptbahnhof, wenn man Richtung Bahnhof Buschhausen fahren wollte: hinaus auf den Vorplatz und mit der Bahnbuslinie 999 Richtung Walsum.

Aber zur Eröffnung des Bahnhofes konnte man doch über Walsum hinaus fahren? Als am 15. März 1913 endlich der Bahnhof Buschhausen fertig gestellt



schaft das Ehepaar Stiefelhagen. Der Oberhausener Boxmeister im Weltergewicht Max (Bubi) Stiefelhagen erzielte Ende der 50-er Jahre für seine Sportvereine Preußen/ Blau-Weiß Sterkrade und später für den Meidericher SV zahlreiche Siege und Pokale. Amateur-Boxmeister, Gaumeister, Zonenmeister - Titel, die Bubi aufgrund einer Kriegsverletzung einhändig boxend (!) erzielte...

Die ehemalige Hauptbahn von Oberhausen in die Niederlande über Hamborn, Walsum und Wesel wurde nach dem 2. Weltkrieg nur noch eingleisig betrieben. Hier nähert sich am 22. Juli 1976 der Kohlenzug 57131 von Walsum nach Heilbronn nach Verlassen des Bahnhofes „Oberhausen-Buschhausen“ dem Einfahrsignal zur Hauptbahn Emmerich - Oberhausen Hbf. Das Vorsignal in Warnstellung ist offensichtlich Grund für ein lang anhaltendes Pfeifen.

worden war, fuhren die Personenzüge schon bald von Oberhausen nach Hamborn und Wesel. Hamborn erhielt 1912 die Stadtrechte. Innerhalb von zwölf Jahren von 28 000 auf 107 000 Einwohner angewachsen, strebte die junge Industriestadt einen eigenen Bahnhof an und forderte eine Anbindung der Eisenbahn nach Norden Richtung Wesel sowie nach Süden Richtung Oberhausen.

Am 12. Oktober 1912 fand im repräsentativen Hamborner Bahnhofsgebäude, einem Schmuckstück und einem gewaltigen architektonischen Werk von schönster Formvollendung im niederländischem Stil, aus Anlass der Bahnstrecken-Eröffnung ein Festessen mit Vertretern von Bahn und Politik statt. Wie schrieb drei Tage später die Neue Oberhausener Zeitung: „Über den Verlauf des Festes können wir nicht berichten, da die Stadtverwaltung es nicht für nötig hielt, die Presse einzuladen.“

Vier Jahre Bauzeit und 13 Mio. Reichsmark kostete der Streckenbau parallel zur Hollandlinie, 30.000 Mark steuerte die Gemeinde Buschhausen, so der Ratsbeschluss vom 29. März 1909, für die Anlage jenes Haltepunktes bei. Für den zweigleisigen Ausbau reichte das Geld nicht, aber alle Brücken waren hierfür ausgerichtet. Im Bahnhof Oberhausen musste für 500.000 Reichsmark ein vierter Bahnsteig für diese

Strecke gebaut werden, aber in Wesel wurde der Anschluss an die Hollandlinie erst 1918 erreicht, zuvor endete er im Weseler Vorbahnhof. Interessant die Anmerkung der Zeitungen, dass für die auf dem Damm führende Strecke im südlichen Teil etwa eineinhalb Millionen Kubikmeter ausgebaggerte Massen des Rhein-Herne-Kanals verwendet wurden.

„Als erste Haltestelle ist Sterkrade-Süd (Buschhausen) bestimmt, wo die Bahn hoch über die Linie Sterkrade - Ruhrort hinwegführt. Auf dem Haltepunkt Sterkrade-Süd wurde durch eine Treppe die Möglichkeit geschaffen, auf die unten liegende Bahn von Ruhrort nach Sterkrade (Hauptbahnhof) umzusteigen, sodass auch für die bestehende Strecke Ruhrort-Sterkrade dort ein neuer Haltepunkt geschaffen wird.“ So der Generalanzeiger am 14. Oktober 1912. Buschhausen, ein Verkehrsknoten am Stadtrand von Sterkrade. Auch die Straßenbahn durfte daher nicht fehlen, am 23. Oktober 1913 wurde die Straßenbahnlinie 2 „Oberhausen-Sterkrade“ bis zum Bahnhof Buschhausen über die mit Obstbäumen bestandene damalige Verbindungsstraße verlängert.

Der letzte Fahrplan aus dem Jahr 1983 hängt noch heute in dem unzugänglichen Bahnhofstunnel. Der erste Zug nach Walsum fuhr um 6.10 Uhr.



Im niederrheinischen Stil - schrieben 1912 die Zeitungen - seien die Bahnhöfe der Strecke errichtet. Das Bahnhofsgebäude in Buschhausen besaß einen ländlichen Charakter: eingeschossig mit hohem Walmdach, Fachwerk und großen Fensterläden vermittelte es eher einen Landsitz denn einen Bahnhof. Oder, wie die NRZ es am 2. September 1954 nannte: „Das Hexenhaus vom Gleisdreieck“. Der Natursteinsockel mit Treppenaufgang hebt es von dem parkähnlich gestalteten Vorplatz mit dichtem Baumbestand ab. Hinter dem Gebäude dominiert der hohe Bahndamm mit seiner Fachwerkbrücke über Skagerrakstraße und Bahnlinie. Veränderungen erfolgten bei dem Umbau des Gebäudes 1954 in der Fassade, im Dach, an den Fenstern - der Charakter des Hexenhäuschen veränderte sich sehr stark; es ist daher heute auch kein Denkmal.

Was ist denn heute an diesem ehemaligen Verkehrsknoten an der Skagerrakstraße geblieben? Nur eine Buslinie mit Haltestelle. Straßenbahnen fahren hier schon seit 1965 nicht mehr. Eine Güterzugstrecke auf dem Damm zu den Industriegebieten in Friedrichsfeld am Wesel-Datteln-Kanal. Die am Ende des 2. Weltkrieges gesprengte Brücke über den Kanal Richtung Wesel wurde nie wieder aufgebaut. Ein Radwanderweg auf der ehemaligen Bahnstrecke Sterkrade - Ruhrort, der unter der Brücke die Bahnlinie und die Skagerrakstraße kreuzt; er wurde im Rahmen der Internationalen Bauausstellung Emscher Park als regionaler Radwanderweg zum Landschaftspark Duisburg-Meiderich gebaut. Ein entwidmetes, nicht mehr für Eisenbahnzwecke benötigtes kleines Bahnhofsgebäude, das heute im Privatbesitz ist und bewohnt wird. Verlassene Bahnsteige, ein vergammelter Tunnel und alte, von der Zeit abgenagte Fahrpläne.

Alte und neue Mauern wachsen um den Bahnhof und seine Geschichte herum. Er ist kein öffentlicher Ort mehr. Die Erinnerungen des Oberhausener Bürgers Werner Busch zum Bahnhof Buschhausen sind

im Stadtarchiv Oberhausen mit alten Zeitungsartikeln, Bildern und Dokumenten belegt. Oberhausen ist eine lebendige Stadt, die sich wandeln muss für eine neue Zukunft. Die Orte verändern sich. Aber geblieben sind die vielen Erinnerungen der Menschen, die hier Tag ein, Tag aus mit dem Zug zur Arbeit, zur



Das Bahnhofsgebäude an der Skagerrakstraße ist heute vollständig als Wohngebäude umgebaut

Schule, in die Stadt oder in den Feierabend führen. Erinnerungen an eine Stadt, die mit der Eisenbahn geboren wurde und Erinnerungen, dass die Eisenbahn ein leistungsfähiges Transportmittel ist.

Die Hecke des Vergessens ist um die Personenstrecke gewachsen, aber Politiker in Duisburg-Walsum wollen die Hecke zurückschneiden und haben im Sommer 2002 die Duisburger Oberbürgermeisterin gebeten, prüfen zu lassen, ob diese Personenstrecke als Schnellbahnstrecke nach Düsseldorf wieder belebt werden kann. Vielleicht kann der 100.ste Geburtstag des Bahnhofes Oberhausen-Buschhausen im März 2013 dann als Schnellbahn-Haltepunkt gefeiert werden...

FREIZEIT

Mit dem Rasenmäher in die Formel 1

Jumbo-Kart oder Geschwindigkeit ist keine Hexerei

VON MICHAEL GRUNDMANN

War es Art Ingles, der Ingenieur aus Los Angeles, der in den 50er Jahren seinen Rasenmähermotor auf einen Rohrrahmen setzte, damit seine Söhne im Garten umherfahren konnten, oder waren es die kanadischen Holzfäller, die zum Zeitvertreib ihre starken Baumsägemotoren auf Holzgestellen mit Rädern befestigten, um sich in der Einsamkeit der riesigen Wälder zu vergnügen? Die frühe Entstehungsgeschichte des Kart-Sports, damals noch Go-Kart genannt, liegt etwas im Dunkeln. Doch wie konnte es auch anders sein, wenn es um neue Sportarten geht, mit den ersten Rennen ab 1957 war Amerika der Vorreiter. Neben Kaugummi und Rock´ and Roll brachten in Deutschland stationierte US-Soldaten auch den Kart-Sport nach good old Germany.

Nebenbei bemerkt: In den Kindertagen dieser Sportart beschäftigte sich auch ein Großer in der Geschichte des deutschen Motorsports, dem heute noch eine Bronzestatue im Fahrerlager des Nürburgrings gewidmet ist, mit Karts. Wolfgang Graf Berghe von Trips, in Köln geboren und 1932 mit der Familie nach Kerpen, ja Sie lesen richtig, übersiedelt. Der „Gentleman-Fahrer“ und Ausnahmesportler fuhr mit allem,



Die Boxengasse an der Alleestraße

was zwei oder vier Räder hatte, wenn es nur schnell genug war. Nach seinen großen, späteren Formel - 1 - Rennerfolgen verunglückt von Trips am 10. September 1961 beim „Großen Preis von Italien“ in Monza mit seinem Ferrari tödlich.

Genau ein Jahr vor diesem tragischen Ereignis wird in Wiesbaden der „Go-Kart-Club von Deutschland“ gegründet und von dieser Zeit an entwickelt sich der Kart-Sport kontinuierlich bis zum Boom, den er mittlerweile erlebt. Heute ist der er die wichtigste Plattform für den Motorsportnachwuchs. Fast alle Formel - 1 - Fahrer, ob sie Emerson Fittipaldi, Niki Lauda oder Michael Schumacher heißen, haben ihre ersten PS- und Drift-Erfahrungen in einem Kart gemacht und sich mit dem wichtigsten Anzeigengerät des Rennsports vertraut gemacht, nämlich dem „Popo-

meter“. Nur wer gelernt hat, sehr sensibel auf dieses Körperteil zu achten, wird die ultraschnellen Karts beherrschen, die es in den verschiedensten Leistungsstufen gibt. Angefangen von 6,5 PS und 70 km/h geht es über 24-28 PS auf 130 km/h, auf 44 PS und in der Formel E, die auf Grandprix-Strecken fährt auf 80 PS und sage und schreibe 265 Stundenkilometer! Für die Fortgeschrittenen unter den Lesern: Dies entspricht einer Literleistung von immerhin 230 bis 340 PS. Mit anderen Worten lockeres Formel -1 - Niveau! Gleiches gilt natürlich in Relation auch für Beschleunigungs-, -Verzögerungs- und Kurvenkräfte.

Ganz so schnell geht es in Oberhausen an der Al-

lom, Rallye, Youngtimer (Sie wissen schon, NSU TTS, BMW 2002 Tii, etc.), historische Rennen, Langstreckenrennen, die Reihe ließe sich beliebig verlängern. Sohn Christian mit 23 Jahren ebenfalls voll auf Vaters Ideallinie: Auto-Slalom, Kart-Slalom, Kart-Langstreckenrennen. Ende offen.

Doch zurück zur Halle. Nur zwölf Hallen in Deutschland haben eine Motorsport-Lizenz, wichtige Voraussetzung für die Nachwuchs- und Jugendarbeit, der sich auch Werner Klasen verschrieben hat. Insgesamt werden 62 Rennen der unterschiedlichsten Klassen, wozu unter anderen auch die Stadtmeisterschaft zählt, an der Alleestraße im Laufe eines Jahres be-

stritten. Dank idealer Trainingsbedingungen sind die kleineren und größeren Mitglieder des AC Oberhausen immer wieder auch auf nationaler Ebene sehr erfolgreich. Acht Jahre müssen sie mindestens sein, die ‚Bonsai-Schummis‘, wenn sie hinter dem nur untertassen-großen Ledervolant Platz nehmen wollen.

„Platz nehmen“ ist das Stichwort, denn es kam wie es kommen musste. Man sollte nur schreiben über Dinge, die man kennt. Also Helm auf, Handschuhe an, Wirbelsäule und Popometer einrichten auf einer Plastikschele, die mit einem Sitz so viel zu tun hat, wie Bernie Ecclestone mit einem armen Samariter. Die elektronische Zeitanzeige

gibt den Start frei. Pulsschlag höher als aktuelle Drehzahl meines Viertakters. Mit 265 Stundenkilometer - oder waren es doch nur 70 - fliege ich auf die erste Kurve zu und schon steht das kleine Biest leicht quer. Was hatte Klasen gesagt: „Gegensteuern, auf dem Gas bleiben und durch.“ Gesagt, getan.

Die Hetzjagd durch die Serpentina, die Grüne Hölle am Ring kann nicht schlimmer sein, fordert vollen Körpereinsatz. Die erste Runde ist geschafft, der Fahrer nicht mehr zu bremsen. Schweißnass, Ideallinien treu, „alles was quietscht, kostet Zeit“ im Kopf, geht es in die lang gezogene Kurve. Wenn da nur der Kleine nicht wäre, eine Runde später gestartet, aber schon jetzt permanent in meinem Windschatten. Ich muss die „Tür nach innen zu machen“.



Nachwuchs „Schumis“ in der Pool-Position

leestraße nicht zu, für den Autor dieser Zeilen war es jedoch schnell genug. In der alten Halle der ehemaligen Babcock-Tochter Blass ist von 1996 an im Laufe der Zeit eine Kart-Bahn der Spitzenklasse entstanden. Zwei Strecken à 680 Meter und 320 Meter können getrennt, aber auch kombiniert befahren werden. Unter der Stallregie von Werner Klasen und Sohn Christian, beide motorsportbesessen und von Ehefrau und Mutter Ilona nicht ausgebremst, gibt es hier Rennatmosphäre pur. Werner Klasen, seit 25 Jahren 1.Vorsitzender des AC Oberhausen, ist mit allem vertraut: Sla-



Volle Konzentration der Rennleitung auf hohem Sicherheitsniveau

des Rennsports informiert, erhält eine Lektion in Fahrtechnik sowie Flaggenkunde und wird komplett ausgestattet. Nach den jeweiligen Siegen - und eigentlich gibt es ja nur Sieger - (wenn da der Kleine nicht gewesen wäre!), geht es auf ein Bier in die stimmig eingerichtete Boxengasse. Kartfahren in Oberhausen: Eine Mischung

Dieser Kleine doch nicht, wie alt ist der überhaupt, der doch nicht. Jetzt bloß kein Drehzahverlust. Anbremsen, aber auf dem Gas bleiben. Abgewehrt. Zweikampf Runde um Runde. Die Arme werden schwer, die Slicks haften wie geklebt auf dem Rennasphalt der Halle. Die kleine Höllenmaschine scheint den Gesetzen der Zentrifugalkraft nicht zu unterliegen, wohl aber mein Kopf und Hals. Der Helm scheint inzwischen 10 Kilo zu wiegen. Deshalb hat Schummi also seine Halskraftmaschine immer dabei. Zum zehnten Mal über die Gerade. Nach hinten links umdrehen, wo ist der Kleine? Bruchteile zu lang. Der Kleine überholt rechts. Ende aus. Karierte Flagge. Verloren. Der Kleine ist 35 Jahre jünger.

Die Mechaniker, immer ausreichend vorhanden, schieben die Karts in die Reihe der Buchungsflotte zurück. 45 Leihkarts, alle vom TÜV abgenommen, stehen insgesamt zur Verfügung und werden reichlich genutzt, denn neben allem Sportenthusiasmus und aller Nachwuchsförderung, Geld verdienen müssen Werner Klasen und Sohn Christian, der das Geschäft als gelernter Außenhandelskaufmann übernehmen wird, auch.

„Das Event- und Incentive-Geschäft ist heute wichtiger als das Einzelticket“, weiß Klasen zu berichten. Über 1000 Buchungen im Jahr kann er von Firmen und Clubs verzeichnen. Teams aus ganz Deutschland und den Nachbarländern melden sich an, um Rennatmosphäre zu erleben. Doch bevor der Auszubildende dann dem Chef einmal zeigt, was ein richtiger „powerslide“ ist, wird die Gruppe über die Grundregeln

zwischen ernst zu nehmendem Sport und Nachwuchsförderung auf der einen Seite und spannendem Freizeitvergnügen auf der anderen Seite. Kartfahren in Oberhausen: Eine der besten Hallen in Deutschland, eine „PS-getränkte Gastronomie“ und eine motorsportbegeisterte Betreiberfamilie. Kartfahren in Oberhausen: Ein erschöpfter, aber faszinierter Autor



Ständige Wartung sichert flotte Rundenzeiten

und ein Kleiner, der einfach zu schnell war. Wer etwas Benzin in den Adern hat kann, von der Allee-straße genauso fasziniert sein wie von der „Eau Rouge“ im belgischen Spa.

SOZIALES

Wenn Senioren das Fernweh packt...

...ist Weltenbummler Karl Weinert eine erste Adresse

VON KLAUS MÜLLER

„Wenn einer eine Reise tut...“ dann kann er, schenkt man einem guten alten Sprichwort Glauben, was erzählen. Wenn ein Mensch wie der Oberhausener Karl Weinert eigentlich nur auf Reisen ist, dann kann er als logische Konsequenz natürlich besonders viel erzählen. Ebenso logisch ist allerdings, dass die Tage, an denen der geneigte Zuhörer überhaupt eine Chance hat, in den Genuss dieser Erzählungen zu kommen, an etwas mehr als zwei Händen abzuzählen sind.

Mitte Oktober ist es in meinem Fall endlich so weit: Ein für die Jahreszeit unverschämt braun gebrannter Mann öffnet die Eingangstür seines Hauses an der Straßburger Straße, der kräftige Händedruck lässt bei seinem Gegenüber das Blut in den Adern gefrieren. Schön, wenn der Schmerz nachlässt. „Da haben Sie ja Glück“, grinst Karl Weinert über das ganze Gesicht. „Ich bin gerade erst von einer 15-tägigen Tour durch Griechenland zurück.“ Das sieht man, wie gesagt. Ganz im Gegensatz zur Tatsache, dass hier ein Mensch vom „Baujahr“ 1933 an den mit Reisekatalogen überhäuftten Wohnzimmertisch bittet. So wird also der Begriff des „blühenden Lebens“ verkörpert.



*Stets im Visier:
Neue Ziele für Studienreisen mit Senioren*

Keine Frage: Ausstrahlung, Typ und Unkompliziertheit, vor allem aber die in jeder Minute des Gesprächs aufblitzende Souveränität mit einer gesunden Prise Perfektionismus - all diese Attribute wären bestens geeignet, sich Karl Weinert als Leiter von Jugendfreizeiten, Sprachreisen für Schüler oder Klassenfahrten vorzustellen.

Genau das Gegenteil ist jedoch der Fall: Seit 1997 organisiert der gebürtige Oberhausener spezielle Reisen für Senioren. Nach Zypern, nach Kreta, in die Türkei und nach Ägypten lockte er bereits die zwischen 50 und 80 Jahre alten Teilnehmer. In diesem Jahr gab es aufgrund der großen Nachfrage gleich drei Auflagen einer Wandertour auf der Insel Mallorca mit insgesamt 71 Teilnehmerinnen und Teilnehmern und die bereits erwähnte Griechenland-Reise, die 24 rüstige und reiselustige Seniorinnen und Senioren gebucht hatten. Ehefrau Ingrid ist Kummer gewohnt: „Mein Mann ist wie Richard Kimble - immer auf der Flucht“, lacht sie. Immerhin: Ihre gesunde Bräune belegt, dass sie für gewöhnlich mit zum „Fahndungsteam“ gehört.

Rückblende: Als gelernter Bauingenieur leitete Karl Weinert Baustellen sowohl in ganz Deutschland als



Eine Wandergruppe auf Mallorca auf dem Weg nach San Telm

auch im Ausland. Vom Fernweh infiziert, erfüllte sich der Vater dreier Kinder 1964 einen Traum: Hatte es mit seinem Wunsch, als Pilot bei einer Fluggesellschaft von Berufs wegen durch die Welt zu kommen, nicht geklappt, machte er kurzerhand die Privat-Piloten-Lizenz (PPL) und düste bei seiner ersten größeren Reise mit einer Cessna vom Mülheimer Flughafen aus über Basel, Nizza, Neapel, Korfu und Kreta nach Kairo. „Bei dieser Gelegenheit habe ich meine große Liebe für Kreta entdeckt“, schwärmt der heute 69-Jährige.

Vor fünf Jahren verabschiedete sich Karl Weinert vom aktiven Berufsleben und damit noch mehr von seiner Heimatstadt. Denn als Engelbert Hemmerich, der bis zu diesem Zeitpunkt die sich großer Beliebtheit erfreuenden Studienreisen für Senioren geleitet hatte, aus gesundheitlichen Gründen ausschied, da erreichte Weinert der Ruf der Pfarrei St. Johannes Evangelist, die in Kooperation mit „Biblische Reisen Stuttgart“ veranstalteten Touren fortzuführen. Das ließ sich der passionierte Weltenbummler natürlich nicht zweimal sagen. Seitdem tüftelte er diverse Studienreisen für Senioren aus. Und auch wenn Karl Weinert die betagten Mitbürgerinnen und Mitbürger dabei alles andere als schont: Bei den Touren wird mit einigen geschickt ins prall gefüllte Reiseprogramm eingebauten Strand- und Hotel-Pool-Tagen dem Erho-

lungaspekt ausreichend Rechnung getragen. Immerhin liegt das durchschnittliche Alter der Weltenbummler bei knapp 70 Jahren.

Sage und schreibe 42 Teilnehmerinnen und Teilnehmer zählte 1998 der achttägige Trip nach Zypern - für Karl Weinert in seiner neuen Funktion die „Jungfernfahrt“. „Zu kurz“, lautete damals das einhellige Votum der rundum begeisterten Senioren. Bei den regelmäßigen Nachbereitungen der Fahrten mit „Manöverkritik“ und Fotoalben-Präsentationen gab es durch die Bank Bestnoten für den Reiseleiter, vor allem bezüglich der perfekten Vorbereitung und des Organisationstalentes „vor Ort“. Und so ging es im Jahr darauf für 14 Tage zum geliebten Kreta, 2000 folgte eine ebenfalls zweiwöchige Tour in die Türkei.

Die gute Planung und Durchführung der Reisen haben sich herumgesprochen: „Die Mundpropaganda hat dazu geführt, dass wir Anmeldungen aus Essen, Dinslaken und sogar aus Köln haben“, berichtet Weinert nicht ohne Stolz. Kein Wunder: Mit der Detailplanung der Studienfahrten nimmt es der Oberhausener sehr genau. Ist das Reiseziel erst einmal ausgeguckt, setzt sich Weinert mit anderen Gruppenleitern des Stuttgarter Reisebüros in den Flieger, um vor Ort

Hotels auszusuchen, die Liste der zu besuchenden Sehenswürdigkeiten zusammenzustellen, einen sachkundigen Fremdenführer auszukundschaften, den Reisebus zu organisieren, und, und, und...

Während die Profis in Stuttgart bemüht sind, den Reisepreis, der neben Flug und Hotels mit Halbpension auch sämtliche Eintritts- und Trinkgelder sowie die Kosten für den Fremdenführer und den stets verfügbaren Reisebus beinhaltet, möglichst erschwinglich zu halten, sorgt Weinert zu Hause für den letzten Feinschliff der Tour und trifft sich mit den Interessenten zu Vorbereitungsabenden. „Die Kapazitätsgrenze liegt bei rund 40 Teilnehmern“, weiß Weinert aus Erfahrung. „Mehr sollten es nicht sein, denn ich möchte mich den persönlichen Problemen und Problemchen der ja nicht mehr ganz so jungen Reisenden jederzeit annehmen können.“ Das kommt bisweilen der berühmten Quadratur des Kreises nahe, denn die Zahl der Anmeldungen wächst stetig. Bevorzugte Reisettermine sind das Frühjahr und der Herbst, also dann, wenn es in den zumeist südlichen Gefilden für gewöhnlich noch nicht oder nicht mehr so unerträglich heiß ist.

Liegt es daran, dass Mallorca inoffiziell eh schon als 17. deutsches Bundesland gilt, oder an der Tatsache, dass gerade die ältere Generation im Urlaub die persönliche Herausforderung sucht? Fest steht: Der „Hit“ im Reisekatalog des Karl Weinert sind die 12-tägigen Wandertouren auf Mallorca. Zwei Gruppen mit insgesamt 46 Teilnehmerinnen und Teilnehmern waren es 2001; in diesem Jahr wurden sogar drei Gruppen mit unterm Strich 71 rüstigen Frauen und Männern gezählt, die das Tragen schwerer Wanderstiefel anstelle luftiger Badelatschen buchten. Gewandert wurde im Hochgebirge auf der Nordwest-Seite der Insel, der Tramuntana mit dem höchsten Berg Mallorca, dem 1445 Meter hohen Puig Mayor.

Unter fachkundiger Führung standen sechs ganztägige Wandertouren auf dem Programm. Jede hatte dabei ihre besonderen Reize und offenbarte das touristische Potenzial der Insel jenseits der Bettenburgen und überfüllten Sandstrände. So ging es beispielsweise auf einem alten Ziegenpfad oberhalb der Küste entlang oder in einem abenteuerlichen Abstieg über ein Felsmassiv zum Dorf San Telm, auf dem Weg dorthin vorbei an der Klosterruine Sa Trapa, die als Herberge für Wanderer wieder aufgebaut wird. In ei-



Viel Spaß bei einem Kamelritt durch die ägyptische Wüste

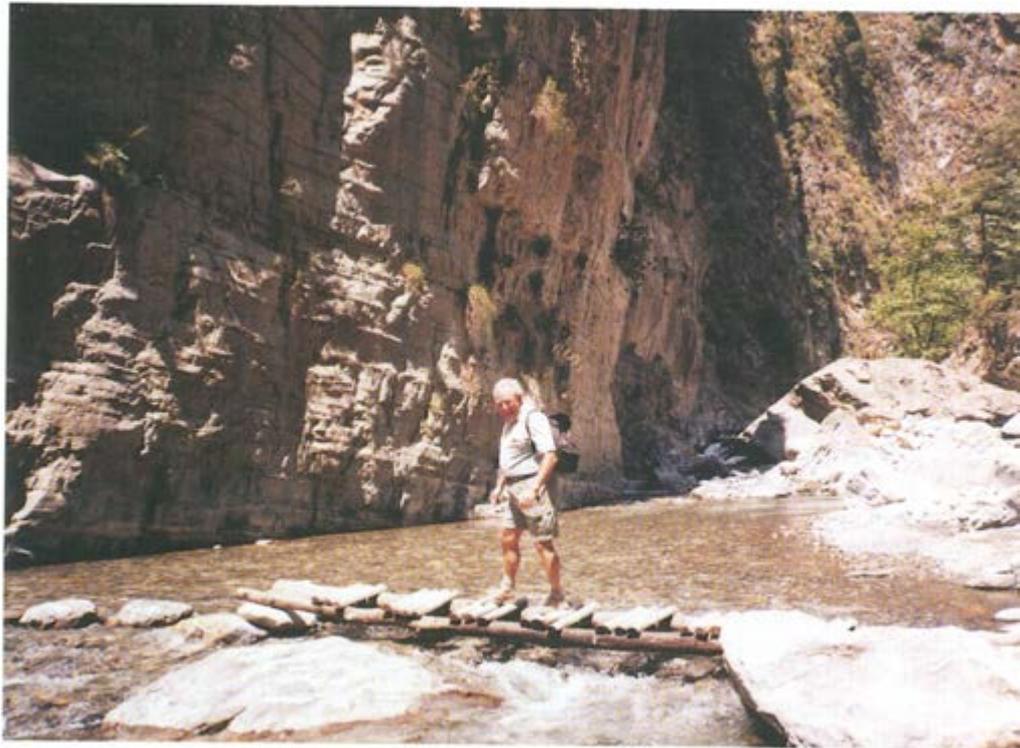
nem beschwerlichen Aufstieg gelangte die Gruppe zum Castell de Santuari und auf den Klosterberg San Salvador. Vor dem gleichnamigen Kloster entstanden beispielsweise auch die Außenaufnahmen zum legendären Film „Im Namen der Rose“ mit Sean Connery in

der Hauptrolle. Dass Mallorca nicht nur für viele Menschen die Urlaubsinsel schlechthin ist, sondern immer wieder als attraktive Filmkulisse dient, davon konnte sich eine der Reisegruppen bei gerade laufenden Dreharbeiten des ARD-Fernsehens überzeugen. Schauspielerinnen und Schauspieler wie Jutta Speidel, Daniela Ziegler, Gunther Berger und Claus Wilcke waren in den Pausen am Set gerne für einen kleinen Plausch und Fotoaufnahmen mit der Oberhausener Reisedelegation bereit. Besichtigungen der wichtigsten Baudenkmäler und Weinproben auf mallorquinischen Gütern rundeten das zwar anstrengende, aber von allen Teilnehmern mit Bravour gemeisterte Programm ab.

Für das Jahr 2003 ist der Reisekatalog Karl Weinerts schon fertig - und man mag es kaum glauben: Die ersten Touren sind bereits ausgebucht. Dabei betritt der Weltenbummler mit seinen Seniorinnen und Senioren sprichwörtlich Neuland. Die Wandertouren führen im Frühjahr nämlich nicht nach Mallorca, sondern nach Andalusien. Zwei Gruppen mit Terminen und Programmen stehen bereits schon fest, für eine Dritte gibt es bei entsprechender Nachfrage eine Option. Der klassische Bildungsurlaub geht im Herbst in Richtung Jordanien. „Ein traumhaft schönes Land - das hab' ich bei meiner Vortour schon erfahren dürfen“, verrät Karl Weinert. Langfristig - es lebe die Abwechslung - stehen Irland und Skandinavien auf seiner Liste. Ziele in Europa werden es auch zukünftig sein - „alles andere macht allein schon im Hinblick auf die Reisestrapazen mit viel zu langen Flügen, sicherlich aber auch aufgrund der hohen Kosten keinen Sinn“, so Weinert.

Und wie sieht es privat aus? Gibt es da überhaupt Urlaubswünsche - oder genießt es der unternehmungslustige Pensionär, immer dann, wenn er nicht mit seinen Senioren unterwegs ist, in seiner Heimatstadt Oberhausen zu sein? „Ich bin gerne daheim, aber...“ Klar, jede andere Antwort hätte überrascht. Also, wo liegt „aber“ konkret? „In Kanada, Australien und Neuseeland - da würde ich schon mal gerne hin!“

Das jedoch ist Zukunftsmusik. Zurzeit konzentriert sich der Globetrotter voll und ganz auf sein Steckenpferd, die Studienreisen für Senioren. „Wer In-



Karl Weinert in der Sa Maria-Schlucht auf Kreta

teresse hat, kann mit mir jederzeit gerne Kontakt aufnehmen, telefonisch unter der Rufnummer 86 70 92“, lädt Karl Weinert alle reiselustigen Seniorinnen und Senioren zu einem völlig unverbindlichen Gespräch ein. Kleiner Tipp am Rande: Versuchen Sie es ruhig häufiger - der Begriff „jederzeit“ hat in diesem konkreten Fall eine andere Dimension!

SPORT

Im dritten Anlauf die Erste Liga erreicht

Durch NBO erlebt Basketball seine Wiederauferstehung

VON FRIEDEL KAUFHOLD

Besser hätte das Timing nicht sein können; auf den Punkt genau nennt man das, was New Basket Oberhausen da praktizierte. Als die Vereinsgemeinde im Sommer das 10-jährige Bestehen im Ebertbad mit einem bunten Programm feierte, da hatten es auch die Basketballerinnen geschafft: Nach gut zehn Jahren hatte Oberhausen wieder eine Mannschaft im Oberhaus: Aufstieg in die erste Bundesliga und damit Anknüpfen an die lange Tradition.

Rückblende: der Aufstieg in dieser Sportart begann, als mit Dieter Brauner, dem gebürtigen Görlitzer, einen Steinwurf von der polnischen Grenze entfernt, Ende der 60er Jahre ein junger Referendar am Bertha-von-Suttner-Gymnasium seine Arbeit aufnahm. Er verstand es, die Schülerinnen für diese in Fußball-Deutschland recht exotische Sport zu begeistern, formte eine Schulmannschaft, die wenig später von Erfolg zu Erfolg eilte: Landesmeister, Deutscher Meister, ja gar Europameister. Das war dann Anfang der 70er Jahre.

Da musste natürlich auch ein Verein her, als Aufgangbecken der Talente: Bei Rot-Weiß Oberhausen wurde eine Basketballabteilung ins Leben gerufen.



Um die Punkte in der Bundesliga müssen die NBO-Damen hart kämpfen

Kein anderes Bild dort. Siege „ohne Ende“, Aufstieg bis in die Regionalliga. Als die Fußballer von RWO (und damit der Verein) finanzielle Probleme bekamen, kratzten die Basketballerinnen die Kurve. Sechs Mannschaften waren es damals, die komplett zur SG Osterfeld „umzogen“. Deshalb wurde auch die Klassenzugehörigkeit mitgenommen - die Erfolge ohnehin: Die Aufstiege setzten sich fort und nach drei Jahren ohne Niederlage war das Ziel erreicht - endlich erstklassig. Das war 1977 der Fall, und maßgeblich dazu beitrug eine junge Dame, die als Kleinste zur Größten wurde: Karin Flür (heute Brauner) erzielte 569 Punkte im Aufstiegsjahr, was einem Schnitt von 16,3 pro Spiel entsprach und ihr auch schließlich einen Platz in der Nationalmannschaft sicherte.

Dreimal hintereinander den WBV-Pokal geholt, im deutschen Pokal erst im Halbfinale ausgeschieden, Platz vier in der Liga - Oberhausen war wer im deutschen Damen-Basketball. Und die altherwürdige Sporthalle Ost an der Hunsrückstraße, noch heute Domizil von NBO, barst bei den Spielen mit 800 Zuschauern und mehr aus allen Nähten, wurden zur vom Gegner gefürchteten Festung.



Trainerin Julia Gajewski ist lebendiges Beispiel für die Konstanz im Verein

Abstieg 1980, sofortiger Wiederaufstieg, 1983 Zwangsabstieg wegen der Ligaverkleinerung, wie gehabt - Wiederaufstieg. Als bei der SGO das Geld knapp wurde, folgte der erneute Wechsel - 1986. Zehn Teams und rund 200 Mitglieder gründeten unter Führung von Heiner Dehorn die BG Bero - die schönste Zeit, wie heute noch alle schwärmen, die damals dabei waren. Die „schönste Zeit“ dauerte bis 1991, dann fehlte wieder das Kleingeld - Umzug zu Contilack, eine kurze Übergangsstation, wie man heute weiß. Nach einem Jahr schied man im Streit, gründe-

te New Basket Oberhausen 92 - und musste diesmal wieder ganz unten anfangen, in den Niederungen der Kreisliga.

Kein Problem - NBO siegte sich eben wieder nach oben. Trainerin damals: Julia Gajewski, die auch heute noch verantwortlich für die erste Mannschaft zeichnet und lebendiges Beispiel für die Konstanz im Verein ist. In der Anfangsphase gestalteten sich die

Spiele eher langweilig: Die jeweiligen Gegner fuhren mit mehr oder minder hohen Schlappen nach Hause - zu groß war die Dominanz der Oberhausenerinnen in den Niederungen dieser Sportart. Aufstieg reihte sich an Aufstieg, bis die Mannschaft 1997 (endlich) in der zweiten Bundesliga angekommen war.

Und mit Ausnahme der beiden ehemaligen Bundesligaspielerinnen Anne Herbrich und Karin Kotte befanden sich ausnahmslos Spielerinnen im Team, die schon bei der Vereinsgründung dabei waren und auch heute noch, teils als Trainerin, teils als Spielerin in den unterklas-

sigen Mannschaften dem Club die Treue halten. Wie Kerstin Greulich, Ute Zurhausen, Beate Fackert, Claudia Tolksdorf, Silke Steffes, Katja Plaßmeier, Petra Wargenau und Diana Samboll.

Platz acht im ersten Zweitligajahr, der Umbruch danach, der Generationswechsel im Team. Der hat sich letztlich gelohnt: Zweimal wurde die Aufstiegsrunde erreicht und im Jubiläumsjahr schließlich das Ziel - unter Führung von Julia Gajewski als Trainerin. Zehn Jahre lang, mit einer kurzen Unterbrechung, zeichnete sie für die erste Mannschaft verantwortlich. Und den allgemeinen Jubel im Feierjahr 2002 machte die B-Jugend perfekt, die die Deutsche Meisterschaft nach Oberhausen holte - unter Leitung von Karin und



Dieter Brauner. Konstanz im Verein Nummer zwei.

Das sportliche Kunststück war vollbracht, die finanzielle Herausforderung, die Basketball im Allgemeinen und Frauen-Basketball im Besonderen heutzutage nicht nur in Oberhausen darstellt, nahm der Verein unter Führung des Vorsitzenden Jürgen Krämer schließlich an. Fraglos ein Balanceakt auf dünnem Seil, denn Sponsoren sind dünn gesät, auch wenn beim Aufbau einer schlagkräftigen Truppe wahrlich nicht mit Geldscheinen gewedelt wurde. Klinkenputzen war angesagt, um Geldgeber für den 100.000-Euro-Etat zu decken.

Kaum verändert präsentierte sich das Gesicht der Mannschaft zum Saisonstart. Tina Hahn kam aus Bo-

Der Klassenerhalt ist das Ziel - da müssen nicht nur die Freiwürfe sitzen

chum über Paris nach Oberhausen, Rebecca Cotton aus Neuseeland und Anna Bjällmark aus Schweden. Sie avancierten zusammen mit Kirsten Kröger zu den Leistungsträgerinnen. Und nach ein paar Spielen gelang noch der große Coup: Ute Krättschmann kehrte vom „Pleite-Club“ Wuppertal nach Oberhausen zurück, will zumindest bis Weihnachten hier ihre Erfahrung als Nationalspielerin einbringen. Drei Niederlagen zum Auftakt - inzwischen hat sich das Team gefangen und gefunden und steht im Mittelfeld, den Klassenerhalt fest vor Augen. Und so langsam finden

auch die Fans wieder zurück in die Sporthalle Ost: 250 bis 300 sind es im Schnitt, die die Heimspiele dort verfolgen. Leben davon kann der Verein davon natürlich nicht. 100.000 Euro hatte Jürgen Krämer, im fünften Jahr Vorsitzender von NBO, vor der Saison für den Jahresetat kalkuliert. „30.000“ sagt der 57-Jährige heute, reichen aus. Dass es nur dieser Minimalbetrag ist, den der Verein selbst aufbringen muss, liegt am erfolgreichen „Klinkenputzen“ des Vorstan-

Wuppertal nur noch ein Verein „ins Gras beißen muss“. Langfristig setzt Krämer auf den eigenen Nachwuchs, sprich: auf Verstärkung durch die jetzige U18, die in der Jugend-NRW-Liga an der Spitze steht und als Damenteam in der Regionalliga gute Aussichten hat, den Aufstieg in die zweite Bundesliga perfekt zu machen. „So langsam“, sagt Krämer, „müssen wir uns ernsthaft Gedanken machen, wie wir das dann finanzieren, Liga eins und zwei.“



des: Die meisten Spielerinnen werden privat finanziert, belasten also das Budget des Vereins nicht. Und Sponsoreinnahmen, wie die des Haupt-Geldgebers uniVersa etwa, decken den Rest der zumindest für ein Jahr sorgenfreien Zukunft ab.

Das sportliche Ziel ist, wie bei fast allen Aufsteigern und egal in welcher Sportart, der Klassenerhalt. Durchaus machbar, auch deshalb, weil in diesem Jahr aufgrund des Rückzuges von Abonnementsmeister

Eine verschworene Gemeinschaft - auch das macht den Erfolg der NBO-Damen aus

Sollte es allerdings gelingen, aus dem jetzigen Nachwuchsteam in zwei, drei Jahren einen Großteil der Spielerinnen für die erste Mannschaft zu rekrutieren, dann hätte sich der Kreis zu den früheren, traditionsreichen Jahren, als fast alle Spielerinnen aus Oberhausen stammten, endgültig geschlossen...



Auch zum 40-jährigen Bestehen der Luise-Albertz-Halle trat der Chor auf. Dirigiert und geleitet wird er von Lothar Welzel.

KULTUR

„Ein Lied gut Geleit“

Der Sterkrader Männergesangsverein Cäcilia feiert sein 150-jähriges Bestehen

VON HAJO BERNS

Die ersten Litfasssäulen werden erst ein Jahr später in Berlin beklebt. In Preußen beschränkt ein neues Kinderschutzgesetz die Arbeit der Zwölf- bis Vierzehnjährigen auf sechs Stunden täglich. Richard Wagner hat gerade das Textbuch zum Ring des Nibelungen vollendet - und noch die ganze Musik dazu vor sich. Verdi bringt in Rom den Troubadour heraus und in Venedig La Traviata. Schumann schreibt seine letzten Kompositionen, Brahms das Opus 1.

Das Jahr 1853, in das die Gründung des drittältesten Oberhausener Chores fällt, der Sterkrader „Cäcilia“, ist nicht nur jubiläumsträchtige anderthalb Jahrhunderte und somit sehr weit weg, sondern es fällt auch in eine Zeit, die noch ganz im Bann des Liedertafel-Gedankens steht. Zelter ist erst wenige Jahre tot und Silcher, der Inbegriff des populären vierstimmigen Chorgesangs („Hab oft im Kreise der Lieben“), produziert noch fleißig.

Karl Friedrich Zelters Berliner Liedertafel war ein ausgesprochen exklusiver Verein, dem die ersten gei-

stigen Größen der Zeit angehörten (immerhin war Goethe Zelters Freund). Man pflegte die Geselligkeit mit lyrischen, musikalischen und bacchischen Anregungen („Ergo bibamus“), und nicht zu unterschätzen ist der deutschnationale Gedanke, der sich in

sprossen Chöre aus dem Boden, denen der nationale Gedanke zwar alles andere als gleichgültig war, aber das zwanglos Gesellige, die gemeinsame Freizeitgestaltung, das war übers Musikalische hinaus das zentrale Motiv der Zusammenkünfte. Bei der Cäcilia ist

das bis heute so geblieben, versteht man sich gemeinsam mit den Sängerfrauen und den bei der Weihnachtsfeier beschenkten Kindern fast schon als eine Art Großfamilie.

Die in keiner Vereinschronik als Gründungsväter fehlenden „sangesfreudigen Herren“ waren im Falle der Cäcilia Mitglieder des katholischen Jünglingsvereins, die bei einem Ausflug zum damals bekannten Waldlokal Maus an der Straße nach Kirchhellen den schon länger gehegten Plan umsetzten, einen Männergesangverein zu gründen. Der erste Dirigent war Theodor Kusenberg, laut Chronik GHH-Beamter. Geprobt wurde wöchentlich in der alten Schule. Als man sich ein Jahr später, 1854, die ersten Statuten gab, wurde der Lehrer Friedrich Trel-

lenkamp zum Leiter ernannt, dessen Bruder Wilhelm 1856 die erste Vereinsfahne entwarf - ein Engelbild mit dem Spruch „In Freud und Streit, ein Lied gut Geleit“. Der Düsseldorfer Künstler trat auch nach dem Tod des Bruders 1874 dessen Nachfolge als Dirigent an. Er selbst starb nur vier Jahre später. Wie so oft in Vereinschroniken wurde ein Mann ohne Vornamen der neue musikalische Chef, „Lehrer Teupe aus Buschhausen“.

Die ersten Probleme kamen 1882 auf den Chor zu, als die Kirche mit der Forderung an die Sänger herantrat, sich ihren neuen Statuten zu unterwerfen. Das



Beim Festumzug anlässlich des 50-jährigen Jubiläums im Jahre 1903: Sänger und Gastchöre an der heutigen Sterkrader Kreuzung Steinbrinkstraße (damals Marktstraße)/Brandenburger Straße

schwierigen kriegerischen napoleonischen Zeiten breit machte und bis zu Auswüchsen wie „Deutsch sei dein Geist; Deutsch sei dein Lied!“ auslebte (bekanntermaßen nicht nur in Chören, sondern auch etwa in Turnvereinen oder Burschenschaften).

Im Ruhrgebiet - damals schon mit Menschen zum Liebhaben - war das moderater, wenn man den Chronisten glauben darf. In den aufstrebenden Städten

führte zur Spaltung, aus der der Kirchenchor Cäcilia hervorging. Der alte Chor machte unter neuer Federführung weiter: „Herr Lehrer Gritzmann aus Oberhausen“ wurde Dirigent. Neues Vereinslokal wurde die Wirtschaft der Witwe Zimmermann, bis die sich

folgte Großvater Franz Bross, und unmittelbarer Vorgänger war 1979 bis 1988 sein Onkel gleichen Namens. In diesem Zusammenhang darf - der Scherz vom „Gegenpapst“ sei gestattet - auch Kurt Ponzle natürlich nicht unerwähnt bleiben, der stolze zwanzig Jahre lang 1. Vorsitzender war: von 1959 bis 1979.

Zurück ins 19. Jahrhundert. Schon früh organisierte der Verein eigene Stiftungsfeste oder war bei Feierlichkeiten befreundeter Chöre mit am Ball. Die Sterkrader Bevölkerung nahm immer regen Anteil an den Events - die Jubiläumsfeierlichkeiten waren große gesellschaftliche Ereignisse. Und früh reisten die Sänger erfolgreich zu den damals besonders beliebten Wettstreiten.

Mit dem neuen Dirigenten Bruno Quast aus Ruhrort war eine Qualitätssteigerung zu verzeichnen - und mit wachsenden Erfolgen natürlich noch regeres Interesse in der Öffentlichkeit und mehr Zulauf. Was sich so komfortabel ausnimmt, hatte auch seine Schattenseiten: Die Meinungsverschiedenheiten nahmen zu, was 1900 im Austritt einer Gruppe von 16 Sängern gipfelte, die einen neuen Verein gründeten. 26 blieben, mit ihnen Quast. Zum 50-Jährigen standen dann drei Jahre später wieder 48 Aktive auf der Bühne der Tonhalle Bross. Zum 75-Jährigen 1928 waren es 75, 1953 zum 100. Geburtstag sogar

über 100 Kehlen. Dass es heute keine 150 sind, ist kein Problem der Cäcilia, sondern bekanntlich vieler Chöre, vornehmlich der mit den tieferen Stimmlagen. Das gilt auch für die brach liegende Chorarbeit während der beiden Weltkriege: Das kennt man aus allen einschlägigen Chor-Chroniken.

Von Interesse ist hier eher die Entwicklung zwischen den Kriegen. Schon 1923 hatte man in der Verpflichtung des Musiklehrers Wilhelm Graßhof ein Händchen bewiesen. Erst recht bei der Wahl des Nachfolgers 1931. In der Schützenhalle Wesel wirkten die Cäcilianer bei einem Festkonzert des MGV Fusternberg mit und erlebten dessen Dirigenten, den



Die aktuelle Vereinsfahne der „Cäcilianer“ entstand 1928 zum 75-jährigen Bestehen des Chores

1894 zur Ruhe setzte und eine neue, bis heute andauernde Epoche der Cäcilia begann: die Ära Bross.

Nahezu ein Jahrhundert lang - bis zur Schließung 1987 - war die bekannte Sterkrader Gaststätte am Hagelkreuz das Vereinslokal. Damit nicht genug: Als der heutige 1. Vorsitzende Klaus-Dieter Bross 1989 mit 32 Jahren sein Amt antrat, konnte er auf drei Ahnen zurückblicken, die die Geschicke des Chores nachhaltig bestimmt haben. Den Anfang machte 1894 bis 1919 sein Urgroßvater Wilhelm Bross, 1931 bis 1951

Männer-Gesang-Verein „Cäcilia“

Gegründet 1853.

Sterkrade.

Leiter: Herr Bruno Quast.

Inhaber der Preise Seiner Majestät des Kaisers und Ihrer Majestät der Kaiserin.

Sonntag, 29. März 1908, abends punkt 7 Uhr

in der Conhalle (Wilh. Bross):

Grosses Konzert.

Mitwirkende:

Frau Ella Roubier-Neitzel, Harfen-Virtuosin aus Paris.
Herr Aug. Adrian, Konzertsänger aus Duisburg (Cenor).
Am Klavier: Herr Bruno Quast.

Rauchen verboten.

Rauchen verboten

Programm.

1. Teil:

1. Hoch empor, Männerchor von Franz Curti.
2. Recitativ u. Cavatine a. Faust u. Magarete, Solo für Cenor.
- 3a. Der träumende See) Männerchöre . . . R. Schumann.
- 3b. Die Rose stand im Cau, Ritornell)
- 4a. Bourrée) Soli für Harfe . . . Bach.
- 4b. Ballade) . . . Hasselmans.
- 5a. Ich höre ein Vöglein pfeifen) Männerchöre . . . Carl Schauss.
- 5b. Rothhaarig ist mein Schätzelein) . . . Adolf Kirchl.

2. Teil:

6. Blütenfee (Ballade), Männerchor „ Friedr. Hegar.
- 7a. Du bist die Ruh) Soli für Cenor . . . Fr Schubert.
- 7b. Das Wirtshaus, 7c. Der Musensohn)
- 8a. So hoch ist der Berghang) Ungarisch . . . Hugo Jüngst.
- 8b. Am Himmel funkeln hell die Sterne) Männerchöre . . .
- 9a. Zwei Melodien) Soli für Harfe . . . Rubinstein.
- 9b. Foletts (Irrlichter)) . . . Hasselmans.
10. Der Speisezettel (Ein Scherz), Männerchor „ Carl Zöllner.

Zwischen dem 1. und 2. Teil:

30 Minuten Pause.

jungen Quirin Rische. Er hinterließ einen tiefen Eindruck - und wurde als Chorleiter gewonnen: für fast ein halbes Jahrhundert. Einer der anerkanntesten Chorkomponisten war der absolute Glücksfall für die Sterkrader. Viele seiner Sätze konnte die Cäcilia uraufführen. Als Rische 1969 erkrankte, übernahm Gerd van Ackeren den Chor. In seine Zeit fällt das

ne Nacht“ und „Wo in der Stille Liebe wächst“. Nachfolger Risches am Pult der Cäcilia waren jeweils für kurze Zeit Friedrich Linz und Helmut Vorschütz, 1983 wurde Horst Schönbeck gewählt, in dessen Zeit auch die unvergessene 18-tägige USA-Reise mit Konzert- und TV-Auftritten fiel. Dem Wechsel des Vereinslokals zu Klumpen-Moritz nach der erwähnten Schließung der Gaststätte Bross im Oktober 1987 folgte 1989 der Amtsantritt des jetzigen Vorsitzenden Klaus-Dieter Bross.

1990 dann wurde der Osterfelder Kantor Norbert Schneider als Dirigent berufen, es entstand gleichzeitig eine gute Zusammenarbeit mit dem Kolpingchor. Schneider gab dem sakralen Repertoire größeres Gewicht, die traditionell guten Beziehungen zur Clemenskirche wurden mit bejubelten Konzerten vor vollen Bänken gefestigt. So gestaltete die Cäcilia 1992 einen Gottesdienst gemeinsam mit einem Chor

aus Freital - und war noch im gleichen Jahr in Sachsen zu Gast. 1994 ging es übrigens nach Middlesbrough - Oberhausens Partnerstädte liegen den Sterkrader Sängern seit Jahren am Herzen.

Als Schneider den Chor aus familiären Gründen plötzlich verließ, trat am 1. Mai 1998 der Dirigent an, der noch heute die Verantwortung trägt: Lothar Welzel. Schon jetzt als Klassiker wird das Weihnachtskonzert unter seiner Leitung zum 145-jährigen Bestehen der Cäcilia 1998 in der Luise-Albertz-Halle behandelt. Mit dabei waren die Don-Kosaken-Solisten unter Wanja Hlibka, einem Schüler des legendären Serge Jaroff. Auch die 2000 zugunsten der Rumänienhilfe erschienene erste vereinseigene CD liebt's festlich: „Sterkrader Weihnacht“ heißt sie und lässt außer den Chorsätzen auch Glockengeläut vernehmen - von St. Clemens und vom Sterkrader Wahrzeichen, dem Glockenturm. Ein schönes Zeichen der Verbundenheit mit dem heimatlichen Ortsteil.



Bei der Probe im Vereinslokal „Klumpen Moritz“

1971 erstmals in der damals noch schlicht Stadthalle genannten Luise-Albertz-Halle veranstaltete „Winterfest“, das im Laufe der Jahre auch eine Verbindung zum MGV Ossian bedeutete.

Als van Ackerens Tätigkeit 1976 endete, stellte sich im Hinblick aufs 125-jährige Chorjubiläum 1978 die Frage, wer diese große Aufgabe auf höchstem Niveau meistern könne. Es konnte erneut Quirin Rische gewonnen werden. Bis 1980 leitete der große alte Mann nochmals die Cäcilia. Er starb am 30. Januar 1989, wenige Monate nachdem er von seinen Chören mit einem Festkonzert zum 85. Geburtstag geehrt worden war. Nach all den sängerisch erfolgreichen Jahren der Zusammenarbeit ist es nur konsequent, dass die Sterkrader auf der 1995 erschienenen CD des Sängerkreises Oberhausen, „Im Wandel der Zeit“, mit zwei Rische-Kompositionen vertreten sind: „Schö-

KULTUR / SZENE

Fünf-Sterne-Kino

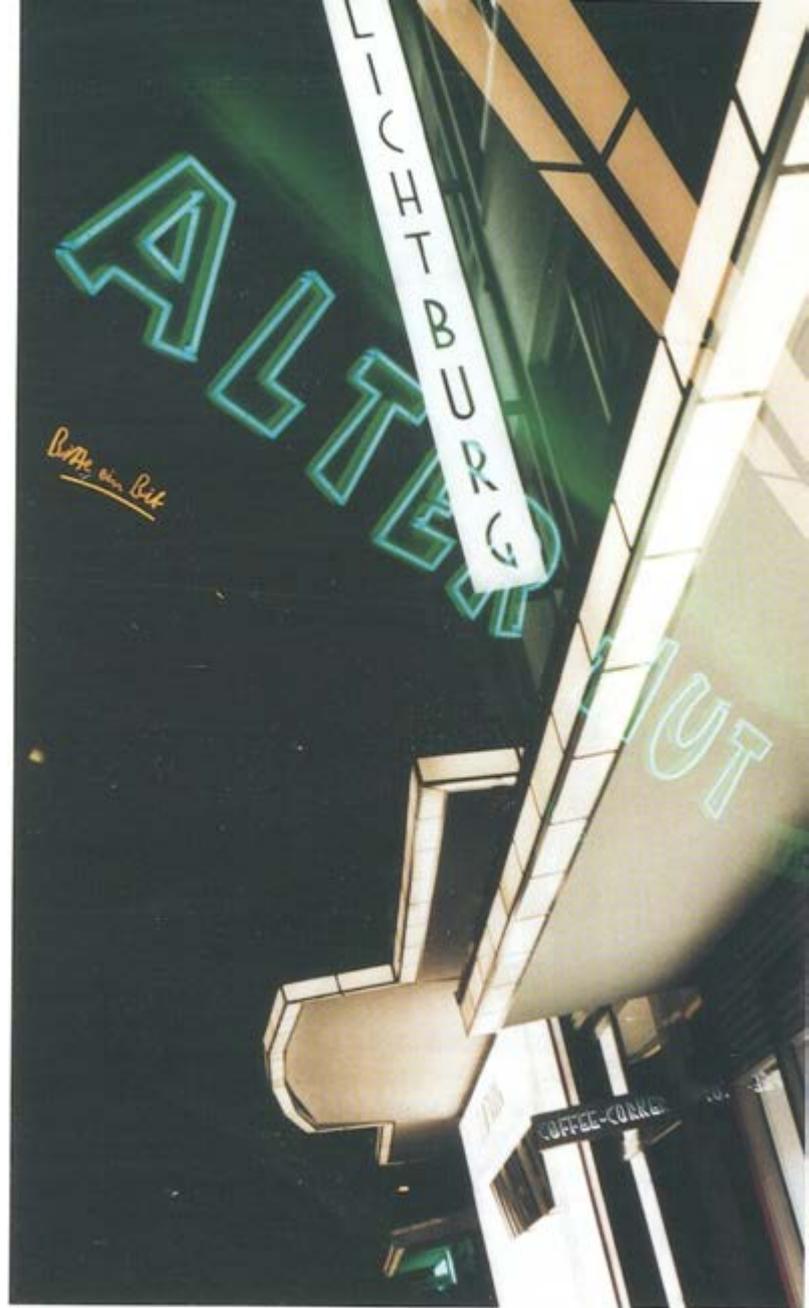
Der Lichtburg-Filmpalast adelt Leinwandfans und die Innenstadt

VON MICHAEL SCHIMITZ

Es war schon immer etwas teurer, einen besonderen Geschmack zu haben. Das galt als Werbeslogan mal für eine besondere Marke, die als blauer Dunst in den Himmel geblasen wurde. Kinovorhänge sind eher milieutiefrot. Und wenn sie dann auch noch von den Decken eines Fünf-Sterne-Palastes herabhängen, dann sollte man meinen, man müsste den Preis für eine Nacht mit dem „Mädchen Rosemarie“ bezahlen. Nitribitt soll teuer gewesen sein.

Der Eintritt in den Lichtburg-Filmpalast mit einer zauberhaft nostalgisch gestalteten Außenfront an der Elsässer Straße ist seinen Preis wert. Weil das Streben nach einem guten Filmprogramm unermüdlich verfolgt wird, und weil der Palast seit ein paar Monaten ein XXL-Kino ist. Nicht in Sachen Plätze, sondern in Sachen Qualität. Das THX-Zertifikat wird aus Los Angeles vergeben, Bild, Ton, Niveau der Plätze, Klimaanlage, Lüftung, Nackenwinkel zu Bild und Ton, Außen Geräusche. An der Uni würde man sagen: „Magna cum laude“. In Oslo gäbe es dafür einen Nobelpreis. Ich würde ihn an die Love-Seats vergeben.

Zu diesen ein Wort vorweg. Die fand ich in der Lichtburg schon unendlich attraktiv, als Stars wie Za-



Fotografisch komponiert: die Außenfassade des Lichtburg-Filmpalastes

rah Leander oder Marika Röck kaum von der Varietebühne, die dieses Kino auch mal war, abgetreten waren. Die Lichtburg ist eine alte Dame, lange eigentlich schon im Rentenalter. Jetzt ist sie, als Palast, jugendfrisch, peppig und poppig, aber mit dem Charme von einst. Technik des 21. Jahrhunderts, Komfort aus Edelhausen, aber immer noch Ambiente aus der Kino-Gründerzeit.



*Jürgen Pesch inmitten seines neuen
XXL-Schmuckstücks*

Wenn mich meine altersgetrübte Erinnerung nicht täuscht, habe ich in der Lichtburg erstmals Strumpfbänder zwischen den Fingern gehabt. Da war ich Sechzehn. Mädchen, die Fünfzehn waren, trugen Mitte der Sechziger keine Strumpfhosen, sondern Nylons, die sie an die Bänder knüpften, die heute wieder (wunderschöner) Kult sind. Damals waren sie eher grau. Aber man ging schließlich ja nicht nur ins Kino, um Filme zu gucken. Man kratzte sein Taschengeld zusammen für einen eher verschwiegenen Platz. Die Lehne zwischen den Stühlen war wie ein Keuschheitsgürtel. Knutschen klappte immer. Aber wenn man sich dann ganz vorsichtig, um nicht erwischt zu werden, über die Knie bis zu den Strapsen vorgefingert hatte, fühlte man sich wie im Paradies. Auch unterm Polo-Shirt gab's ein Händchen voll, gelegentlich sogar eine ganze Hand. Hallo Eva. Und die nestelte am Adam rum, der vor lauter Aufregung nur ein

Adämchen war. Mehr war nicht. Zumindest nicht für die Öffentlichkeit.

Kurz später kamen die ersten Reports über Schulmädchen. Die haben auf der Leinwand ganz hüllenlos all das gemacht, wofür wir die heimlichen Plätze gebucht hatten. Da war man Student, die Studentin war nicht mehr jungfräulich, man ging pärchenweise in der Clique in die Lichtburg oder eines der anderen Kinos der Pesch-Dynastie, setzte sich in die erste Reihe und schauspielerte. Die Mädchen saßen auf unserem Schoß, hüpfen rauf und runter, wir stöhnten. Wir empfanden das als Theater vom Feinsten, wir Revoluzzer. Eigentlich war's gemein. Es war nicht kopuliert, nur gespielt. Aber es war auch schön. Draußen auf der Elsässer Straße haben wir uns gewissermaßen einen Ast gelacht.



Warum ich das erzähle? Weil Kino Kultur ist. Weil keine Flimmerkiste eine Leinwand ersetzen kann. Weil keine Cinemäx e ein Erlebnis bilden wie ein Stück Kino mitten in der Stadt. Weil selbst Kultusminister einsehen und fördern, dass eine City ohne Lichtspielhäuser ein dunkles Kapitel ist. Weil der Jürgen Pesch, der wahrlich versteht, mit seinem Geld hauszuhalten, reichlich davon in die Hand genommen hat, um die untere El-

*Das technische Herz:
der Vorführraum*

LICHTBURG



sässer Straße bis in die Helmholtzstraße wunderschön zu gestalten. Und weil es in diesem Kino-Café einen tollen Espresso gibt, und weil der ganze Palast mit seinen großen und kleinen Kino-Räumen immer noch etwas von dem heimlichen Kino von einst hat. Und weil die Sitze aber viel besser sind, die Bilder schärfer, die Töne affengeiler. Und weil es zwischen den Love-Seats keine Lehne gibt. Jetzt

*Bei der Wiedereröffnung:
OB Burkhard Drescher, Filmstiftungs-Chef Schmid-Ospach
und Jürgen Pesch (v. l.)*

komme ich viel einfacher an die Strapse. Nur gequitscht wird dann immer noch wie früher.



In den neuen „Zugbildungsbahnhof Oberhausen-Osterfeld“ investiert die Deutsche Bahn AG ab 2003 rund 77 Millionen Euro

VERKEHR

Die Chance auf Schienen

Mit der „Betuwe-Linie“ entwickelt sich in Oberhausen ein bedeutendes Güterumschlag-Zentrum für Deutschland und Westeuropa

VON HEINZ INGENSIEP

Ein idyllisches Bild: Obstbäume zwischen Getreidefeldern in diesem fruchtbaren und auch für Wanderer und Radfahrer erschlossenen „Zweistromland“, zwischen Lek und Waal, den beiden Abflüssen des Rheines bei unseren Nachbarn - „Betuwe“ genannt. Idylle - das war einmal. Inzwischen wird die Landschaft von einem fast schnurgeraden Gleisstrang durchtrennt, der Straßen und Kanäle über- und unterquert. Bis Zevenaar nahe der deutsch-niederländischen Grenze ist er bereits gewachsen. Von Anfang an hat er auch sein Ursprungsland und - wie bei uns - die Front der Umweltschützer gespalten: Die einen sehen in ihm die Chance, die Straßen vom Güterverkehr zu befreien, ihn auf die Schiene zu verlagern. Die anderen sehen nicht ein, dass dafür Natur und Kulturlandschaft verhandelt werden. Und gerade in den engen Niederlanden fürchtet man, dass die rund um die Uhr durchrauschenden Züge trotz aller Vorkehrungen keinen Anwohner mehr ruhig schlafen lassen werden.

Genau das befürchteten auch die Menschen am rechten Niederrhein. Mit dem Unterschied, dass sie lange Zeit auf die Rushhour der Güterzüge, die ihnen spätestens im Jahre 2006 schlägt, schlechter vorbe-

reitet schienen als die Niederländer. Das traf Städte wie Emmerich, Wesel, Voerde und Dinslaken. Und: Das drohte vor allem einem Knotenpunkt, der seine Existenz eigentlich der Eisenbahn verdankt: Oberhausen. Erst im Juni 2002 schienen die schlimmsten Befürchtungen entlang der „Holland-Linie“ ausgeräumt. Ein längst überfälliges Vertragswerk unter Beteiligung von Bahn, Bund und Land lässt seitdem hoffen.

Kaum etwas in der Geschichte, das es ist nicht schon einmal gegeben hat. Solch ein Deja-vu-Erlebnis ist auch die Art, wie man über viele Jahre mit dem Thema „Betuwe-Linie“ umgegangen ist: eine Aneinanderreihung von guten Absichten und schlechter Vorbereitung, Missverständnissen, knappen Kassen, institutionalisierter Engstirnigkeit und später Einsicht.

Wäre es in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nach den damals schon weltoffeneren Niederländern gegangen, dann wäre die erste deutsche Eisenbahn nicht zwischen Nürnberg und Fürth (1835) ins Rollen gekommen, sondern bereits 1832 zwischen Amsterdam, Emmerich und Duisburg aufs Gleis gebracht worden. Doch der mit den Verhandlungen betraute niederländische Artillerieoffizier Bake stieß in Berlin, wo man dem Gefährt gegenüber ganz allgemein abgeneigt war, auf Unverständnis. Da halfen selbst das massive Interesse der Wirtschaft in der Region und die kräftige Unterstützung durch den aufgeschlossenen Kölner Regierungspräsidenten Delius wenig. Erst die 1843 genehmigte Köln-Mindener Strecke (1846 fertig gestellt) führte zu einem Umdenken. 1845 erlaubte das preußische Kabinett den Bau der „Hollandbahn“, die 1856 feierlich eröffnet wurde und deren erster Zug am 18. Oktober des Jahres in jenem Oberhausen einfuhr, das selbst erst wenige Jahr zuvor als Haltepunkt der Köln-Mindener Eisenbahn auf der



Mit dem Neubau eines dritten Gleises zwischen Oberhausen und Emmerich werden im Raum Sterkrade Lärmschutz-Maßnahmen eingefordert

Landkarte erschienen war - benannt nach dem Schloss auf der nahen Lipperheide.

Schon damals gab es Anfangsschwierigkeiten: Bei aller Weltoffenheit weigerten sich ausgerechnet die Niederländer, ihren bereits bestehenden Streckenabschnitt auf die inzwischen üblich gewordene „Normalspur“ umzustellen. Das Problem wurde erst nach jahrelangen Verhandlungen gelöst. In einem Staatsvertrag verpflichtete sich das Nachbarland, die Strecke Amsterdam - Arnheim entsprechend umzubauen. Weitere Probleme bereitete die Linienführung: die Frage, ob Duisburg oder Oberhausen der Ausgangs- bzw. Endpunkt der Hollandbahn auf deutschem Boden sein sollte. Die Entscheidung fiel für Oberhausen, das der nördlichste Punkt der bereits bestehenden Eisenbahn-Linie war. Gedacht war zudem, dass Holten, Dinslaken und Wesel durch die Bahn miteinander verbunden würden. Deshalb sollte die Strecke anfangs westlich von Holten geführt werden. Dadurch wäre aber das industriell aufstrebende Sterkrade abgekoppelt worden, wogegen die mächtigen

ge Gutehoffnungshütte erfolgreich Einspruch erhob. Ergebnis: Holten bekam nach vielen Bemühungen erst 1886 eine eigene Haltestelle, eine halbe Stunde Fußweg entfernt im Bereich Schmachtendorf - und auf eigene Kosten.

Wie heute, so schon damals: Die Holländer konnten über die deutschen Probleme nur den Kopf schütteln. Als Behördenvertreter Anfang Februar 1856 in Emmerich eintrafen und verkündeten, sie wollten ihre Strecke Mitte des Monats eröffnen, mussten sie feststellen, dass der Bau hierzulande noch gar nicht so weit fortgeschritten war. Daraufhin wurde der Druck auf die Arbeiten erhöht. Das half, die Strecke Oberhausen - Dinslaken im Juli des Jahres bis zur Lippe und die gesamte Strecke bis zum 18. Oktober befahrbar zu machen. Damit war damals die Basis für eine Linieneinführung der Eisenbahn zwischen Großbritannien und Kontinentaleuropa bis in die Schweiz, nach Österreich und Italien gelegt.

In der Folgezeit entwickelte sich Oberhausen zu einem Eisenbahnknotenpunkt erster Ordnung. In einem für den Laien immer verwirrender werdenden Spinnennetz von Gleissträngen lag der Bahnhof Oberhausen. Zur Köln-Mindener Strecke und der Hollandbahn gesellten sich über die Jahrzehnte weitere neun Streckenanschlüsse sowie ein verzweigtes Geflecht von Werksbahnen des Bergbaus und der diversen Eisenhütten.

Fast 136 Jahre nachdem die Hollandbahn in Oberhausen eintraf, am 31. August 1992, setzten sich der niederländische und der deutsche Verkehrsminister in Warnemünde an der Ostsee zusammen und unterzeichneten schließlich eine „Vereinbarung zur Verbesserung des deutsch-niederländischen Schienengüter- und Schienenpersonenverkehrs“. Dieser „Vertrag

von Warnemünde“ sah schon damals im Einzelnen unter anderem vor:

den Ausbau der Route deutsch-niederländische Grenze - Emmerich - Oberhausen für den Hochgeschwindigkeitsverkehr (Herstellen der vollen Leistungsfähigkeit, drittes Gleis zwischen Wesel und Oberhausen, Anhebung der Höchstgeschwindigkeit auf 200 km/h);

den Ausbau des Knotens Oberhausen (zweigleisige niveaufreie Verbindungskurven nach Duisburg und Herne);

und den Ausbau der Route Oberhausen - Osterfeld-Süd - Bottrop-Süd - Herne (durch Wiederherstel-



Mit dem Abriss alter Brücken und dem Neubau von Tunneln und neuen Gleisen wollen die Bahner 2003 fertig sein

len der Zweigleisigkeit und zweigleisige niveaufreie Verbindungskurven in Herne).

Die Vorgeschichte: Anfang der 1990er Jahre hatten die Niederländer beschlossen, einen Großteil des Güterverkehrs ab Hafen Rotterdam von der Straße auf die Schiene zu verlagern. Im eigenen Lande sollte un-



Bereits seit Ende 1998 knüpfen die Bahnbauer am sogenannten „Knoten Oberhausen“, dessen Ablauf man von der Duisburger Straße gut beobachten kann

ter anderem durch besagte Betuwe-Landschaft ein gesonderter zweigleisiger Schienenstrang von 160 Kilometern Länge entstehen. Fünf Tunnel wurden geplant, nebst Überdachungen 20 Kilometer lang. Auf den gesamten 160 Kilometern wurde Lärmschutz vorgesehen, was in den Niederlanden rund ein Drittel der Kosten verursachte. 130 Überführungen und größere Brücken waren zu bauen. Die Kapazität dieser Strecke, die mit durchschnittlich 120 Stundenkilometern befahren werden kann, soll bei zehn Güterzügen pro Stunde liegen. Alles in allem ist die Betuwe-Route das bisher größte Infrastrukturprojekt der Niederlande überhaupt. Neun Milliarden Gulden (Preisniveau 1999) teuer, also rund 4,4 Milliarden Euro, sollen über diese Strecke im Jahre 2010 voraussichtlich 43 Millionen Tonnen Güter rollen, 75 Prozent des bis dahin prognostizierten Güteraufkommens des Nachbarlandes. 1995 gab das niederländische Parlament nach

langem Für und Wider sein Okay. 2005, so das Ziel, soll die Route bis zur deutschen Grenze fertig gestellt sein.

Schon in den Niederlanden ist man auf das ehrgeizige Projekt nicht unbedingt gut zu sprechen. Umfragen ergaben, dass nur 32 Prozent der Anwohner und nur 35 Prozent der übrigen Bevölkerung uneingeschränkt dafür votieren.

Um ein wenig Druck von der Strecke und aus den Emotionen zu nehmen, ist von so genannten „Bypässen“ die Rede: Güterverkehre sollen demnach über einen „Bypass-Süd“ (Valburg - Venlo - Köln), der unsere Region entlasten würde, bzw. über einen „Bypass-Nord“ (Zevenaar - Oldenzaal/Bad Bentheim) geleitet werden können. Darüber allerdings

wurden bislang keine bindende Beschlüsse gefasst.

Vielmehr baute sich seit Jahren auch auf deutscher Seite immer mehr emotionaler Druck auf. Am Niederrhein nördlich von Oberhausen ist eine Bürgerinitiative „Betuwe - so nicht!“ seit Jahren aktiv. Auch die Städte und Gemeinden entlang der Hollandlinie wehrten sich seit Mitte der 1990er Jahre gegen die Art, wie hierzulande mit dem Thema umgegangen wurde. In Oberhausen wurde eine solche Initiative erst Anfang 2001 ins Leben gerufen, nachdem man festgestellt hatte, dass im Stadtgebiet annähernd 35.000 Anwohner vom erhöhten Verkehrsaufkommen auf der Schiene betroffen sein werden.

Dabei lagen die Fakten auch hier schon viel früher auf dem Tisch. Bereits im April 1999 wanderte das Thema „Betuwe“ durch die Gremien der Stadt. Damals bemängelte der zuständige Verkehrsdezernent Peter Klunk, dass die Konsequenzen der Betuwe-Linie und des angedachten ICE-Ausbaus „nur sehr vage bekannt“ seien; konkrete Planungen der Deutschen

Bahn AG gebe es nicht. Wenn bis 2010 nichts geschehe, befürchtete der Beigeordnete „massive Störungen beim Personennahverkehr“ am unteren rechten Niederrhein. Zentrales Thema für den Oberhausener Ballungsraum jedoch: der Lärmschutz. Den, so hatte die Bahn AG schon zu früheren Gelegenheiten klar gemacht, werde es nur geben, wenn die Hollandlinie mindestens um ein drittes Gleis erweitert wird; sonst sei sie gesetzlich nicht dazu verpflichtet. Kein Wunder, denn: Die Gutachter hatten bereits 1999 eine Rechnung aufgemacht. Danach würde der Streckenausbau allein im Oberhausener Stadtgebiet mehr als 75 Millionen Euro kosten. Diverse niveaugleiche Bahnübergänge (unter anderen: Weseler Straße, Hühnerstraße) müssten beseitigt, Unterführungen verbreitert oder neu gebaut werden. Bis zu vier Meter hohe Schallschutzwände auf 790 Metern Länge sowie „passiver Lärmschutz“ (neue Fenster für etwa 3500 Wohnungen entlang der Bahnstrecke) wären allein im Raum Sterkrade zu finanzieren. In dicht besiedelten Teilen von Holten und Schmachtdorf müssten ebenfalls Schallschutzwände errichtet werden, hätten rund 2500 Haushalte Anspruch auf passiven Lärmschutz.

Gegen die Vorwürfe aus der Region, sie stehe der aus den Niederlanden heranrollenden Güterzug-Welle planlos gegenüber, wehrte sich die Deutsche Bahn AG seit Jahren. Zwar hege sie für die Strecke zwischen Oberhausen und Emmerich noch keine Ausbauabsichten, aber in der Emmerichstadt werde umso mehr dafür getan, den Frachtverkehr zu kanalisieren. Tatsächlich knüpfen die Bahnbauer seit Ende 1998 am so genannten „Knoten Oberhausen“.

Insgesamt rund 660 Millionen Euro (1,3 Milliarden Mark) hatte die Bahn für die im „Vertrag von Warnemünde“ vereinbarte „Ausbaustrecke“ (ABS) Oberhausen-Emmerich veranschlagt. Dies beinhaltet auf deutscher Seite eine Kapazitätserhöhung für den prognostizierten Güterverkehr und eine Erhöhung der

Geschwindigkeit auf 200 km/h für den Hochgeschwindigkeitsverkehr Randstadt - Rhein/Main (den ICE International von und nach Amsterdam). Nicht abgedeckt wurden durch die Mittel allerdings die Kosten für das in dem Vertrag angesprochene dritte Gleis.

Mit dem „Knoten Oberhausen“, der Trennung von Güter- und Personenzuggleisen im Oberhausener Hauptbahnhof, wurde im November 1998 am Gewer-



Der veraltete Güterbahnhof Osterfeld-Süd wird zu einem der größten Güterverkehrsknotenpunkte Europas ausgebaut

begebiet „Zum Eisenhammer“ begonnen. Die Gesamtmaßnahme erfolgt in mehreren Bauabschnitten und wird allein rund 130 Millionen Euro kosten. Für den im Bau befindlichen dritten Abschnitt (zwischen den Abzweigen „Mathilde“ und „Walzwerk“), dessen Ablauf man von der Duisburger Straße aus gut beobachten kann, sind annähernd 38 Millionen Mark vorgesehen. Mit dem Abriss alter Brücken und dem Neubau von Tunneln und neuen Gleisen wollen die

Bahner 2003 fertig sein. Dann kann der Güterverkehr zumindest in diesem Bereich relativ störungsfrei laufen bzw. verteilt werden. Mit dem 1. Bauabschnitt (die Kapazitätserhöhung für den Güterverkehr nach Süden) und dem 2. Bauabschnitt (Kapazitätserhöhung nach Osten) innerhalb des „Knotens“, die beide im Bereich des Hauptbahnhofs Oberhausen liegen, soll nach der bisherigen Planung im Jahre 2005 begonnen werden.

Alles in allem, so entgegnet man bei der Deutschen Bahn AG den Kritikern in der Region, werde man auch mit weiteren Maßnahmen auf der Strecke zwischen Oberhausen und Emmerich einen Ausbaustand erreichen, der es erlaube, ab 2005 bis zu 50 Güterzüge pro Tag und Richtung „ohne Behinderung des Personennah- und Personenfernverkehrs“ von der Betuwe-Linie aufzunehmen.

Besagte Kritiker in der Bürgerinitiative, aber auch in den Rathäusern hegten da große Zweifel. Bei einer 24-stündigen Zählung am Bahnübergang Holtener Straße in Hiesfeld im August 2000 stellten Mitglieder der Dinslakener BI „Betuwe - so nicht“ eine Verdoppelung des Zugverkehrs gegenüber 1994 fest: 1777 Loks und Wagons gegenüber 822 sechs Jahre zuvor. Vor allem der Güterverkehr in der Nacht habe zugenommen. Damit sei die Strecke jetzt schon mehr als ausgelastet. Aber nach den Vorstellungen der Bahn wird sich besonders der Nachtverkehr noch verstärken.

Anfang November 2000 rollte der erste „ICE International“ über die Hollandlinie, erst einmal zwischen Köln und Amsterdam (mittlerweile ab Frankfurt/Main) - auf vielfachen Wunsch vor allem der Niederländer mit Halt im Oberhausener Haupt-

bahnhof. Drei Zugpaare der dritten IC-Generation, die vorher als Zubringer zur „Expo“ in Hannover Dienst getan hatten, machten den Anfang. Die weißen Flitzer, die allerdings bis heute ihre Höchstgeschwindigkeit weder auf deutscher noch auf niederländischer Seite ausfahren können, benötigen keinen Stopp mehr in Emmerich: Die Umstellung von deutschem Wechsel- auf den Gleichstrom des Nachbarlandes kann während der Fahrt vorgenommen werden.



Im November 2000 rollte der erste „ICE International“ mit Halt im Oberhausener Hauptbahnhof über die Hollandlinie

Verkehrsexperten wie Lothar Ebberts vom Verkehrsclub Deutschland warnten zu dem Zeitpunkt, dass der künftig heranrollende Güterlindwurm speziell für Oberhausen zum Problem werde. Hier sei der „kritischste Punkt zwischen Holland und dem Gotthardtunnel“. Ein Ausbau lediglich des Knotens Oberhausens reiche da nicht. Auf der Strecke zwischen Emmerich und OB, so der Fachmann, seien vielleicht sogar ein viertes oder fünftes Gleis nötig, damit es nicht zu Behinderungen und Verspätungen im Personenregional- und Nahverkehr komme. Und: Ohne eine sol-

che Kapazitätserweiterung hielt er eine seit Jahren geforderte S-Bahn zumindest bis Wesel für illusorisch.

Mit einer gemeinsamen Resolution, auch vom Oberhausener Stadtrat einmütig verabschiedet, formierten sich die Kommunen am rechten Niederrhein Anfang 2001 zu einer Front gegen die Bewegungslosigkeit auf Bahn- und Bundesebene. Zentrale Forderungen blieben der Bau mindestens eines dritten Gleises und damit die Schaffung von Lärmschutz. Die gleichen Ziele schrieb sich die im Januar 2001 gegründete Oberhausener Bürgerinitiative „Betuwe - so nicht!“ auf ihre Fahne. 250 betroffene Anwohner fanden sich zur ersten Bürgerversammlung bei

„Harlos“ in Sterkrade ein. „Wir fordern die gleichen Standards, wie sie bei der neuen Trasse in den Niederlanden gebaut werden“, so BI-Sprecher Manfred Flore damals. Die Deutsche Bahn AG beeindruckte das erneut wenig. DB-Sprecher Manfred Pietschmann wiederholte gebetsmühlenartig: „Wir machen alles, was Sie wollen, aber geben Sie uns das Geld dafür.“

Derweil mühten sich auch die Politiker der Region redlich, auf höherer Ebene weiterzukommen. Vor allem im fernen Berlin. Bundestagsabgeordnete wie der Oberhausener Wolfgang Grotthaus (SPD) suchten immer wieder einen Draht zum Bundesverkehrsministerium und dort zum Niederrheiner Kurt Bodewig - lange Zeit vergeblich. Einen zentralen Vorstoß unternahm die Regionalen im Mai 2001, als neben den Bundestagsabgeordneten auch Vertreter der Städte und der Bürgerinitiative in der Hauptstadt vorsprachen - um wieder einmal nur getröstet zu werden. Vor al-

*„Zwischen Arnhem, Nijmegen und Tiel liegt die Landschaft der Betuwe mit ihren Obstbäumen.“
(Dumont Kunstreiseführer „Holland“, 1979)*

*„Die Betuweroute ist eine neue zweigleisige, direkte Schienenverbindung zwischen dem Rottdamer Hafen und dem europäischen Hinterland. Diese Bahnlinie soll die Kapazitäten im Bereich des grenzüberschreitenden Güterverkehrs verbessern, ohne die Umwelt übermäßig zu belasten. Als künftiges Rückgrat des europäischen Schienengüterverkehrsnetzes eröffnet die Betuweroute für den Transport auf der Schiene neue Perspektiven.“
(Internet-Auftritt der Betuweroute-Gesellschaft, Niederlande, 2000)*

*„Betuwe - so nicht!“
(sagten über 250 Bürger bei der ersten Anwohnerversammlung der gleichnamigen Bürgerinitiative, Oberhausen 2001)*

*„Betuwe - so schon!“
(spontane Reaktion auf den Vertrag, der im Juni 2002 geschlossen wurde. Darin sind der Bau eines dritten Gleises zwischen Emmerich und Oberhausen sowie Lärmschutz vorgesehen.)*

weniger als 77 Millionen Euro in den so genannten „Zugbildungsbahnhof Oberhausen-Osterfeld“. Nach dem Um- und Ausbau, der unter anderem 4680 Meter neue Gleise beinhaltet, werden voraussichtlich ab Dezember 2004 alle Rangieraufgaben auf die neue Anlage konzentriert: 3000 Güterwagons vom gesamten unteren Niederrhein und aus dem westlichen Ruhrgebiet werden dann hier täglich zu Fernzügen zusammengestellt, die gen Süden und Norden rollen. Die Modernisierungsmaßnahme, die laut Bahn AG die Personal- und Sachkosten um 50 Prozent senkt, macht den bisherigen Zugbildungs-Standort „Oberhausen-West“ überflüssig; dort werden fertige Züge dann nur noch „geparkt“. Und: Von den derzeit 241 Mitarbeitern werden 119 eingespart; sie sollen anderweitig eingesetzt werden, hieß es. Was den Bahn-Anrainern in Lirich gelegen kommt, treibt die Osterfelder auf die Palme. Auch wenn die Bahn beruhigt, dass

lem wurde die Marschroute der Bahn bestätigt, nach der Schallschutz nur dann gesetzlich geboten sei, wenn es zum Neubau eines dritten Gleises komme.

Im Spätherbst 2001 wurde publik, was die Deutsche Bahn AG sonst noch so mit Oberhausen vor hat: den Ausbau des veralteten und teilweise bereits still gelegten Güterbahnhofs Osterfeld-Süd zu einem der größten Güterverkehrs-Knotenpunkten Europas.

Ende März 2002 konkretisierte das Unternehmen seine Pläne während einer Pressekonferenz vor Ort. Auch mit Blick auf das zusätzliche Güteraufkommen durch die Betuwe-Linie investiert die Bahn ab Frühjahr 2003 im Mittelost-Stadtteil nicht

das Rangieren dank modernster Bremstechnik leiser sei, fordern die Betroffenen weiter gehenden Lärmschutz. Das alte Spiel: Der sei nicht geboten, sagt die Bahn, weil es sich ja nicht um eine Neubaumaßnahme handle.

Die Stadt Oberhausen überlegt derzeit, ob sie Bundesmittel für eine „Lärmsanierung“ beantragen soll, zumal sich in der zweiten Jahreshälfte 2002 herauskristallisierte, dass die Bahn noch etwas auf dem Osterfelder Gelände vorhat: den Neubau einer Reparaturwerkstatt für Güterwagons. Diese, ursprünglich einmal in Duisburg-Ruhrort vorgesehen, wird nach DB-Angaben ebenfalls 2004 in Betrieb genommen werden.

Während sich die Niederrheiner auf eine neue Runde der Auseinandersetzungen über die deutsche Betuwe-Planung vorbereiteten, kam hinter der Kulissen von Berlin und Düsseldorf plötzlich Bewegung in die Angelegenheit. Am 6. Juni 2002 überraschten Bund und Land sowie die Deutsche Bahn AG mit einer Vereinbarung über die Planung und die gemeinsame Finanzierung des Streckenabschnitts zwischen der deutsch-niederländischen Grenze und dem Knotenpunkt Oberhausen. Die wesentlichen Kernpunkte: Lärmschutz und ein drittes Gleis.

Was Politiker wie Wolfgang Grotthaus, der 2002 erstmals als Bundestagsabgeordneter auch für das ebenfalls von der Betuwe betroffene Dinslaken kandidierte, als „historisches Datum“ bezeichnete, wurde vor allem der Hartnäckigkeit der Bürgerinitiativen entlang der Bahnlinie zugeschrieben. Immerhin übertraf der Erfolg alle zaghaften Erwartungen. Vorerst.

Mit einem Finanzeinsatz von 900 Millionen Euro, die sich Land (36 Prozent) und Bund (64 Prozent) teilen werden, soll bis 2010 zwischen Emmerich und Oberhausen ein durchgehendes drittes Gleis entstehen und der notwendige Lärmschutz erstellt werden. An neuralgischen Punkten wird die Schalldämmung, vorfinanziert vom Land, bereits zu einem früheren Zeitpunkt installiert. Der gesamte Lärmschutz wird voraussichtlich ein Fünftel der Investitionskosten verschlingen.

Erklärtes Ziel sei es, so Ministerpräsident Wolfgang Clement an jenem denkwürdigen 6. Juni 2002, „Kapazitäten auf der Schiene für den künftigen Personenfernverkehr, für einen ausgebauten Nahverkehr

und für bis zu 140 Güterzüge pro Tag zu schaffen“. Im Endausbau sollen bis zu 40 Millionen Tonnen (so viel wie 3500 Lkw-Ladungen) täglich über die Trasse rollen können.

Mit den Planungen für das beschleunigte Vorhaben, das damit nicht zum Betuwe-Start auf niederländischer Seite (2005/06) realisiert werden kann, werde umgehend begonnen, sagt man in Düsseldorf; die Planungen würden etwa zwei Jahre dauern. Der Baubeginn ist also kaum vor Mitte 2004 zu erwarten.

Während NRW-Verkehrsminister Ernst Schwanhold während eines Besuches in der Emscherstadt im August 2002 auf einen „zügigen Ausbau“ drängte, meldeten die aus dem ersten Freudentaumel erwachten Kommunen und Bürgerinitiativen entlang der Strecke zumindest ein Mitspracherecht im Planungsprozess an. Auch die Oberhausener Vertreter forderten eine bessere Beteiligung und gaben sich mit den Versprechungen in Sachen Lärmschutz nicht vollends zufrieden. Gerade im Einzugsgebiet des Zugbildungsbahnhofs Osterfeld müsse mehr zum Schutz der Bevölkerung getan werden. Außerdem ließ der städtische Beigeordnete Peter Klunk nicht unerwähnt, dass es bei der Beseitigung der niveaugleichen Bahnübergänge „neuralgische“ Punkte gebe. Als Beispiel nannte er den Übergang Weseler Straße südlich des Bahnhofs Holten. Hier sei eine besondere Lösung gefragt, deren Kosten von der Stadt Oberhausen allein nicht getragen werden könnten.

Die Planung läuft und die Diskussion darüber wird weitergehen, aber zumindest eines zeichnet sich schon jetzt deutlich ab: Oberhausen - die Stadt, die ihre Existenz eigentlich der Eisenbahn verdankt - erlebt eine Renaissance der Schiene. Zurück zu den Wurzeln: Die Gleise, die erst den Aufstieg zu einer Montanstadt ermöglichten, schienen im vorigen Jahrhundert nur noch - streckenweise rostende - Relikte einer überlebten Vergangenheit zu sein. Entbehrlich. Doch: Während Kohle und Stahl sich längst aus dieser Stadt verabschiedet haben, wird am Eisenbahn-Knotenpunkt Oberhausen neu geknüpft. In Sichtweite des von Stadt und Land geförderten Tourismus-Standortes entwickelt sich ein Güterumschlag-Zentrum erster Ordnung für Deutschland und Westeuropa. Die Chancen, die sich daraus ergeben, sind bislang nicht einmal annähernd ausgelotet.

SPORT

Immer nur steil bergab

Sonja Granzow und Anja Jerenko sind Deutsche Meister im „Downhill“-Fahren

VON DIRK BRICHZI

Eigentlich ging es in der sportlichen Karriere für Sonja Granzow und Anja Jerenko vom RSV Blau-Gelb Oberhausen immer nur steil bergab. Trotzdem durfte das Duo in diesem Jahr zwei Deutsche Meistertitel feiern und erstmals die deutschen Farben bei der Weltmeisterschaft in Kaprun vertreten. Denn Granzow und Jerenko gehen mit ihren Mountainbikes in den Disziplinen „Downhill“ und „Dualslalom“ an den Start, und dort gilt das Motto: Runter kommen sie alle. Je schneller, desto besser!

Zwischen drei und fünf Minuten brauchen die Downhill-Fahrerinnen, um auf den knapp drei Kilometer langen Strecken über Stock und Stein 600 bis 900 Höhenmeter zu überwinden. „Die Geschwindigkeit und die Sprünge“ faszinieren Granzow an diesem Sport, „es wird einem alles abverlangt: Kondition, Kraft, Koordination.“ Beim „Dualslalom“ kommt auch noch das direkte Duell gegen eine andere Fahrerin hinzu, auf verkürzter Strecke mit mehr Sprüngen. „Das ist Show für die Zuschauer, das gehört dazu“, fährt Granzow fort. Bei der WM in diesem Jahr gab es statt des Dualslaloms gleich ein „Four Cross“-Rennen, bei dem vier statt zwei Fahrerin gegeneinander antraten.



*Über Stock und Stein:
Sonja Granzow wird mit jedem Hindernis fertig*

Granzow fährt schon seit 1992 beim RSV, zunächst Rennrad, sattelte aber schnell aufs Mountainbike um und fährt seit 1996 Downhill-Rennen. Jerenko sitzt erst seit 1999 im Sattel, aber weil sie vor allem bergab immer schneller war als ihre Mitfahrer startete sie bald bei den ersten Rennen. Da die Szene der Downhill-Fahrerinnen überschaubar ist, lernten sich beide schnell kennen und gründeten zusammen das „Power Flower“-Team, weil Jerenko schon damals die Strecken in geblühten Trikots bewältigte, die Namensgeber und Markenzeichen des Teams sind.

Mit der Gründung begannen aber auch die Schwierigkeiten. Denn die Anreise zu den Rennen und vor allem die Ausrüstung mussten sie im ersten Jahr noch selbst bezahlen. Die schweren, voll gefederten Downhill-Bikes kosten mit allen Komponenten zwischen 5000 und 7500 Euro, und so lässt sich ermes-

men war, als ihnen 2000 in Frankreich ihre Bikes vom Hotelparkplatz gestohlen wurden. „Innerhalb von zwei Wochen mussten wir uns neue Räder anschaffen“, so Jerenko, „und die aus eigener Tasche.“ Dazu kommt noch die Schutzkleidung wie Helme und Protektoren, die schon deshalb teuer sind, weil es nur wenige Anbieter gibt.

Mittlerweile hat sich das Klinkenputzen aber gelohnt, zumindest das Material wird von Sponsoren gestellt. Die Räder sind von Rocky Mountain, die Bremsen von Magura, die breiten Reifen von Michelin, die Helme von Giro und die Schuhe von Vans. Dazu zieren Firmen wie Buff, Motorex, Nutraxx, Biemme oder Adidas die Trikots. „Trotzdem ist da natürlich



*Das Erfolgsduo von RSV Blau-Gelb:
Sonja Granzow (l.) und Anja Jerenko*

noch genug Platz“, lacht Jerenko, die nach ihrer Ausbildung zur Industriekauffrau nun im „Cycle Service“-Radladen in Düsseldorf arbeitet.

Dort hängen auch die beiden Trikots vom Bund Deutscher Radfahrer von der Weltmeisterschaft in

Kaprun und ein Trikot für die Deutsche Meisterin an der Wand. In diesem Jahr holte sich Granzow den Downhill- und Jerenko den Dualslalom-Titel, dazu lautete die Reihenfolge in der Downhill-Bundesliga Granzow vor Jerenko. Der Lohn: Start bei der Weltmeisterschaft Ende August. Im „Four Cross“ landeten die beiden auf den Plätzen neun (Jerenko) und zwölf (Granzow), dazu holte sich Granzow Platz 34 im Downhill. Auch bei der EM in Italien im Vorjahr reichte es für Top Ten-Platzierungen. Mit den Stars der internationalen Szene, allen voran die Französin Anne Caroline Chansson, können die beiden RSV-Fahrerinnen noch nicht mithalten. „Das sind halt Profis, die nicht anderes machen als Radfahren, davon können wir derzeit nur träumen“, räumt Granzow ein, die eine Ausbildung zur Mediengestalterin macht, „aber dazu fehlt uns schlichtweg die Zeit.“

Zusammen mit Jerenko geht sie am Stadtrand von Düsseldorf normalerweise eine Stunde vor und eine Stunde nach der Arbeit trainieren, ein bisschen durchs Gelände fahren. „Normalerweise müssten wir auch in den Krafraum oder viele Starts für den Dualslalom üben“, erzählt Jerenko. Von Mai bis Oktober stehen am Wochenende fast immer Renntermine auf dem Programm, um die 30 pro Jahr. Dann schwingen die beiden ihre Räder in ihren VW-Transporter und fahren quer durch Deutschland oder gar Europa, wo zuletzt Weltcups in Slowenien und Frankreich auf dem Programm standen. Nützlicherweise ist das Gefährt mit Betten ausgestattet, um Übernachtungskosten zu sparen. Natürlich sind Granzow und Jerenko auch ihre eigenen Mechanikerinnen und teilen sich bei Erfolgen das nicht gerade üppige Preisgeld.

Denn Downhill-Mountainbiking ist zwar spektakulär, aber alles andere als populär. „Es ist viel zu wenig Interesse da, vor allem vom Fernsehen“, meint das Duo unisono, selbst von der Weltmeisterschaft liefen nur ein paar Schnipsel auf Eurosport. Immerhin sei die Förderung durch den Bund Deutscher Radfahrer besser geworden, gibt Jerenko zu, „aber von den Zuständen wie in Frankreich oder anderen Ländern sind wir noch weit entfernt.“ In Deutschland gibt es derzeit keine Profi-Fahrerin, und auch neue, junge Gesichter tauchen nur selten in der Szene auf. Und wenn, dann nimmt „Power Flower“ auch mal selbst die Unterstützung mit gebrauchtem Gerät in die



Ein gewohntes Bild:
Anja Jerenko (r.) auf dem Siegereppchen

Hand. Jerenko: „Letztens ist eine 14-Jährige mitgefahren, und auch der Vater war begeistert. Vielleicht bleibt sie dem Sport ja erhalten.“

Granzow und Jerenko werden dem Downhill auf jeden Fall noch lange erhalten bleiben. „Wir sind immer noch steigerungsfähig“, sagt Granzow, und das wollen sie im nächsten Jahr wieder beweisen. Gerade international ist noch Spielraum nach oben. In der Weltrangliste rangieren sie derzeit auf Rängen um 15 (Dualslalom) oder um 35 (Downhill). „Es wäre natürlich genial, wenn wir mal zwei Jahre als Profis durch die Welt touren könnten“, hat Jerenko den Traum noch nicht begraben, einen Sponsor dafür zu finden.

Vielleicht hilft ja die Medienpräsenz des Duos, das zuletzt beim WDR in einem Portrait übers Downhill-Fahren und bei der Streckeneröffnung im Ruhrpark zu sehen war. „Die neue Strecke ist auf jeden Fall eine Klasse Sache“, sagt Jerenko, „denn für den Mountainbike-Nachwuchs gibt es nicht so viele gute Strecken. Und auch die Eltern sollten dankbar sein, wenn ihre Kinder nicht den ganzen Tag vor der Playstation hocken.“ Überhaupt sei die Betreuung und Unterstützung beim RSV Blau-Gelb mit seinem Vorsit-

zenden Werner Perz „hervorragend“. Auf den internationalen Strecken haben sich die geblühten Trikots als Markenzeichen mittlerweile durchgesetzt. Auch wenn Granzow und Jerenko auf Übersee-Rennen bislang verzichten mussten, weil alleine die Gepäckkosten den Etat übermäßig strapazieren würden, so stehen doch die Eckpunkte für die kommende Saison fest: Verteidigung der Deutschen Meistertitel, Start bei der EM in Graz und bei der WM in Lugano.

Trotz Helm und Protektoren geht beim Downhill nicht immer alles glimpflich ab. Eine Schulterreckgelenksprengung und einen Bandscheibenschaden weist Jerenko bisher als schlimmste Folgen aus, Granzow ist

bislang ohne größere Verletzungen davon gekommen. Jerenko lacht: „Die fährt meistens auch mit viel weniger Risiko als ich.“ Das von einigen Fahrerinnen praktizierte Motto „Pokal oder Spital“ ist aber auch Jerenko fremd.

Die Wohnung teilen sie sich, das Auto, die Erfolge, aber wer ist denn nun auf der Strecke die Bessere? „Das ist streckenabhängig“, meint das Duo in beiderseitigem Einverständnis, das aber Wert dar-

Spektakuläre Sprünge gehören zum
Downhill-Mountainbiking dazu



auf legt, „dass jede für sich fährt“. Am Ende steht sowieso meistens ein geblühtes Trikot auf dem obersten Treppchen, und so gilt für die Karriere des „Power Flower“-Duos: Je steiler es bergab geht, desto steiler geht sie bergauf.

KIRCHE

Mit Mut in die Zukunft

*Manches Hundertjährige in der
Liebfrauen-Gemeinde Sterkrade*

VON IRENE RIESENER



*Luftbild vom Kapuzinerkloster,
Pfarrektorat Liebfrauen (ca. 1952)*

Männer - zumeist - mit Bart, kastanienbrauner Kutte, weißem Strickgürtel und Sandalen fallen auf. Nicht nur ihrer Kleidung wegen. Bei Volksmissionen versprühen die Kapuziner-Patres franziskanischen Geist. So auch anno 1891. Von den Spuren, die sie hinterlassen, wird die Liebfrauen-Gemeinde Sterkrade Jahre später profitieren. An ihre eher ungewöhnliche Entstehung wurde bei dem Mehrfach-Jubiläum - 100 Jahre Gemeinde, Kirche, Kloster, Kirchenchor, Frauengemeinschaft und 100-jährige Ansässigkeit der Patres - noch einmal erinnert.

Durch die rasante Entwicklung der Montanindustrie kommen viele Menschen in die „Wiege der Ruhrindustrie“, um Arbeit und eine neue Heimat zu finden. Die Katholische Kirche Oberhausen steht vor neuen und schwierigen Aufgaben: Gotteshäuser müssen gebaut, neue Pfarreien gegründet, Krankenanstalten und caritative Einrichtungen geschaffen werden. Und in etlichen Gemeinden, Hospitälern und Altenheimen sind es Ordensfrauen und -männer, die seelsorglich tätig werden, junge und alte Menschen betreuen oder Kranke pflegen.

Zu dieser Zeit ist auf der „Schwarzen Heide“ ein

ungeheuer großes religiöses Potenzial vorhanden. Für den Bau der dringend notwendigen Kirche macht sich der am 16. Mai 1897 gegründete „St. Josef-Kirchbauverein“ stark. Doch Seelsorger fehlen. Der Bischof von Münster, Hermann Dingelstadt, erinnert sich an die Volksmission, bei der die Kapuziner zahlreiche Menschen begeisterten. 1898 bittet er den Provinzial der Rheinisch-Westfälischen Provinz in Münster, Pater Matthias von Bremscheid, die geplante Ordensniederlassung zur Schwarzen Heide zu verlegen. Als auch das Bischöfliche Generalvikariat Münster am 25. Januar 1898 sowie - nach einigen Schwierigkeiten - die damalige preußische Regierung das Vorhaben genehmigen, sind die entscheidenden Weichen gestellt.

Die Landwirte Heinrich Schäfer und Wilhelm Hagedorn schenken Bauland von zusammen rund 2,5 Morgen. Den Auftrag für die Planung und Bauleitung von Kirche und Kloster erhält der Düsseldorfer Architekt Caspar Pickel. Nach dem Vorbild der Krefelder Anlage entsteht die Liebfrauen-Kloster-Kirche an der Roßbachstraße als neugotische Backstein-Basilika ohne Turm, bindet aber mit ihren rundbogigen Arkaden, Fenstern und Blindnischen romanische Elemente ein.

Schon am 14. Oktober 1900 legte Bischof Hermann Dingelstadt den Grundstein für das Gotteshaus, das am 22. Juni 1902 von Pfarrer Wilhelm Kraneburg gesegnet und am 5. Mai 1903 von Weihbischof Maximilian von Galen geweiht wurde. Doch bereits am 30. Januar 1902 kamen die ersten Kapuziner nach Sterkrade und stellten ihre Nähe zur arbeitenden Bevölkerung unter Beweis. Sie halfen beim Aufbau der Kirche mit. Bis zum Einzug in das unfertige Kloster am 1. April 1902 wohnten sie im Arbeiterheim in Oberhausen. Noch gar nicht offiziell im Dienst, lösten sie damit das ein, was sie bei ihrer Profess versprochen: ein Leben in Demut und Bescheidenheit.

1921 wurde der Klosterbezirk auf Betreiben des Pfarrers der Muttergemeinde St. Clemens, Dechant

staltet und aus der „alten“ Klosterkirche entstand im Rahmen einer schon längst fälligen Generalüberholung innerhalb von knapp zwei Jahren ein Gotteshaus in modernem Stil.

Nicht unerwähnt bleiben dürfen die Franziskus-Schwester, die 1925 unter Leitung von Pater Arnold hier ihre Arbeit in der Kranken- und Familienpflege aufnahmen. Bis zum Zusammenschluss mit dem Mutterhaus in Krefeld im Jahre 1946 waren die Schwestern selbstständig. Vom 27. Januar 1966 bis zur Auflösung des Konvents wohnten sie in dem kircheneigenen Haus an der Roßbachstraße.

Die Kapuziner - sie sind nach den Franziskanern und Konventualen (Minoriten) der dritte Zweig des ersten Ordens des Heiligen Franziskus von Assisi - bauen nun schon ein Jahr-

hundert lang mit an der geistigen und geistlichen Kirche von Oberhausen. Die in „Bestzeiten“ bis zu zehn hier lebenden Patres des „Ordo Fratrum Minorum Capuccinorum“ - kurz OF-MCap - haben auch in Grund- und Bergbauberufsschulen, als Seelsorger im Krankenhaus oder im Dienste fremdsprachiger Katholiken segensreich gewirkt und selbstverständlich auch in anderen Gemeinden ausgeholfen. Wie ihr Vorbild sind sie darauf bedacht, sich frei zu machen von jedem materiellen Gut, um mit den Menschen ideelle Werte zu leben und

mit ihnen Nöte und Freude teilen zu können. Neben der Armut geloben sie Gehorsam, Demut, „kindlichen“ Glauben und Liebe zu allen Lebewesen. Auch die Laien, die der in der Gemeinde Liebfrauen etablierten Franziskanischen Gemeinschaft angehören, eifern dem Heiligen Franziskus nach, der im Prinzip ein Aussteiger war aus der Welt des materiellen Reichtums, jedoch dafür eingestiegen ist in die Gesellschaft der Kirche und des Glaubens, um das Evan-



Der Klosterbau Sterkrade, 1902

Laurenz Cuvellier, zum Pfarr-Rektorat erhoben und 1946 von „St. Marien“ in „Liebfrauen“ umbenannt. Mit dem 1. Dezember 1967 wurde die Klostersgemeinde vollkommen selbstständig. Der nun eigene Kirchenvorstand und Pfarrgemeinderat realisierten fortan viele Initiativen. Dazu gehörte die Errichtung der St. Konrad-Kapelle in Biefang als Filialkirche an der Beerenstraße. Das Kloster selbst wurde zeitgemäß umge-

gelium der Liebe und Armut zu predigen. So ist es nicht verwunderlich, dass Oberbürgermeister Otto Aschmann im Juni 1952 zum 50-jährigen Bestehen des Kapuziner-Klosters schrieb: „In diesem halben Jahrhundert hat das Kapuziner-Kloster die wechselvollen Geschehnisse von Sterkrade und Oberhausen miterlebt. In den Stürmen der Zeit waren das Kloster und die Klosterkirche für tausende unserer Bewohner Zuflucht in den geistigen, seelischen und materiellen Nöten und ein sichtbares Zeichen dafür, dass bei allem Wandel in den äußeren Verhältnissen unerschüttert das bleiben wird, was Gott seiner Gemeinde verheißen hat.“

Pater Heinz Lücker, seit Oktober 1989 seelsorglicher Leiter der Gemeinde Liebfrauen, interpretiert den franziskanischen Gedanken so: „Kirche erhebt den Anspruch, dass Menschen den rechten Weg gehen. Umso mehr müssen Kleriker, Ordensleute und pastorale Mitarbeiter im kirchlichen Dienst diesen Anspruch erfüllen, damit Kirche glaubwürdig ist und bleibt.“ Sein segensreiches Wirken und das seiner Mitbrüder brachte Stadtdechant Prälat Emil Breithecker in der ansprechenden Festschrift auf den Punkt: „Im Nachhinein betrachtet wurden die Pfarrgemeinde Liebfrauen, die Stadtkirche und die Menschen der Stadt Oberhausen mit der Gründung der Kapuziner-Niederlassung auf der Schwarzen Heide reich beschenkt. Denn die Ordensmänner zeichneten und zeichnen sich dadurch aus, dass sie die Sorgen, Nöte und Freuden junger und alter Menschen - auch weit über die Pfarrgrenze hinaus - erkennen und mittragen. Vor allem haben sie dazu beigetragen, die Pfarrgemeinde Liebfrauen mit dem geistlichen Leben zu erfüllen, von dem diese bis heute Zeugnis gibt.“

Und das ist in der Tat so. Das Gemeindeleben der rund 5.400 Katholiken in Liebfrauen gestaltet sich bunt, vielseitig und facettenreich wie die Jubiläums-Festschrift. Hier kommen der Kirchenvorstand und Pfarrgemeinderat ebenso zu Wort wie der Kirchenchor, die Katholische Frauengemeinschaft, die Katholische Arbeitnehmer-Bewegung, die Messdiener und Kommunionhelfer, der Besucherdienst und der Frauenkreis. Vorgestellt werden aber auch die besonderen Laiendienste im Gottesdienst, Katecheten- und Seniorenarbeit, die Firmvorbereitung, die Katholische Öffentliche Bücherei, der Kreativkreis, Fairer Handel in

der einen Welt, die Theatergruppe, Kindergärten, die Katholische Junge Gemeinde und das Franziskus-Haus. Bei genauerem Hinsehen wird deutlich, dass die gestellten Aufgaben nicht oberflächlich gelöst und vor allem auch missionarische Anliegen und Projekte sehr engagiert unterstützt werden. Bewusstseinsbildung wird in allen Bereichen und für alle Alters- und Zielgruppen groß geschrieben.



Pater Richard Duthowiak, Provinzial der Rheinisch-westfälischen Kapuziner-Provinz, traf beim Jubiläum viele bekannte Gesichter

Wie in jeder anderen Oberhausener Pfarrgemeinde gibt es in Liebfrauen natürlich auch Schwierigkeiten und Probleme. Vielen engagierten und praktizierenden Christen fällt es im Zuge der Gemeindeerneuerung schwer, den Sprung von der versorgten zu der sorgenden Gemeinde zu schaffen. Denn über viele

Jahre hinweg sind die Menschen hier gleich von mehreren Priestern versorgt worden. So sind Wortgottesdienstleiter, Kommunionhelfer und Katecheten wie auch andernorts zwar schon seit Jahren regelmäßig im Einsatz, aber nicht immer wird die tatsächliche Notwendigkeit eingesehen.

Eines aber ist ganz sicher in der Pfarrei Liebfrauen gelungen: nämlich die Geschichte wach zu halten, den Herausforderungen der Gegenwart zu begegnen und mutig den Blick in die Zukunft zu richten. Dies zeigt



Auch die Kleinsten der Gemeinde feierten beim „Fest der Generationen“ aktiv mit

auch der zunächst banal anmutende Titel der Festschrift „Gestern - Heute - Morgen“. „Nur wer die Vergangenheit reflektiert, die gegenwärtige Situation beleuchtet und Mut zum Blick in die Zukunft hat, verschließt sich nicht dem Wandel, dem Gesellschaft und Kirche unterliegen“, ist sich die Pfarrfamilie sicher. Ein Spiegelbild dieser Devise boten die Jubiläumsfeierlichkeiten, und hier insbesondere das „Fest der Generationen“ und der zukunftsweisende Festvortrag von Professor Dr. Ehrenfried Schulz aus München zu dem Thema „Kirche am Beginn des dritten Jahrtausends - Ziele, Perspektiven und Handlungsmuster einer Pastoral, die Schwerpunkte setzt und in die Zukunft schaut“.

Der Lehrstuhlinhaber für Religionspädagogik und Kerymatik machte deutlich, dass die Präsenz der Kirche in der Gesellschaft immer noch enorm ist. „Die wichtigste Aufgabe“, so Schulz, „für die wir Verantwortung tragen, ist die Erhaltung einer lebenswerten Zukunft für die nachfolgenden Generationen.“

Der Professor machte keinen Hehl daraus, dass die Kirche es gegenwärtig unleugbar mit einer der schwersten Krisen bei der Tradierung des Glaubens zu tun habe. Und er verkannte auch nicht, dass die Zeit der Umbrüche in der Kirche nicht problemfrei bleibt. Dennoch zeigte er sich optimistisch, dass Gemeinden und Seelsorger, Bistumsleitungen und Theologen gemeinsam als wanderndes Gottesvolk angstfrei in die Zukunft schauen können in der Gewissheit, den Beistand Gottes zu haben.

„In allem geht es darum, die geschwisterliche Gemeinschaft der Gläubigen wieder als das innere Wesen der Kirche zu sehen und den alten Gedanken der ‚Communio‘, der die Urkirche ausgezeichnet hat, wieder zu verlebendigen“, betonte der Festredner.

„Die Kirchen können sich aus der Auseinandersetzung um die Zukunft von Individuum und Gesellschaft nicht heraushalten“, zeigte sich Schulz überzeugt. „Kirchen brauchen nicht zur Avantgarde des gesellschaftlichen Fortschritts gehören, sie sollen auch nicht den gesellschaftlichen Fortschritt verteufeln, aber sie sollen Advokat der Armen, Leidenden und Entrechteten sein“. Und er warnte: „Eine Kirche, die lediglich um ihr eigenes Ansehen besorgt ist, verliert ihre evangelische Kraft. Die Kirche wird nur dann Salz der Erde, Licht auf dem Berg, Schatz im Acker und Sauerteig für die Welt sein, wenn sie sich selbst treu bleibt und nicht müde wird, die Ängste und Sorgen der Menschen mitzutragen. Deshalb müssen die Mitglieder einer Gemeinde ermutigt werden, ihr Leben im Licht des Evangeliums zu sehen, zu deuten und zur Sprache zu bringen, um ihren Glauben auch in einer zunehmend ungläubigen Umwelt leben zu können“, brachte der sympathische Priester sein Konzept auf den Punkt, dessen Realisierung jedoch zusehends schwieriger wird. Denn der Priesternachwuchs ist stark rückläufig und so werden in Zukunft immer mehr Laien gefragt sein, diesen Auftrag mit zu unterstützen.

Auch die Präsenz der Ordensgemeinschaften wird in unserer Stadt vermutlich weiter schwinden. Erinnert sei unter anderem an die Pallottiner-Patres, die in der - inzwischen aufgelösten - St. Vinzenz-Gemeinde Seelsorge betrieben, die Franziskus-Schwwestern, die in Liebfrauen in der Krankenpflege tätig waren, und die über 100 Jahre am St. Josef-Hospital tätigen Dernbacher Schwestern, die Oberhausen inzwischen den Rücken gekehrt haben, weil sie von ihren Ordensleitungen andernorts gebraucht wurden. Da ist es ein Glücksfall, dass inzwischen indische Ordensschwwestern eingesprungen sind. Im Bischof-Ketteler-Haus sind es die Herz-Jesu-Schwwestern, am Osterfelder St. Marien-Hospital die „Sisters of the Adoration of the Blessed Sacrament“ und am Oberhausen St. Josef-Hospital die „Medical Sisters of St. Joseph“. Sie stehen auch als Beweis dafür, dass Missionsarbeit keine Einbahnstraße ist.

Und etliche der alteingesessenen Ordensgemeinschaften sind ja immer noch vorhanden. Neben den Kapuziner-Patres die Herz-Jesu-Missionare in der Pfarrei „Zu Unserer Lieben Frau“, die Dominikanerinnen von Arenberg im St. Vincenzhaus, die Barmherzigen Schwestern von der Heiligen Elisabeth im Elisabeth-Krankenhaus, die Krankenschwestern vom Regulierten Dritten Orden des Heiligen Franziskus im St. Marien-Hospital und die Schwestern von der göttlichen Vorsehung im Marienhaus in Sterkrade. Wie lange noch, das ist eine Frage der Zeit. Denn die in Oberhausen ansässigen Konvente werden immer kleiner. Bei den Kapuzinern geht es mit dem Ordensnachwuchs derart stark „bergab“, dass sie ihre Volksmissionen inzwischen ganz eingestellt und alleine in den letzten drei Jahren die Klöster in Bocholt, Waghäusel und Offenburg aufgelöst haben. Einhergehend mit dem mangelnden Priesternachwuchs scheint die

Entwicklung fatal. Doch darf nicht vergessen werden, dass auch die Zahl der Katholiken schwindet. Diese Umbruchphase, die auch durch die bestehenden Kooperationen und geplanten Fusionen von Pfarrgemeinden deutlich wird, kann gemeistert werden, wenn sie als neue Chance begriffen wird. Gerade



Höhepunkt der Jubiläumsfeierlichkeiten: Festhochamt in der überfüllten Kirche an der Roßbachstraße mit dem Provinzial der Kapuziner, Pater Richard Duthowiak (2. v. r.), der die Liebfrauen-Gemeinde viele Jahre leitete und zugleich Guardian des Klosters war

auch um die seelsorgliche Arbeit nicht zu beeinträchtigen, können Kräfte gebündelt sowie enorme Energien und Ressourcen freigesetzt werden, um den Menschen die frohmachende Botschaft Jesu in Wort und Tat näher zu bringen. Die Priester und Ordensleute, die eines Tages vielleicht nicht mehr da sind, hinterlassen Fundamente. Diese sind stark genug, um auf ihnen die Kirche der Zukunft weiter zu bauen und den „Stürmen der Zeit“ standzuhalten.

SPORT

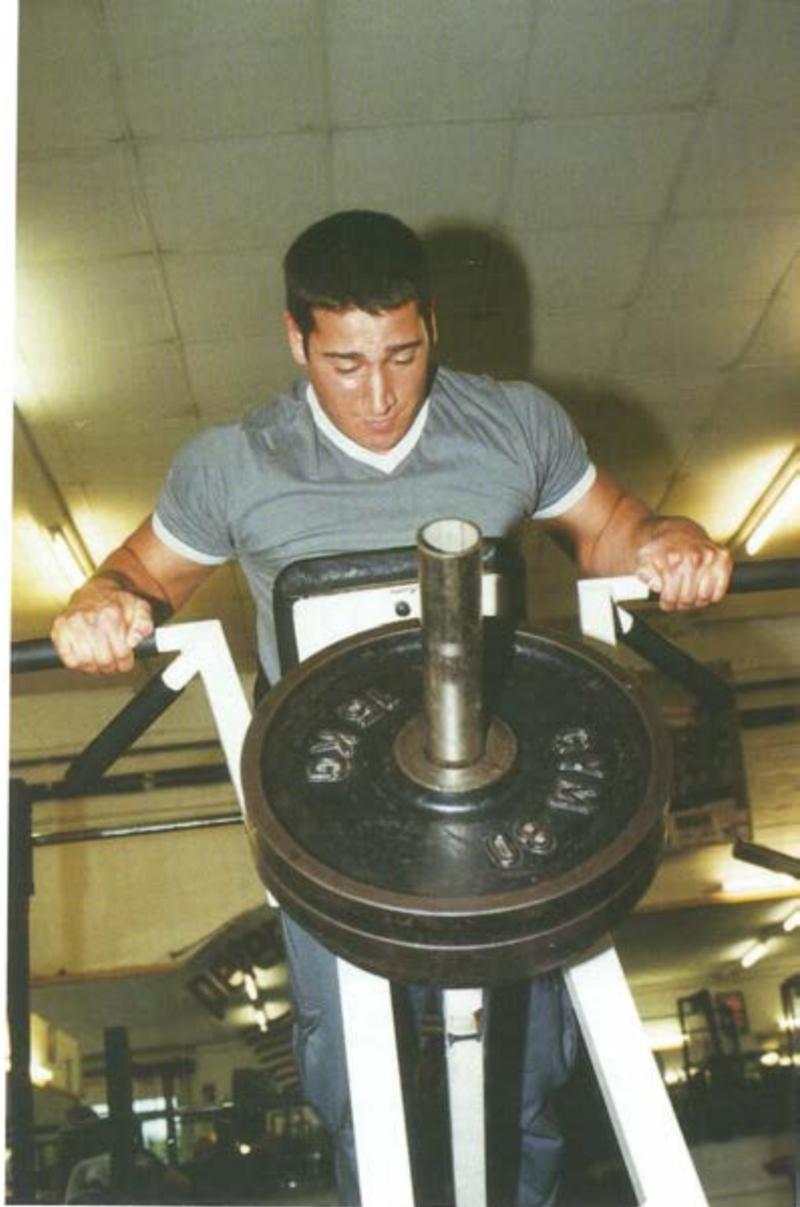
Maloche macht Muskeln

Peter Hülsender führt über harte Arbeit zum Schönheitsideal

VON GUSTAV WENTZ

Wer schön sein will, muss leiden. Die Redensart - gerne angewendet auf Frauen, die sich in die Hände von Kosmetikinstituten und/oder Schönheits-Chirurgen begeben - gilt kaum irgendwo sonst wie in „Peter's Gym“. Da wird ein Schönheitsideal angestrebt, das wohl nicht unbedingt jedermanns Sache ist, aber jeder Mann (und jede Frau), der (oder die) sich ihm verschrieben hat, weiß, was sich dahinter verbirgt. Hier werden Muskeln aus Stahl gemacht - und das ist wortwörtlich zu nehmen, denn der Weg zum Idealkörper führt über anstrengende Arbeit am Eisen.

Was früher „Sportstudio“ hieß, heißt längst „Gym“. Das ist die amerikanische Verkürzung und Version des altherwürdigen griechischen „Gymnasion“, in dem nicht Mathematik oder Philosophie vermittelt wurden, sondern körperliche Kraft, Wendigkeit, Geschicklichkeit. Auch mit „Fitness-Studios“ hat so ein „Gym“ nichts zu tun. Hier dominieren nicht chromblitzende Geräte, die viel zu schön blinken als dass man glauben könnte, sie würden zu den dort propagierten Zielen von „Wellness“ oder „Beauty“ führen.



Der Weg zum Idealkörper führt über anstrengende Arbeit am Eisen

Hier beherrscht der nackte, kalte Stahl, gepresst und geformt zu Hanteln und Scheiben, die Szenerie. „Hier wird noch richtig malocht“, sagt Peter Hülsender knapp.

Der unumstrittene Chef der heimischen Bodybuilder-Szene weiß, wovon er spricht. In der ganzen Region an Rhein und Ruhr gibt es niemanden, der kundiger und kompetenter ist, wenn es um den Aufbau von Muskulatur geht. Und die steht eindeutig im Mittelpunkt. Bizeps und Latissimus sind hier zu formen, zu modellieren und am Ende vorzuführen. Am Ende,



Nackter, kalter Stahl, gepresst und geformt zu Hanteln und Scheiben, beherrscht die Szenerie

das heißt: Wenn man Bodybuilding als sportliche Disziplin begreift, dann stellt sich der Besitzer des gestählten Körpers, des sorgsam aufgebauten Kunstwerks aus Fleisch und Blut nicht nur dem Publikum, sondern auch den Augen einer strengen Jury. Diesen Blicken bleibt nichts verborgen, wenn die Athleten, wie sie sich selbst bezeichnen, sich am Ende eines langen Prozesses zur Pflicht und zum finalen Kür-Posen in Positur stellen. Sechzig Sekunden nur dauert die Kür, bei der die Nachfolger von Herkules & Co Muskeln spielen lassen, von deren Existenz der Normalmensch allenfalls eine dunkle Ahnung hat. Sechzig Sekunden, für die monatelang gearbeitet worden ist.

Hülsender hat sich im wahrsten Sinne des Wortes hoch gearbeitet. Begonnen hat „Mr. Bodybuilding“, wie ihn eine Fachzeitschrift mal nannte, nämlich im Keller des Jugendheimes der Pfarrei Herz Jesu im

Herzen Alt-Oberhausens. In den 60er Jahren war der sympathische und ruhige („in der Ruhe liegt die Kraft“) einstige Babcock-Angestellte auf den Bodybuilding-Trip gekommen. Expander und Stahlspiralen waren damals groß in Mode, aber diese Instrumente reichten bald nicht mehr, um die Schultern auf gewünschte Breite zu bekommen, um dem Oberarmmuskel den begehrten „doppelten Bizeps“ zu verpassen.

Mit jungen Leuten aus der Pfarre arbeitete Hülsender gern (und kostenlos) zusammen, aber als aus dem Jugendheim eine Einrichtung „Ganz Offene Tür“ wuchs, wurde der Platz benötigt. Hülsender machte aus dem Hobby einen Beruf, wagte den Schritt in die Selbstständigkeit. Regelmäßige Besuche im Mekka der Bodybuilder, in Kalifornien, bestärkten ihn in seinem Vorhaben. „Peter's Gym“, so benannt nach den weltberühmten Einrichtungen „Gold's Gym“ und „World Gym“ (wo einer wie Arnold Schwarzenegger trainierte) standen bei der Namensgebung Pate; an der Fal-

kensteinstraße stand sein erstes „Gym“, bevor er zur Rolandstraße umzog.

Das geschah in den 70er und 80er Jahren, und als die Body-Welle vollends nach Mitteleuropa überschwappte, war Hülse sender bestens positioniert. Aber er machte nicht jeden Trend mit, verzichtete auf modischen Schnickschnack, sondern blieb ein Traditionalist. Natürlich wusste er da längst, wie wichtig die richtige Ernährung beim Muskelaufbau ist. Mit medizinischer Beratung und Anleitung baute er darum auch Kurs-



sender, sind dankbar, wenn eine starke Rückenmuskulatur sie entlastet.

Das ist ein Grund dafür, dass längst nicht mehr die „Muskelmänner“ ihn aufsuchen. Viele Sportler - und nicht nur aus dem breiten Spektrum des so genannten „Kraftsports“ - kamen und kommen zu Peter Hülse sender. Die Gewichtheber Rolf

„Mr. Bodybuilding“ vor seinem „Gym“ an der Rolandstraße

Milser und Norbert Bergmann etwa oder der Ringer Heinz Eichelbaum, allesamt Olympiateilnehmer, mit nationalen und

internationalen Titeln dekoriert, sind Stammgäste. Eichelbaum: „Es ist ideal hier. Wir müssen nach unserer aktiven Laufbahn ja abtrainieren, sonst wird das Muskelgewebe schlapp und schlaff. Und ich muss sagen, dass der Peter ein Klasse-Trainer ist. Er weiß, was wir brauchen, gibt die richtigen Tipps und stellt gern ein entsprechendes Trainingsprogramm auf, das individuell zugeschnitten ist.“ Einschließlich der passenden Diät, versteht sich.

Aber auch jungen Leuten, die aus dem „Rohmaterial“ kräftiger Körper einem Ideal à la Schwarzenegger nachstreben, ist Hülse sender ein gefragter Berater. Immer noch hat er etliche Athleten

in seinem „Gym“, die bei regionalen und nationalen Meisterschaften der Athletik-Zunft absahnen. Wer von Hülse sender kommt, weiß die Branche, ist bestens geschult. „Weil hier noch richtig malocht wird“, nennt der Trainer das Erfolgsgeheimnis. So einfach ist das also.



Auch der ehemalige Olympia-Ringer Heinz Eichelbaum (r.) hält sich bei Peter Hülse sender für seine Veteranenwettkämpfe fit

folgen auf - zur Gewichtsabnahme ebenso wie zur Gewichtszunahme und vor allem zu einem speziellen Rückentraining. Schwache Wirbelsäulen, weiß Hül-



*Umgebaut zum Technischen Rathaus
der Stadt: Das Gebäude der ehemaligen
MAN/GHH-Hauptverwaltung in Sterkrade*

STADTENTWICKLUNG

Ein starkes Stück Sterkrade

*Das Technische Rathaus
belebt einen ganzen Stadtteil*

VON MARTIN BERGER

Bahnhofstraße 66: Ein starkes Stück Sterkrade. Rund 800 Beschäftigte „pilgern“ (werk-)täglich zu dem gläsernen, blauen Kasten, der sieben Stockwerke hat und mitten in Sterkrade liegt. An den Ort, wo einst die Gutehoffnungshütte von 400 Leuten verwaltet wurde. In ein Gebäude, das in den Jahren von 1904 bis 1906 zunächst zur Vereinigung der zerstreut liegenden Konstruktionssäle und kaufmännischen Büros und damit zur Vereinfachung der Betriebe in einem übersichtlichen Zentralbüro erbaut wurde. Die Eingangshalle diente als repräsentativer Empfangs- und Ausstellungsraum für die Modelle der Erzeugnisse der Sterkrader Betriebe. Aber die Hütte gibt's ja nicht mehr. Und so ist aus dem ehemaligen Hauptverwaltungsgebäude der GHH Sterkrade in der Zeit vom 19. April 1999 bis zum 1. März 2002 das Technische Rathaus entstanden.

Damit erfolgte die Fertigstellung vier Monate früher, als ursprünglich vorgesehen. Der Rauminhalt beträgt 130.000 Kubikmeter, die Bruttogeschossfläche rund 32.000 Quadratmeter. Der gesamte Umbau erfolgte nach den neuesten technischen Erkennt-

nissen und natürlich behindertengerecht. Eines der wichtigsten Ziele ist die Bürgerfreundlichkeit, die insbesondere durch zwei Service-Center sichergestellt ist. Es handelt sich hierbei um ein Beratungs-Center für Häuslebauer und ein Service-Center zur Einsichtnahme von Bauakten u. ä.

Betreiber des Technischen Rathauses ist die Oberhausener Gebäudemanagement GmbH (OGM), die eine Fläche von rd. 26.000 m² angemietet hat. Genutzt werden die Flächen von der WBO Wirtschaftsbetriebe Oberhausen GmbH (ca. 4.000 m²), von der Stadt Oberhausen (ca. 14.800 m²) und von der OGM GmbH (ca. 7.550 m²). Nach Fertigstellung des zweiten und drit-

steten gefüllt und von einem Umzugsunternehmen aus allen Himmelsrichtungen Oberhausens zum Technischen Rathaus gebracht worden.

Und irgendwie sind die Sterkrader auch richtig stolz auf ihr „neues“ Rathaus. „Sterkrade ist das Hauptnebenzentrum der polyzentrischen Stadt Oberhausen und als Nahversorgungsstandort nicht nur wegen des beliebten Wochenmarktes, sondern auch wegen seines guten Branchenmixes bekannt. Mit Ausnahme des ehrwürdigen historischen Rathauses, in dem sich unter anderem die Bezirksverwaltungsstelle befindet, war Sterkrade in Sachen Verwaltungsaufgaben fast bedeutungslos. Das hat sich jetzt geändert. Das zu einer Ruine mutierende ehemalige GHH/MAN-Gebäude wurde zu einer Bilderbuch-Investition, der Standort aufgewertet und der Einzelhandel erheblich beflügelt“, findet Manfred Assmacher, der Vorsitzende der Sterkrader Interessengemeinschaft (STIG).

Es war am 16. März 1998, als der Rat der Stadt beschlossen hatte, Teile der öffentlichen Verwaltung, vornehmlich die technischen Bereiche, in den Stadtteil Sterkrade zu verlagern. Einer, der die gesamte Entwicklung - von der Idee bis zur Eröffnung des Technischen Rathauses - mit begleitet hat, ist der Be-

zirksvorsteher von Sterkrade, der SPD-Stadtverordnete Dieter Janßen. Er meint: „Mit dem Begriff Strukturwandel wird auch die große kommunalpolitische Herausforderung erfasst, die Hinterlassenschaften der ehemals im Gesamtbild der Stadt allgegenwärtigen Großindustrie einer sowohl mit Blick auf die Schaffung neuer als auch mit Blick auf die Stabilisierung bestehender Arbeitsplätze sinnvollen Folgenutzung



*Hell und freundlich gestaltet:
Der Eingangsbereich mit der „Information“*

ten Bauabschnittes sind im April 2002 ca. 4.500 laufende Meter Akten aus den alten Büros in das Technische Rathaus transportiert und ca. 4.500 m³ Material und Ausstattungsgegenstände bewegt worden. Knapp 9.000 Umzugskartons sind von den Bedien-



Weithin sichtbar prangt das Logo der Stadt an der Fassade

zuzuführen. An vielen Stellen im Stadtgebiet lässt sich belegen, dass sowohl ehemalige Industrie-
flächen, als auch nicht mehr für industrielle Produk-
tion und Verwaltung benötigte Gebäude eine neue Zu-
kunft durch eine neue Nutzung erhalten haben. Auf
vielen Flächen, in viele Gebäude ist neues Leben ein-
gekehrt, sind neue Arbeitsplätze entstanden und wer-
den noch entstehen."

Der Sterkrader Bezirksvorsteher weiter: „Beson-
ders im Stadtteil Sterkrade, der vornehmlich in sei-
nem zentralen Ortskern über Jahrzehnte hinweg
durch die vorhandene Großindustrie der Gutehoff-
nungshütte geprägt worden ist, hat sich der Rückzug
der stahlverarbeitenden Industrie an zentraler Stelle
deutlich bemerkbar gemacht. Hier galt und gilt es, ei-

nen Rahmen mitzugestalten, der den Stadtteil Sterk-
rade mit seinem Zentrum weiter stabilisiert und nach
vorne bringt. Ein erster, wichtiger Schritt war die Er-
richtung des Hirsch-Centers, das den Einzelhandel
der Innenstadt ergänzt und noch weitere Entwick-
lungspotenziale in naher Zukunft bietet. Schwer-
punkt war und ist es, ehemalige innenstadtnahe In-
dustrieflächen nicht brachliegen zu lassen und dabei
vorhandene Strukturen sinnvoll zu ergänzen. Ein sol-
cher Schwerpunkt kann auch für die Entwicklung der



Der Paternoster darf weiter fahren

unmittelbar gegenüberliegenden MAN-Brachfläche
gelten. Hierzu sind jedoch noch Rahmenbedingungen
zu vereinbaren, die auch die soziale und städtebauli-
che Verantwortung der ehemaligen Grundstücksnut-
zer im Mittelpunkt behalten."

Doch zum eigentlichen Kern, dem Bau des Technischen Rathauses in Sterkrade: Die Entscheidung zur Errichtung des Technischen Rathauses, mit der ganz praktisch eine drohende Gebäuderuine in der zentralen Innenstadtlage von Sterkrade verhindert wurde, hat viele positive Aspekte und ist ein Faustpfand, das die Stadt Oberhausen eingelöst hat. Neben der städtebaulichen Attraktivitätssteigerung an exponierter Stelle in Sterkrade durch die ansprechende Fassaden- und Außengestaltung, der Abarbeitung eines Investitionsvolumens in Höhe von rund 30 Mio. Euro in erster Linie durch das örtliche Handwerk sowie einem bürgerfreundlich zusammengefassten Angebot kommunaler Dienstleistungen unter einem Dach steht hier insbesondere die Stabilisierung der Sterkrader Innenstadt im Mittelpunkt. Gut 800 Beschäftigte sorgen dafür, dass Kaufkraft in der Sterkrader City gebunden wird, dass dem örtlichen Handel und der örtlichen Wirtschaft nicht nur Stabilität, sondern auch Ent-

wicklungspotenziale erhalten werden. Ein weiterer wichtiger Aspekt ist, dass mit der Übernahme von kommunaler Verantwortung ein Signal für eine Investitions- und Standortentscheidung gestellt worden ist. Mit dem Neubau des Verwaltungsgebäudes der MAN/GHH im Bereich Grafenbusch - Werk III ist ein wichtiger Kern von mehr als 600 industriellen Arbeitsplätze in Sterkrade gesichert worden.

Wenn man jedoch von einer der oberen Etagen des neuen Technischen Rathauses einen Rundblick über Sterkrade macht, sieht man, dass sich noch weitere, ähnlich ehrgeizige Herausforderungen in naher Zukunft stellen: Mit der Verlängerung der Straßenbahn bis zum Neumarkt wird eine Option dafür aufrecht erhalten, dieses sinnvolle und nachgefragte Verkehrsmittel weiter auszubauen. In unmittelbarem Zu-

sammenhang hiermit steht die in naher Zukunft beginnende Neuerrichtung der Ost-/Westrampe, die - nach heutigen Anforderungen konzipiert - dazu beitragen wird, die Verkehrsflüsse im Sterkrader Kernbereich zu optimieren. Ein weiterer Schwerpunkt liegt auch in der Aktivierung weiterer Brachflächen, die die Kohle- und Stahlindustrie in dem Stadtteil hinterlassen hat. Mit der Entwicklung der ehemalige Zeche Sterkrade mit dem Schwerpunkt „Wohnen und Freizeit“ sowie mit der Entwicklung der Flächen im Waldteich und in der Weierheide mit dem Schwerpunkt „Industrie und Gewerbe“ werden Grundlagen dafür geschaffen, innenstadtnahes Wohnen und Arbeiten in Sterkrade zu kombinieren.

Am 27. Oktober 2002 jedenfalls war es dann so weit: An diesem Tag hat Oberbürgermeister Burkhard Drescher das Haus um 13 Uhr offiziell eingeweiht. „Sachlich zusam-

Drei Dienstleister unter einem Dach



menhängende Verwaltungsstellen unter einem Dach zu vereinen, um die Wege der Bürger zu verkürzen“, so beschreibt Drescher die Zielset-

zung des neuen Gebäudes. „Außerdem“, so der Oberbürgermeister weiter, „soll die Attraktivität des Stadtteils Sterkrade gesteigert werden.“ Ein Vorhaben, das als „gelungen“ bezeichnet werden kann.

Entstanden sind vier Gebäudeteile, in denen neben der Information und einem Infoterminal außerdem ein Servicecenter für Vermessungs- und Katasterangelegenheiten, die Büros der Stadtplanung und des Bereiches Wohnungswesen sowie der Bereiche Baugenehmigung und Bauordnung, Tiefbau und Immobilien, die Melde- und Wohngeldstelle, die zahlreichen Bereiche der Öffentlichen Ordnung und des Umweltschutzes sowie die Wirtschaftsbetriebe Oberhausen und die Oberhausener Gebäudemanagement GmbH untergebracht sind. Viele Wege führen also nach Sterkrade...



Spannenden Eishockeysport gibt es in Oberhausen vorerst nicht mehr zu sehen

SPORT

Von verbrannter Erde und enttäuschten Fans

Sportart Eishockey ist nach fünf Jahren „gestorben“

VON FRIEDEL KAUFHOLD

Sie waren mit Euphorie gestartet, hatten viele Freunde gewonnen und haben nach nur fünf Jahren einen Scherbenhaufen hinterlassen. Zum zweiten Mal übrigens, denn das zweifelhafte Kunststück schafften sie auch in Ratingen, als sie die Kleinstadt verließen, um in Oberhausen „unter idealen Bedingungen und mit

einem tollen Partner“, wie sie damals selbst begründeten, einen Neuanfang zu wagen. Die Revier Löwen Oberhausen GmbH gibt es nicht mehr und damit ist (vorerst) die Sportart Eishockey aus der städtischen Szene und ihrem Veranstaltungskalender verschwunden.

Reichlich Kohle kassierte damals die ECR Löwen GmbH für den Umzug in die Arena Oberhausen. Mit vollen Händen wurde das Geld aus dem Fenster hinaus und satten Profis in den Allerwertesten geschoben. Die umgetauften „Revier Löwen“ zeigten sich von Beginn an zahnlos und schlugen ihr Domizil im unteren Bereich der DEL-Tabelle auf.

Und trotzdem fanden sie in Oberhausen ein dankbares Publikum vor, 2000 Fans, die sich auch von noch so trüben und traurigen Vorstellungen ihres Teams, von deprimierenden Niederlagen nicht entmutigen ließen und als Stamm zu den Spielen zogen. Und einmal wurden sie für ihre Treue entschädigt: in der Saison 2000/01 setzten die Löwen zum Höhenflug an, fanden sich an der Tabellenspitze wieder und erreichten schließlich die Play off-Runde, erstmals in der Vereinsgeschichte überhaupt. 4500 Zuschauer im Schnitt füllten in dieser Saison die Arena - endlich war Oberhausen wer in der deutschen Eishockeyszene, ging es scheinbar aufwärts. Doch diesem Trend - unter anderer Geschäftsführung erreicht - setzten die

Löwen - zu alter Führung zurückgekehrt - schnell und selbst ein Ende. Lethargie in der Spielzeit 2001/02, sportlicher Rückschritt, verbunden mit nachlassendem Faninteresse. Zudem wurde das Lieblingsthema wieder gezündelt, der Dauerstreit mit der Arena-Führung neu entfacht.

Und dann liebäugelten die Verantwortlichen ein halbes Jahr mit einer eigenen Halle: ein Investor sollte den Osterfelder „Olga-Gartendom“ kaufen, umbauen und den Löwen als Spielstätte zur Verfügung stellen. Ein halbes Jahr lang waren die Verträge angeblich stets unterschriftsreif - unterschrieben wurden sie nie und irgendwann reichte es schließlich auch der eigentlich stets geduldigen Führung der Deutschen Eishockey-Liga: Im Juli warf die DEL die Löwen aus der Liga, sprich: verweigerte mangels Spielstätte die Lizenz - indes nicht nur deswegen allein. Denn die Revier Löwen GmbH, kurz vor dem Start in ihre letzte



Ein Auf und Ab war es stets mit den „Revier Löwen“

nur Geld nahm und keines gab, die Fans, die nicht in größeren Scharen kamen, die Presse, die über Schlechtes nichts Gutes schrieb, die Sponsoren, die nicht genug Geld gaben. Da zählte nicht, dass die Arena ein paar Mal die ursprüngliche Miete gesenkt hatte und auch bereit war, in Eigenregie weiter zu machen, dass kaum neue Sponsoren akquiriert wurden, dass die Fans auch in schlechten Zeiten die Treue hielten, dass von eigenen Fehler nie die Rede war, weshalb aus ihnen auch nicht gelernt werden konnte.

Dafür gehen die „Träumereien“ weiter, etwa die des Revier Löwen Oberhausen e.V., der weiter lebt (ersatzweise: dahin vegetiert), der nach wie vor von Dom und Investor redet, sich ohne Geld in der Tasche nach einer neuen ungeeigneten Eishallenmöglichkeit (eine alte Fabrikhalle hinter der Schilda-Halle) umsieht. Die Realität sieht anders aus: Beim Finanzamt läuft aus früheren Jahren noch ein Verfahren; dazu kommt die hinterlassene „verbrannte Erde“, denn in Anbetracht der immensen Verbindlichkeiten ohne große Gegenwerte bleiben wahrscheinlich viele Gläubiger der GmbH auf ihren Forderungen sitzen.

Die Hoffnung der einfachen Sportfreunde, nochmal ihre Lieblingssportart Eishockey in einer Topliga „vor Ort“ sehen zu können, ruht einzig auf die König-Pilsener-Arena, die ihren Plan, ein Eishockeyteam in Eigenregie, noch längst nicht aus den Augen verloren hat. Und diese Konstellation, sagen die Experten landauf, landab, ist die einzige Möglichkeit, diese kostenträchtige Sportart auf Dauer zu installieren...



Bis zu 4500 Zuschauer füllten in der Saison 2000/01 die Arena

Saison von den Gesellschaftern durch eine Einlagen-spritze gänzlich entschuldet, hatte wieder einen ordentlichen Schuldenberg angehäuft. Von 1,5 Millionen Neuschulden war die Rede - da war der Gang zum Insolvenzgericht wohl überfällig.

Schuldige für den Niedergang? Will jemand den zuletzt Verantwortlichen, Günter Engel (Hauptgesellschafter), Annelie Proboszcz (Geschäftsführerin) und Stefan Dittmann (Manager) glauben, dann waren es alle anderen, nur sie selbst nicht. Die böse Arena, die

SZENE

Die Theke als Bühne

*Wechsel im Theaterrestaurant
Falstaff*

VON MICHAEL SCHMITZ

Der Wirt ist schon sagenumwoben, bevor er 1987 seinen Traum zu verwirklichen beginnt und das Theaterrestaurant übernimmt. Umbau bis April 1988. Es ist kein Witz der Geschichte, sondern Wirklichkeit pur. Um Haaresbreite hätte das Juwel an der Ebertstraße „Falstaff“ geheißen. Das Schild ist schon fertig. Der damalige Intendant des Musiktheaters, Dr. Fritzdieter Gerhards, wusste nicht, wie man die Verdi-Oper richtig schreibt, nach der das neue gastronomische Schmuckstück des Musentempels benannt werden soll. Gerhards gesteht, dass er in Musik immer eine Fünf gehabt hat, der Chronist ist stolz darauf, zu denen zu gehören, die den Fehler berichtigt haben. Das Ding heißt „Falstaff“.

Das Theaterrestaurant war mal Legende, in den Fünfzigern schon, in den Sechzigern noch. Zu den Söhnen der damaligen Wirtsleute zählte der spätere Oberhausener WM-Schiedsrichter Jochen Weiland. Ein anderer Sohn zog im benachbarten Ebertbad beängstigend schnelle Bahnen. Wenn die Gäste den Deckel rund hatten und wie üblich nicht bezahlen konnten, gingen sie ein paar Meter weiter zu Mutti Müller ins Café.



*Walter Schwill hat die Regie übers
„Falstaff“ an Frank Braun übergeben*

Neue Wirtsleute kommen, die Luft des Besonderen verweht. Schlagzeilen macht das Theaterrestaurant allenfalls noch alle paar Jahre als Wahllokal, ein paar Theaterleute und auch einige Besucher drücken sich noch in den nicht immer wirtlichen Ecken. Dann kündigt die Stadt dem Pächter-Ehepaar. Walter Schwill, der Zeit seines 1965 im noch legendäreren „Pferdestall“ begonnenen Wirtelebens davon geträumt hatte, ein Restaurant für Schauspieler und ihre Fans zu betreiben, kommt nach vielen Umwegen an die Ebertstraße. Plötzlich sieht die einstige Kaschemme aus wie ein sanfter Pub mit ordentlichem Restaurant-Ambiente. Das gefällt auch dem damaligen Intendanten,



Eine literarische Reise durch das Theater führt auch durchs Falstaff

der zwar „Fal(l)staff“ nicht fehlerfrei schreiben kann, dafür aber heute noch einen Deckel bei Walter Schwill offen hat. Denn so heißt der Wirt, der dort Platz genommen und im Juni 2002 eben diesen geräumt hat.

Es ist möglicherweise wenig schicklich, einige Zeilen zu einem ja eher normalen Wechsel von Wirtsleuten in einer Gaststätte zu verlieren. Aber das „Falstaff“ ist weder eine Gaststätte noch ein Restaurant, noch eine Kneipe, noch ein Lokal. Das „Falstaff“ ist Kult. Denn es hängt am Tropf von Kulturellen. Keine Vorstellung, wenig Gäste. Theaterferien, Wirteferien. Ohne Künstler wenig Kundschaft. Eine Botschaft, die Walter Schwill schnell versteht. Zumal er weiß, wo er sich bewegt. Theater-/Marienviertel, gehobene Wohnlage, gut bezahlte Beamte, Lehrerehepaare, auch ein paar freischaffende Unternehmer können



Auch Politik schreibt Legenden im Falstaff: Der verstorbene Finanzminister Schleißer mit SPD-General Groschek



Künstler feiern ihre Premiere am Stammsitz

sich das leisten. Walter Schwill hat Geduld, bald richten Lehrer, Wirtschaftsprüfer, Richter und andere Menschen, die als Schüler und Studenten schon den „Pferdestall“ bevölkerten, im „Falstaff“ ihren Stammtisch ein.

Seinem Konzept bleibt der alte Ritter aus dem „Pferdestall“ treu: Das Bier nicht so ganz kalt, eine gesunde Mischung aus fest angestelltem und freiem Personal. Für das Pausengeschäft bieten sich Schüler oder Studenten geradezu an. Die Schülerinnen waren immer ansehnlicher, die Studentinnen auch. Ich glaube nicht, dass es einen Tresen in Oberhausen gibt, an dem ich mich so oft verknallt habe. Meistens mit kurzfristigem Erfolg. Die letzte Liebe wird ewig halten.

Walter Schwill wird heute noch der Meinung sein, dass ich an seinem Tresen mehr geschlafen als getrunken oder geflirtet habe, es wird schon Mal fünf Uhr nachts, bis er mich geweckt hat und nach Hause schicken kann. Das sind die Nächte, in denen ich von Sängerinnen oder später Schauspielerinnen träume, die mich verschmähen. Namen werden nicht genannt,

wer will schon tolle Frauen beleidigen. Außerdem habe ich nach langem Baggern ja den Schatz gehoben.

Schluss hat Walter Schwill gemacht. Nicht mit mir. Er hat einen würdigen Nachfolger gefunden. Gastronom wird von Gastronom abgelöst. Der Neue ist sogar erblich extrem vorbelastet. Wischermann-Gastronomie, das ist die Mutter. Gepaart ist sie mit Norbert Braun, Hotel „Zum Rathaus“, das ist der Vater. Das ist der Stoff, aus dem die gastronomischen Träume wachsen. Frank Braun führt das „Falstaff“ seit ein paar Monaten mit seiner ebenso blutjungen wie bildhübschen Lebensgefährtin. Beide haben das Gastro-Fach gelernt, mit allem Drum und Dran. Manch Unkenrufen ewig Gestriger zum Trotz wird verdammt gut gekocht, das Bier ist etwas kälter geworden, die Gäste sind (noch) ein Karussell derjenigen, die sich



Kult ist Kadim im Service

nicht an Neues gewöhnen mögen. Irgendwie wie Verdi. Es ist ein Maskenball, ein Nabucco: „Teure Heimat, wann seh' ich dich wiehiehieder.“ Die Gäste werden sie wieder finden, jetzt bei Frank Braun.

SPORT

Vom grünen Tisch in die erste Bundesliga

OTHC komplettiert das Trio der Oberhausener Erstligavereine

VON FRIEDEL KAUFHOLD

Das Trio ist komplett. In unterschiedlichen Sportarten stellt Oberhausen jetzt drei Vereine, die im jeweiligen Oberhaus einen Platz belegen. Nach den Schützen des Bogen-Sport-Clubs Oberhausen und den Basketballerinnen von New Basket Oberhausen schaffte auch der Oberhausener Tennis- und Hockey-Club den Sprung in die Erstklassigkeit. Die Mannschaft stieg in die erste Bundesliga auf - am „grünen Tisch“.

Vor drei Jahren hatte der Verein, der einst von der idyllischen Anlage im Kaisergarten in die Nachbarschaft von Centro und Gasometer zog, freiwillig seinen Platz im Oberhaus geräumt. Das Geld war ausgegangen, als das Centro „seinen Werbeträger“ nicht mehr mit einer Viertel Million Mark pro Saison sponserte. Ein „reicher Nachfolger“ fand sich nicht, der bereit war, eine Summe in ähnlicher Größenordnung auf den Tisch zu blättern.

Neuanfang in der Zweiten Liga und Gründung von TopTennis, einem Zusammenschluss, der sich die Förderung des Nachwuchses und das Sponsoring des OTHC auf seine Fahnen geschrieben hatte, verliefen praktisch parallel. In der ersten Saison im neuen Umfeld scheiterte der OTHC nur knapp am Aufstieg; Im



Jens Knippschild schlug in der Saison 2002 wieder für den OTHC auf

Vorjahr des 100-jährigen Vereinsbestehens sollte der auf jeden Fall her, um die 100-Jahr-Feier in 2003 mit der Deutschen Meisterschaft krönen zu können.

Es lief auch alles verheißungsvoll. Unter Führung von Teammanager Ulrich Kraneburg wurde eine schlagkräftige Truppe auf die Beine gestellt, die, eben laut Kraneburg, gar das Zeug und die Spielstärke habe, im Oberhaus sogar Deutscher Meister zu werden. Der OTHC marschierte durch die Liga und räumte die Gegner klar ab. Die Angst vor einem Scheitern des Unternehmens „Aufschlag zum Aufstieg“ mag vielleicht die Verantwortlichen dazu getrieben haben, ein wenig Vabanque zu spielen. Gegen den vermeintlichen Topkonkurrenten Halle setzte der OTHC mit Al-

bert Montanes einen Spieler ein, der zu den Top 50 der Welt gehörte und von daher nach einer Selbstbeschränkung der Tennisvereine eigentlich hätte nicht eingesetzt werden dürfen.

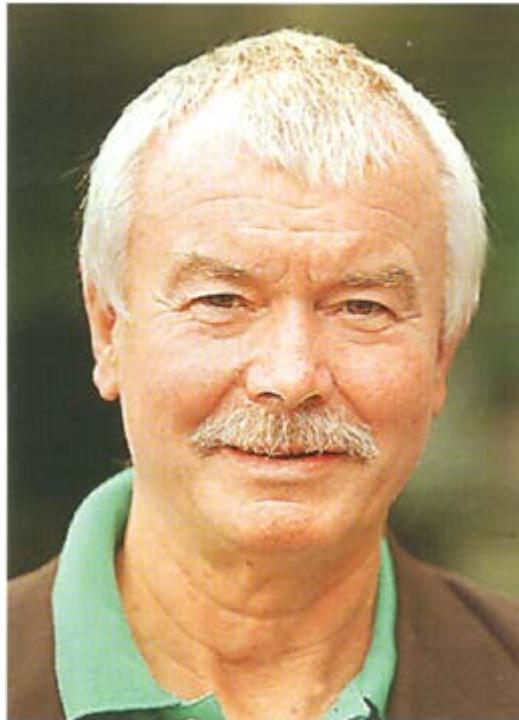
Die Oberhausener gewannen, Halle legte Protest ein. Und der Club aus dem Centro trieb es zwei Tage später noch auf die Spitze: Auch im Heimspiel gegen Siegburg setzte der OTHC-Teamchef auf Montanes

statt auf den „freiwilligen Selbstverzicht“, bei dessen Beschluss sich der OTHC seinerzeit hatte vertreten lassen. Wie gehabt: Der OTHC gewann, diesmal legte Siegburg Protest ein. Der von Halle wurde nicht anerkannt, der von Siegburg wohl: Die beiden Punkte waren futsch. Der OTHC ging als ungeschlagener Zweiter hinter Siegburg durchs Ziel - und rief seinerseits nun die Verbandsinstanzen auf den Plan. Das Sportgericht des Deutschen Tennis-Bundes als höchste Verbandsinstanz gab schließlich (im schriftlichen Verfahren) den Oberhausenern Recht - Aufstieg in die erste Bundesliga, Absage an Siegburg. Die zogen darauf hin die „Notbremse“

und verabschiedeten sich auch aus der Zweiten Liga und starten demnächst in der Verbandsliga Mittelrhein.

Der OTHC war aufgestiegen, und niemand nahm es zur Kenntnis. Weder Glückwünsche vom Deutschen Tennis-Bund, noch von der erstklassigen Konkurrenz. Die rümpfte vielmehr die Nase und machte auf der Sitzung der Bundesligavereine ordentlich Stunk. Und das umso mehr, als der OTHC auch noch mit seinem Rechtsanwalt Norbert Hiedel dort auftrat und der nicht gerade eine Figur des Ausgleichs und der Beschwichtigung abgab, sondern vielmehr seinen Auftritt ohne Fingerspitzengefühl zur Abrechnung mit den „unfähigen Funktionären“ nutzte.

Freunde hat der OTHC nicht gewonnen. Die Clubs forderten Oberhausen auf, auf den Aufstieg am grünen Tisch zu verzichten. Und das Wort vom „Boycott“ machte die Runde. Der OTHC verließ beleidigt die Sitzung, reichte gar am gleichen Abend noch eine Stellungnahme an die Presse weiter, die ebenfalls wenig diplomatisch war und das Fass neuerlich zum Überlaufen brachte. Bundesliga-Sprecher Stephan Holt-



hoff-Pförtner, Rechtsanwalt aus Essen, sagte postwendend ein erstes „Schlichtungsgespräch“ mit Kraneburg für den nächsten Tag ab und verkündete vielmehr im Namen aller acht Erstligaver-eine, dass man alle juristischen Schritte ausschöpfen wollte, das Urteil des Sportgerichtes und damit den Aufstieg des OTHC zu korrigieren. Sie führen dabei aus ihrer Sicht Formfehler an, die das Sportgericht gemacht habe, beispielsweise das

*OTHC-Teamchef
Ulrich Kraneburg*

schriftliche Verfahren. Zudem verweisen sie darauf, dass Albert Montanes für seine beiden Oberhausener

Ausflüge auch von der ATP bestraft worden sei.

Egal, ob sie damit durch kommen: auch wenn der OTHC in der Ersten Liga bleibt, er wird dort einen schweren Stand haben - weniger sportlich, denn die Mannschaft steht und sollte stark genug sein, vorn mitzumischen, vielmehr stimmungsmäßig. Bei den Auswärtsspielen dürfte Oberhausen auf allen Plätzen ein eiskalter Wind ins Gesicht wehen. Mit dem unnötigen Vabanque-Spiel hat Ulrich Kraneburg dem Verein keinen Gefallen getan, zumal es auch ohne Montanes locker zum Aufstieg gereicht hätte. In der neuen Saison gilt es für die Mannschaft und den Verein wieder kräftig das Image zu polieren und da käme die Meisterschaft gerade recht...

Blick zurück auf 2002

VON HELMUT KAWOHL

Mit der Krise um den schwer ins Schlingern geratenen und beinahe abgestürzten Babcock-Konzern machte Oberhausen im Jahr 2002 lange Zeit bedrückende Schlagzeilen in der bundesdeutschen Medienlandschaft. Zum Jahresende scheint mit der Gründung einer Auffanggesellschaft das Schlimmste abgewendet, dennoch sind zahlreiche Arbeitsplätze verloren gegangen, waren Schicksalsschläge für die Betroffenen nicht zu vermeiden. Am Boden liegen nach wie vor die Finanzen der Stadt, es muss auf allen Feldern gespart werden. Da wird viel Hoffnung in die Realisierung des Zukunftsparks O.Vision bis zum Jahr 2007 gesteckt. Ein weiterer wirtschaftlicher Hoffnungsschimmer ist die positive Entscheidung über die Ansiedlung des Lebensmittel-Großhändlers Lckerland-Tobaccoland GmbH im Gewerbegebiet Waldteich/Weierheide.

Die Bemühungen, die Innenstadtbereiche nach vorn zu bringen, wurden auch 2002 eifrig fortgesetzt: In Alt-Oberhausen erhielten die Elsässer Straße und der Lichtburg-Filmpalast ein neues Gesicht, in Sterkrade wurde in der umgebauten ehemaligen GHH-Hauptverwaltung das neue Technische Rathaus der Stadt von rund 850 Beschäftigten bezogen.

Kulturell steht im neuen Jahr der Wechsel in der Intendanz des Theaters Oberhausen bevor, das nunmehr zum fünften Mal in Folge als „beste Bühne im Rheinland“ ausgezeichnet wurde. Unter neuer Regie wieder aufwärts gehen soll es mit dem TheatrO Centro in der Neuen Mitte. Sportlich bedauern viele, dass es in Oberhausen kein Eishockey mehr zu sehen gibt, dafür sind die Basketball-Damen wieder erstklassig und die Fußballer von RWO derzeit im Höhenflug.



*Neues Theater der Kleinstädter Bühne
im ehemaligen Lito-Filmpalast Sterkrade*

Dezember 2001 / Januar 2002

Rethmann investiert 180 Mio. DM in neue Strukturen der Liricher Müllverbrennungsanlage · Verkehrsbetrieb STOAG will mit Essen und Mülheim gemeinsame Betriebsgesellschaft gründen · Land gibt 2,4 Mio. DM für Ausbau des Fraunhofer-Institutes „Umsicht“ · Nachwächter-Skulpturen in Holten aufgestellt · Neue Einsatz-Leitstelle der Polizei in Betrieb genommen · SPD-Fraktion und Rat der Stadt verabschieden Michael Groschek, der neuer Landesgeneralsekretär seiner Partei wird · Spatenstich auf dem Waldteichgelände für vierte Werkstatt des Vereins Lebenshilfe Oberhausen · NRW-Wirtschaftsministerium fördert Gasturbinen-Forschung der MAN mit 8,6 Mio. DM · André Ricu begeistert bei zwei Konzerten in der Arena · „Kommsse rauf, kannze kucken“: Neue musikalische Revue des Theaters Oberhausen feiert Silvester triumphale Premiere · Oberhausener stehen Schlange für Euros · Keine Parkgebühren im Januar wegen Umstellung der Automaten · 90 Tonnen Hilfsgüter verladen: Friedensdorf hilft Armen im Kaukasus · „Made in USA - Keith Haring, Robert Longo, Kenny Scharf, Bill Beckley“: Kunstverein zeigt in der Ludwig Galerie überdimensionale Werke amerikanischer Gegenwarts Kunst · Kleinstädter Bühne bezieht neues Domizil im ehemaligen Lito-Filmpalast in Sterkrade · Ehrennadel der Stadt für Anneliese Althoff, Annemarie Stern und Ingrid Brieden · Dienstleistungen überprüfen und Personal einsparen: Oberbürgermeister Drescher kündigt beim traditionellen Stadtempfang Wende in der Stadtpolitik an · Jugendkirche TABGHA führt Matthäus-Evangelium als zeitnahes Kultur-Ereignis auf · DFB-Pokal-Viertelfinale: RWO verliert nach guter Leistung mit 0:2 gegen Schalke 04 in der neuen Arena „Auf Schalke“



*Spatenstich für die Neugestaltung der
Elsässer Straße*

Februar

Babcock Borsig kündigt Abbau von 1000 Stellen an · „Toy Story“: Spielzeuge erwachen auf dem Eis der Arena zum Leben · 2.2.2002: Hochzeitsfieber am Schloss · Zwei wichtige Siege für RWO im Abstiegs-kampf der Zweiten Fußball-Bundesliga: 4:0 gegen Aachen und 6:1 gegen Bochum · Am Technischen Rathaus in Sterkrade wird kein Parkhaus gebaut · Umbau des Bert-Brecht-Hauses soll 2003 beginnen · Zwei Tote nach Spritztour: 14-jähriger entwendet Vaters Auto · Narren übernehmen wieder das Kommando: Fast 300 000 Menschen bei den großen Umzügen in der Stadt · Stadtdechant Emil Breithecker vom Bischof wieder ernannt · 18 Tonnen schwere Plastik „Kopf durch Bauch“ weist vor dem Schloss auf die Ausstellung „Made in USA“ hin · OB-Jugend musiziert auf hohem Niveau bei Regionalwettbewerb · NRW-Minister Michael Vesper stellt Gelder für Anstrich des Gasometers in Aussicht · Tourismus in Oberhausen wird immer mehr eine Erfolgsstory · Stadtbibliothek unter den deutschen Top 10 · Herbert Knebel setzt restlos ausverkaufte Stadthalle zweimal „Unter Strom“ · Spatenstich für Umbau der Elsässer Straße · Kriminalität in Oberhausen weit über Landestrend gestiegen · Handball-Premiere in der Arena: TuSEM Essen besiegt TBV Lemgo vor 9300 Zuschauern mit 35:34 Toren · Radikales Sparkonzept vorgestellt: Stadt will EVO und Abwasserkanäle verkaufen · Personal wird weiter „abgespeckt“ · Viel Beifall bei Musikparade der Blas- und Militärmusik in der Arena · Zukunftspark O.Vision nimmt Gestalt an · Hohe Friedhofsgebühren sorgen weiter für Unruhe in der Bevölkerung · Handwerker in Mülheim, Oberhausen und Duisburg streben Fusion an · TheatrO CentrO soll „Brutstätte für Musicals“ werden · José Carreras begeistert in der Arena



*OB Burkhard Drescher überreicht Alt-OB Friedhelm
van den Mond die Glückauf-Bronze*

März

Verkehrschao auf der Danziger Straße befürchtet: Nicht alle Bürger mögen die Straßenbahn · Grillo-park soll „aufgemöbelt“ werden · Liricher Müllverbrennungsanlage: Emissionsgrenzwerte deutlich unterschritten · Arena: Eisballett verzaubert mit „Schwanensee“ · Ehrenbürger und Alt-Oberbürgermeister Friedhelm van den Mond anlässlich seines 70. Geburtstages mit der Glückauf-Bronze der Stadt ausgezeichnet · OB Drescher legt Haushaltssicherungskonzept vor: Jede 4. Stelle bei der Stadt soll bis 2011 wegfallen · Regierungspräsident Büssow begeistert von Stadteilerneuerung im Knappenviertel · Sasha bringt die Herzen in der Arena zum Rasen · Große Rassekatzenshow in der Luise-Albertz-Halle · Einmütiges Votum für Weise-Nachfolge: Johannes Lepper - bislang Intendant des Moerser Schlosstheaters - wird zur Spielzeit 2003/2004 neuer Intendant am Theater Oberhausen · Clown Fumagalli eröffnet neue Saison im CentrO-Park · Erste Umzüge in das neue Technische Rathaus der Stadt in Sterkrade · Müllskandal: Jetzt brennt's auch in Oberhausen · Hohe Grabgebühren der Stadt in der Kritik · Geplante „Everest“-Schau im Gasometer aus finanziellen Gründen gescheitert · RWO nimmt mit 2:0-Erfolg in Reutlingen endlich Abschied von den Abstiegsrängen · Technologiezentrum Umweltschutz ist Keimzelle der innovativen Branche · Landesmittel fließen für Stadterneuerungsprojekte in Lirich und am Stemmersberg · Bahn will 77 Millionen Euro in riesigen Zugbildungsbahnhof in Osterfeld investieren · EVO senkt Gas- und Fernwärmepreise · Kanuten retten ertrinkende Frau aus der Ruhr · Rheinisches Industriemuseum zeigt Fotografien der Oberhausener „Institution“ Richard „Ritschie“ Oertel



Paul Spiegel, Präsident des Zentralrates der Juden in Deutschland, besucht die Gedenkhalle

April

1750 Gäste feiern im TheatrO CentrO die Premiere des Musicals „Falco meets Amadeus“ · Party mit viel Prominenz · 600 Jugendliche bei Sportnacht in der „open area“ im Kaisergarten · Autohaus Muhra investiert 3,5 Mio. Euro für neues Domizil in Holten · 54 neue Reiheneigenheime im Hansaviertel · Metaller streiken für mehr Lohn · „Lichtburg“ nach Umbau auf dem Weg zum „Fünf-Sterne-Kino“ · STOAG sieht sich auf glänzendem Kurs: 37,1 Mio. Fahrgäste im Jahr 2001 befördert · Neues TAS Call-Center verspricht 200 neue Arbeitsplätze · Städtische Malschule feiert 35-jähriges Bestehen · Weiterer Hilfstransport ins rumänische Ciacova gestartet · Friedensdorf plant umfangreiche Um- und Neubauten · Närrische Regenten vorgestellt: Prinz Walter III. gibt in der nächsten Session Gas · Deutscher Journalisten-Verband tagt in der Luise-Albertz-Halle · Bürger erteilen Rathaus immer bessere Noten · Workshop der Tourismus & Marketing GmbH zieht positive Zwischenbilanz des Strukturwandels in Oberhausen · Spatenstich auf Marina-Gelände in der Neuen Mitte · Paul Spiegel, Präsident des Zentralrates der Juden in Deutschland, besucht die Gedenkhalle und besichtigt die Ausstellung „Gesicht zeigen - Aktion weltoffenes Oberhausen“ · Babcock-Konzern sucht Nachfolger für Prof. Klaus Lederer · Sterkrader Einrichtungshaus Heck fusioniert mit „Porta Möbel“ · Emscher wird sauber: Spatenstich für Umbau des Hauptsammlers Oberhausen · Ludwig Galerie zeigt Kinderbuchillustrationen von Wolf Erlbruch · RWO „Kleeblätter“ feiern nach 0:0 gegen Bielefeld den Klassenerhalt · Trainer „Aleks“ Ristic ist für die Fans der Retter · Holocaust-Überlebender Sally Perel („Ich war Hitlerjunge Salomon“) spricht vor Stadtrat und Schulklassen



Aus ehemaliger Tennishalle wurde Deutschlands größter Indoor-Spielplatz

Mai

Gewerkschafter attackieren bei Maikundgebung Arbeitgeber für ihre Forderungen nach Lohnverzicht · 400 kurze Filme bei den 48. Internationalen Kurzfilmtagen im Lichtburg-Filmpalast · Großer Preis geht an einen Film aus Österreich · Ausstellungshalle von Mercedes Becker wird ein Opfer der Flammen · 68 kleine Patienten aus Angola neu im Friedensdorf · Friedhofsgebühren sorgen für Diskussionen · Britische „Merlin Entertainment“-Gruppe will Seewasser-Aquarium neben dem CentrO bauen · Eröffnung für Herbst 2004 geplant · SPD will Bücherbus nicht aufs Abstellgleis stellen · „Kulturhaus“ in der City vorgesehen · Fahne „Olympia 2012“ weht jetzt auch im Oberhausener Rathaus · „Vorfahrt“ für die Sicherheit: Verkehrswacht legt feine Bilanz vor · Concordia Immo-Service GmbH übernimmt technische Betreuung des Gasometers · Schrecklicher Fund: Polizei holt totes Baby aus Mülleimer · Junge Mutter in Haft · 30 000 feiern mit beim 52. Pfingstradrennen um den Großen Preis der Möbelstadt Rück · Ökumenischer Event-Gottesdienst in der Coca-Cola-Oase im CentrO · NRW-Kulturminister Michael Vesper und Gerard Mortier, Intendant der RuhrTriennale, stellen im Gasometer das Programm für das ehrgeizige Festival vor · Johannes Lepper, (Noch-)Intendant des Schlosstheaters Moers, unterzeichnet Vertrag für die Nachfolge von Klaus Weise am Theater Oberhausen · In ehemaliger Tennishalle am Eisenhammer eröffnet mit dem „Kidsplanet“ Deutschlands größter Indoor-Spielplatz · Warnstreik der Bus- und Straßenbahnfahrer: Tausende kommen zu spät zur Arbeit · Sterkrader Rummel eröffnet: „Die“ Kirmes des Ruhrgebiets · Bei RWO steht das „Gerippe“ für die neue Saison: Luginer und Ciuca bleiben



100 künstlerisch gestaltete Kühe sorgen im CentrO für Aufsehen

Juni

Rat verabschiedet Haushalt 2002 und Haushaltssicherungskonzept: Wille zum Sparen wird dokumentiert · Betuwe-Linie nimmt Formen an · Schulkulturtag im Bertha-von-Suttner-Gymnasium · Filiale der Deutschen Bundesbank auf dem Friedensplatz wird aufgegeben · Abbau der Belegschaft im Bergwerk Lohberg/Osterfeld geht weiter: 360 Kumpel müssen gehen · Basketball-Jugend U 18 von New Basket Oberhausen ist Deutscher Meister · TheatrO CentrO bleibt Sorgenkind: Aufsichtsrat der Grundstücksentwicklung-Gesellschaft Oberhausen besorgt über Schlingern der Art Musical GmbH · EDV-Firma DVO will Stammsitz Oberhausen aufgeben: 272 Mitarbeiter sind betroffen · NRW-Minister Harald Schartau besucht Gutehoffnungshütte Radsatzbau · Babcock-Borsig-Chef Prof. Lederer legt alle Ämter im Oberhausener Konzern nieder · OB Drescher macht Lederer für die finanzielle Schieflage des Konzerns verantwortlich · Streikende Bauarbeiter legen die Maurerkelle aus der Hand · Weder Fußball-WM noch Regengüsse können Run aufs Sterkrader Spiel- und Sportwochenende verhindern · Fitness-Center soll Markthalle in der Innenstadt beleben · Streitereien in der Geschäftsführung des DRK-Kreisverbandes Oberhausen reißen nicht ab · Richtfest am Waldteich für neue Behinderten-Werkstatt der Lebenshilfe · 100 künstlerisch gestaltete Kühe der Clou im CentrO-Einkaufszentrum · Kommunalverband kauft alte Schienenbetten: Bahndämme werden zu Fahrrad-Alleen · Besucher feiern 100 Jahre Strom und 30 Jahre Energieversorgung Oberhausen · Garten- und Landschaftsbauer beziehen bald neues Domizil in der alten Kläranlage Läppkes Mühlenbach · Revier Löwen erhalten keine Lizenz für die Deutsche Eishockey-Liga · Ex-Bochumer Klaus Hilpert wird neuer Manager bei RWO · Stadtparkasse will 2003 sechs Filialen schließen



Karikaturen des Sammlers Ludwig Fotter im Schloss

Juli

Spiel, Spaß und Fragen beim Tag der offenen Tür der GMVA: Tausende zieht es zu den Müllbergen · Stadt der guten Hoffnung bangt um Babcock-Zukunft · Belegschaft demonstriert vor dem Landtag · Bundeskanzler Gerhard Schröder kommt · Sterkrader Kaufleute sehen Gefahr im Falle einer Erweiterung des Hirsch-Einkaufszentrums · Königshardter Hartmannschule feiert 125-jähriges Bestehen · Japanisches Fernsehen auf historischer Spurensuche bei der GHH · Kunsthaus Haven öffnet wieder seine Ateliers · Prof. Fahlenkamp gibt Leitung des Fraunhofer Institutes „Umsicht“ auf · Rat wählt Essenerin Petra Kersten-Rettig (SPD) zur neuen Jugend- und Sozialdezernentin und Recklinghäuser Dirk Buttler (CDU) zum neuen Ordnungsdezernenten · Mutter und ihre zwei Kinder sterben bei Wohnungsbrand in der Johann-Schäfer-Straße · Polizei geht von Verzweiflungstat aus · Tiertransporter verunglückt: Schweine flüchten auf die A 3 · Ludwig Galerie zeigt im Schloss Karikaturen des Sammlers Ludwig Fotter · Stadt trauert um Ex-Bürgermeister Bernhard „Berni“ Oesterschlink · Bundesweit einzigartige biologische Station soll ins Haus Ripshorst einziehen · Jugendliche aus acht Nationen treffen zur „Multi 2002“ in Oberhausen ein und wollen eine Brücke für Frieden und Freundschaft bauen · Dreiste Langfinger vergreifen sich an Dessous-Laden: Beute im Wert von 50 000 Euro · Wirtschaftsbetriebe Oberhausen arbeiten im Kaisergarten ökologisch und ökonomisch mit großem Erfolg · Arbeitsgericht entscheidet: DRK muss Geschäftsführer weiter beschäftigen · Berufsförderungswerk wird umgebaut und renoviert · Burgfest auf Vondern entführt ins Mittelalter · Sommerhitze treibt die Bürger in die Schwimmbäder



Ein Friedhof wird zur Kulisse für Dreharbeiten mit den „Missfits“

August

Nach schwerem Gewitter: Schlammschäden legen Sommerbad Alsachtal lahm · Brutale Rowdys brechen Schwan im Kaisergarten einen Flügel · Förderkreis Saporoshje muss Lager im Bunker Eisenheim aufgeben und findet auf ehemaligem Betriebshof an der Straßburger Straße neues Domizil · Bürger mit Dienstleistungen zufrieden: Gutes Zeugnis für Stadtverwaltung · Nur das CentO saht beim Sommerchlussverkauf groß ab · Verdacht der Steuerhinterziehung: Gründer von „Turbinenhalle“ und „Blue Moon“ in Untersuchungshaft · Friedensdorf gibt 107 Kindern aus acht Krisengebieten neue Hoffnung · IHK-Präsident Dirk Grünewald verlangt mehr Lehrstellen · Oberhausen hilft den Flutopfern im Osten · Berufsfeuerwehr und THW schicken Fahrzeuge ins befreundete sächsische Freital · Auffanggesellschaft soll Babcock stabilisieren · NRW-Verkehrsminister Schwanhold: Betuwe-Linie mit drittem Gleis und Lärmschutz · Musical „Falco meets Amadeus“ droht das Insolvenzverfahren · Im ehemaligen Verwaltungssitz der Zeche Oberhausen eröffnet das „Hostel Veritas“, ein Hotel für gesellige Individualisten · „Hochwasser“ in Alstaden nach Bruch der Hauptwasserzuleitung · Theater-Intendant Klaus Weise eröffnet seine letzte Spielzeit in Oberhausen · Friedhof St. Marien wird zur Filmkulisse für WDR-Produktion „Der Tod ist kein Beinbruch“ mit dem Kabarett-Duo „Missfits“ · Fraunhofer-Institut UMSICHT nimmt neues Kraftwerk in Betrieb · Sozialer Kahlschlag droht: Wohlfahrtsverbände über Kürzung der Landesmittel besorgt · 300 junge Menschen suchen in Oberhausen einen Ausbildungsplatz · 84 offene Stellen stehen dem Arbeitsamt nur zur Verfügung · Theater-Regisseur Ulrich Greb wird ab der Spielzeit 2003/2004 Intendant am Schlosstheater in Moers



Auch die Kleinsten waren beim 1. Oberhausener City-Lauf dabei

September

Fußball-Zweitligist RWO erreicht mit 1:0-Sieg in Siegen die nächste Runde im DFB-Pokal · Buntes Fest zum 40. Geburtstag der Luise-Albertz-Halle · Duisburger Amtsgericht eröffnet Insolvenzverfahren über das Vermögen der Babcock Borsig AG und 24 weiterer Töchter des Maschinenbaukonzerns · Rund 650 Kündigungen bis zum Jahresende am Standort Oberhausen erwartet · Gasometer wird gereinigt und neu gestrichen · Innenraum wird Drehort für spektakulären Werbespot der Postbank mit Franz Beckenbauer · GHH-Geschichte im Rheinischen Industriemuseum ausgestellt · Initiativkreis Altenberg feiert 20-jähriges Bestehen · Ausstellung „Kuh-Kultur“ im CentO: Bunte Kühe versteigert, 45.000 Euro fürs Friedensdorf · Jugendkirche TABGHA zeigt Ausstellung „Jesus an der Ruhr“ · Juden, Muslime und Christen gedenken in der Marienkirche der Opfer der Terroranschläge von New York vor einem Jahr · Erfolgreiche irische Tanzshow „Riverdance“ nimmt in der Arena Abschied von Deutschland · Beim DRK geht der interne Streit weiter · 556 Sportler machten beim 1. Oberhausen City-Lauf mit - 30.000 kamen zum Sportfest in die Stadt · Arena-Betreiber managen ab sofort auch das TheatrO CentO · Neuer Terminplan vorgestellt: Themenpark O.Vision auf ehemaligem Stahlwerksgelände in der Neuen Mitte soll am 1. Februar 2007 eröffnet werden · Neues Service-Zentrum der Gemeinnützigen Wohnungsbau eG an der Bergstraße eingeweiht · Bundestagswahl: Wolfgang Grotthaus (SPD) und Marie-Luise Dött (CDU) gehen für Oberhausen wieder nach Berlin · 40 Jahre Gedenkhalle Schloss Oberhausen: Israels Botschafter kommt zum Festakt · Lichtburg-Filmpalast nach Umbau wieder eröffnet · Stadtbedienstete demonstrieren gegen Gründung von Kultur gGmbHs



*Verbreiteten den „Virus“ in der Stadt:
die Artisten des Circus „Flic Flac“*

Oktober

Erstmals seit 1989 sinken die Schülerzahlen in der Stadt · Grillopark vor dem Rathaus wird wieder in seinen ursprünglichen Zustand versetzt · Stadt richtet eigene Adoptionsstelle ein · Umgekippter Sattelzug mit 30 Tonnen Äpfeln blockiert die A 42 · 25 Jahre „Ruhrwerkstatt Kultur-Arbeit im Revier e. V.“ · „Circus Flic Flac verbreitet den „Virus“ in der Stadt · Bergmannsfest im CentrO lockt über 100.000 Gäste an · Kinderfilmtage im Lichtburg-Filmpalast · Landesentwicklungsgesellschaft NRW (LEG) will in Oberhausen 619 Wohnungen verkaufen · Sieben Tage Kultur und Kontraste: „Licht Stadt Schatten“ lässt die City leuchten · Ludwig Galerie zeigt China-Kunst zwischen Tradition und Moderne · Am CentrO eröffnet Oberhausens erste Augenklinik · Oberhausen präsentiert sich mit dem Bauplatz O.Vision auf der EXPO-REAL in München · Lebensmittel-Großhändler Lekkerland-Tobaccoland GmbH gibt Oberhausen Ja-Wort für das künftige Logistikzentrum Rhein-Ruhr-Gebiet · Standort im Gewerbegebiet Waldteich-Weierheide · Werner Overkamp wird neuer Chef des Verkehrsbetriebes STOAG · Zweite Fußball-Bundesliga: RWO nach 1:0-Sieg über Freiburg auf einem Aufstiegsrang · Niederländer gründen mit Medikon-Akademie private Fachhochschule mit dem Studiengang „Pflegermanagement“ · Ronan Keating begeistert in der Arena · Polizei gelingt Schlag gegen den Drogenhandel: Zehn Nigerianer festgenommen · Orkanartige Stürme entwurzeln 92 Bäume im Stadtgebiet · „Ruhrchemie“ feiert 75-jähriges Bestehen mit Richtfest für neue Synthesegasanlage in Holten · Tryp-Hotel am CentrO erweitert um 82 Zimmer



*Volles Haus im Niederrheinstadion beim Spitzenspiel
RWO - 1. FC Köln (2:2)*

November

Finanznot erfordert ab 2003 Einsparungen auch beim Verkehrsbetrieb STOAG · Neue Info-Tafeln des Verkehrsvereins an geschichtsträchtigen Gebäuden, Plätzen und Einrichtungen in der Stadt · Auf dem Weihnachtsmarkt am Altmarkt werden karitative Elemente noch stärker betont · RWO trotz Tabellenführer 1. FC Köln vor über 19.000 Zuschauern im Niederrheinstadion ein 2:2 ab und wirft mit einem 1:0-Sieg Bundesligist Arminia Bielefeld aus dem DFB-Pokal · Ehemalige Markthalle erwacht mit Fitness-Studio „Tower-Sport“ zu neuem Leben · Fachkräfte aus den russischen Republiken Udmurtien und Baschkortostan besuchen in Oberhausen Jugend- und Sozialeinrichtungen · Turnerbund Osterfeld veranstaltet Sportgala für flutgeschädigte Vereine im Osten Deutschlands · Motorrad-Freestyler toben sich in der Arena aus · Künstlerin Johanna Heß stellt auf Burg Vondern ihre Werke aus · 1200 Beschäftigte demonstrieren vor dem Technischen Rathaus gegen einen Verkauf des städtischen Kanalnetzes an die RWW · 2. Treffen des Deutsch-Norwegischen Energieforums im TZU · Neue Plakatserie gegen Fremdenfeindlichkeit und für die Integration von Ausländern vorgestellt · Sabine Christiansen, First-Lady aller politischen Talk-Shows, referiert in der Kleinstädter-Bühne über die Verbindung Macht und Medien · Rat der Stadt besiegelt neue Partnerschaft mit den sardischen Städten Carbonia und Iglesias · Regierungspräsident Büssow würdigt städtische Sparbemühungen, genehmigt aber den Etat 2002 nicht

20 Bände Jahrbuch „Oberhausen“ - ein kleines Jubiläum ist mit der Ausgabe 2003 erreicht. Seit 1984 halten Journalisten in Wort und Bild fest, was in dieser Stadt passiert: Außergewöhnliches und Alltägliches, Bedeutendes und Unbekanntes, Positives und Negatives. Aus stadthistorischer Sicht ist daraus im Laufe der letzten beiden Jahrzehnte ein wertvolles Archiv entstanden.

Im neuen Jahrbuch wird u. a. berichtet über die Krise beim Babcock-Konzern, die Planungen der Deutschen Bahn in Oberhausen und die größte internationale Jugendbegegnung, die es je in dieser Stadt gegeben hat. Breiten Raum nehmen wie immer Themen aus Kultur und Sport ein. Im Porträt diesmal Hermann Schulz, Präsident des Fußball-Zweitligisten RWO, der ein Jahr vor seinem 100-jährigen Bestehen wieder ganz nach oben schaut.

